

Vom Hof zum Außenhaus

Mit Beiträgen vom Symposium
der AG Freiraum und Vegetation 2020

Redaktion: Helmut Böse-Vetter

Notizbuch 95 der Kasseler Schule 1. Auflage: 1–175, Dezember 2023

Redaktion: Helmut Böse-Vetter
Herausgeber: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (gemeinnütziger Verein)
c/o Helmut Böse-Vetter, Graßweg 17, 34121 Kassel
www.freiraumundvegetation.de
ISSN: 2751-6520
Bestellungen an: AG Freiraum und Vegetation
boese-vetter@web.de oder bestell@freiraumundvegetation.de
Vereinskonto: Kasseler Sparkasse (BLZ 520 503 53) Konto-Nr.: 059 475
IBAN: DE66 5205 0353 0000 0594 75, BIC: HELADEF1KAS
Herstellung: Wollenhaupt GmbH, Unter dem Felsenkeller 30, 37247 Großalmerode
Texterfassung: Anne Blaß und AutorInnen
Umschlag: Titel: H. Böse-Vetter unter Verwendung des Gemäldes „Ansicht von Häusern in Delft“ 1658-1659 von Johannes Vermeer. Rijksmuseum Amsterdam.
Rückseite Fotos : H. Böse-Vetter / Bernd Sauerwein
Fotos / Zeichnungen im Text, soweit nicht anders angegeben: Bernd Sauerwein und Helmut Böse-Vetter
Alle Rechte bei den AutorInnen

Vom Hof zum Außenhaus

Inhalt 3

Helmut Böse-Vetter	Vom Hof zum Außenhaus. Zum Notizbuch 95 mit den Beiträgen des Symposiums 2020	5
--------------------	--	---

Nachlese:		
<i>Inge Meta Hülbusch</i>	<i>Das Außenhaus (1979)</i> <i>mit: Skizzen Hegestraße Gladbeck. aus:</i>	12
	<i>Innenhaus und Außenhaus (1978)</i>	16
<i>Regina Helbig</i>	<i>Hof und Haus (1997 /99)</i>	21
<i>Karl Heinrich.Hülbusch</i>	<i>Haus, Hof, Garten (2014)</i> <i>aus: Die Kunst des Gärtner(n)s</i>	24
<i>Inge Meta Hülbusch</i>	<i>Beispiel Karlshafen (1976)</i> <i>Exkursionsführer zu charakteristischen</i> <i>Beispielen nordhessischer Kleinstädte.</i> <i>O-Phasen-Exkursionen SS 1976</i>	25
	Mit Fotos und einer Nachbemerkung von 2023	33

Beiträge vom 20. Symposium der AG Freiraum und Vegetation am 07.03.2020 in Felsberg-Gensungen. Thema : Hof – Außenhaus	36
---	----

Helmut Böse-Vetter	Hof – Außenhaus. Anmerkungen zum Symposiumsthema 2020	37
	Programm und Begrüßung	40
Angelika Pausch-Horstkotte	Der Vogtsche Hof - Vom Bauernhof zur Bildungsstätte	42
Bernd Gehlken	Der Hof hinter dem Hof	47
Karl Heinrich Hülbusch	Zur Charakterisierung von Wohnbauten*)	55

Petra Arndt	Den Hof machen ! Die Entstehung eines Hofes	60
Helmut Böse-Vetter	Einen Hof vorrätig halten	67
Helmut Böse-Vetter	Am Rand bemerkt . **)	73
Bernd Sauerwein	Gemeine Tätigkeiten **) Hannah Arendts Verständnis der Arbeit und die Freiraumplanung	81
Helmut Lührs	Der Einzelne, Einzige, Vereinzelte	93
Karl Heinrich Hülbusch	Inge Meta Hülbusch 1978 - 'Innenhaus und Außenhaus – umbauter und sozialer Raum'	99-168

Fotos im Text vom Symposium und Spaziergang in Gensungen von Bernd Sauerwein und Helmut Böse-Vetter

**) Beitrag vom Symposium „denk-mal“ 2022 der AG Freiraum und Vegetation.

*) Zusätzlicher Beitrag/ Kommentar



Vom Hof zum Außenhaus

Zum Notizbuch 95 mit den Beiträgen des Symposiums 2020

Helmut Böse-Vetter

Den Titel dieses Notizbuchs hat Karl Heinrich Hülbusch beigesteuert. Er weist darauf hin, daß die Begriffe „Hof“ und „Außenhaus“ nicht das Gleiche bedeuten, nicht synonym gebraucht werden können. Zunächst müssen wir den Hof vom Hof unterscheiden. Der Hof als umfassender Begriff für Hab und Gut im Allgemeinen und als Bezeichnung für eine Wirtschaftsfläche am Haus sind natürlich nicht voneinander zu trennen, müssen aber auseinandergelassen werden. Deshalb kann Angelika Horstkotte-Pausch ja auch vom alten Vogtschen Hof als Bauernhof sprechen und trotzdem den Türplatz am heute noch verbliebenen ehemaligen Wohnhaus ebenfalls Hof nennen.

K.H. Hülbusch zog es in der Diskussion vor, „den ganzen Hof der Bauernwirtschaft zu lassen“ und „das ganze Haus der Hauswirtschaft zu lassen“, wozu neben Innenhaus auch das Außenhaus gehört. Wesentlicher Unterschied ist jeweils die ökonomische Orientierung. Der Bauern-Hof, die Hofstatt, ist danach in seiner Orientierung zum Markt ein von außen her bestimmter ‚sozialer Raum‘. Im Unterschied dazu wird die Hausstatt mit dem Außenhaus von innen her -vom privaten Innenhaus ausgehend- als häuslicher Platz und als Zugang nach außen gerichtet. Das Außenhaus ist der „soziale Raum“, weil es dem Kontakt des Hauses nach draußen Platz und die Gelegenheit der Begegnung bietet. Wie Inge Meta Hülbusch es formulierte, ist das Außenhaus Ort für die notwendigen und praktischen Ergänzungen im Alltag, läßt sich aber nicht darauf beschränken. „Diese sind jedoch die Anlässe und Gelegenheiten zur Öffnung und Weiterung des Innenhauses, das (...) den Bewegungsspielraum nicht nur quantitativ und qualitativ, sondern auch sozial erweitern kann.“ (Hülbusch, I.M. -1978-S. 9)

Der Hof nach vorne und hinten

Nach Karl Heinrich Hülbuschs Auslegung der vielzitierten Schrift „Innenhaus und Außenhaus, umbauter und sozialer Raum“ von Inge Meta Hülbusch gerät die liebgewonnene Formel von „Haus und Hof“ ins Wanken. Aber nur dann, wenn wir den Blick und die Aufmerksamkeit vornehmlich auf den Hinterhof eines Hauses richten, der ja unzweifelhaft auch zum Außenhaus gehört, aber von außen gesehen unzugänglicher ist. Gegenüber dem Hinter-Hof wird in unseren Diskussionen zum Außenhaus der Vor-Hof eher sträflich beachtet. Dabei stellt dieser Hof die Öffnung und Verknüpfung des Hauses, den Inbegriff des „sozialen Raumes“ im Sinne von I.M. Hülbusch dar. Nun gibt es noch eine dritte Möglichkeit: den seitlichen Hof neben dem Haus, der beide Orientierungen des Außenhauses beinhaltet. Solch ein Eingangshof, der gleichzeitig Hinterhof ist, wird in der Schrift von I.M. Hülbusch als Beispiel für das Außenhaus –nicht unbedingt als Vorbild- aufgeführt. Wir haben uns damit bei den Überle-

gungen zum Haus¹ beschäftigt, Beispiele gesammelt und die vielen Vorzüge des seitlich am Haus liegenden Platzes mit Verbindung von Straße und Hof – z.B. beim „Anbauhaus“ /Doppelhaus- benannt, aber die Bedeutung als ‚sozialer Raum‘ vernachlässigt. Im Nachhinein erhält die Anmerkung aus der Diskussion von H. Lührs Gewicht, daß er den Hof –als Außenhaus- vor allem vorne sieht, weil er den Weg von und nach Draußen enthält. Der zurückgezogene (Hinter)-Hof würde demnach als Platz eher dem ‚umbauten Raum‘ näherstehen.

In zwei Symposiums-Beiträgen werden Beispiele mit einem seitlichen „Hof“ berichtet, einmal mit und einmal ohne Haustür im Hof (P. Arndt und H. Böse-Vetter). Die damit verbundene Nähe von Hof und Straße wird erst über die Tätigkeiten und Anwesenheit als „sozialer Raum“ virulent. In den beiden Beiträgen steht die private häusliche Seite des Hofes, die Rückzugsmöglichkeit, das nachbarliche ‚Sich-aus-dem-Weg-gehen-können‘, als Qualität im Vordergrund.

„Gemeine Tätigkeiten“

Auf die genannte Arbeit von Inge Meta Hülbuschs „Innenhaus und Außenhaus“ und das exemplarische Beispiel des eigenen Haushaltes in Gladbeck, wird in vielen Beiträgen Bezug genommen, deshalb drucken wir in diesem Notizbuch die Grundrißskizzen und einige Textpassagen nochmals ab. Ebenso geben wir Auszüge aus dem Text von Regina Helbig „Hof und Haus“ von 1999 wieder, weil hier die Verwandtschaft von „Außenhaus“ und „Hof“ begründet wird. Ergänzend hierzu Passagen aus „Die Kunst des Gärtner(n)s“ von K.H. Hülbusch mit Merkmalen zum Hof. Diese älteren Texte mit Überlegungen zum Thema werden quasi als „Gedanken-Hof“ im Sinne von H. Lührs den Symposiums-Beiträgen vorangestellt.

Wenn wir an einen „Hof“ denken, schwingt oft eine romantische Erinnerung an einen Wirtschaftsbetrieb mit oder althergebrachte Beispiele von „Haus und Hof“. So waren die berichteten Beiträge auch biographisch von eigenen Erinnerungen und Erfahrungen geprägt, die in gründerzeitlichen Bauten oder Siedlerhäusern der 20er bis 50er Jahre einen kleinstädtischen Hintergrund hatten. Nur der Beitrag von Bernd Gehlken führt uns von Hof zu Hof eines ehemaligen Bauernhofs der Familie, mit einer –wie er schreibt- heute eher städtisch geprägten Ökonomie, wobei Kleintierhaltung und Hühnerschlachten noch altertümlicher Selbstversorger-Hauswirtschaft verhaftet sind.

Die Tätigkeiten scheinen überholt zu sein, aber wenn wir uns nichts vormachen ähneln viele Arbeiten in einem 2-Generationenhaushalt immer noch denen unserer Großeltern, trotz technischer Geräte. Der Zeitaufwand ist weniger geworden, aber Holz wird neuerdings wieder vermehrt gehackt. Fahrräder wollen repariert und untergebracht werden, nicht nur Kinder brauchen sicheren Bewegungsraum und Rückzugsmöglichkeiten, Besuch wird empfangen, bewirtet und verabschiedet, Abfall muß zwischengelagert und vor die Tür gebracht

¹ Siehe Böse-Vetter, H., Braun, U., et al. -2014- Das Haus. Hier Seiten 116-125.

werden, Päckchen für die Nachbarschaft werden entgegengenommen und abgeholt, beiläufig wird ein Blick aus dem Fenster geworfen, war die Post schon da?...alles „Gemeine Tätigkeiten“.

Ein Hof wird über die Tätigkeiten verfertigt, wie B. Sauerwein mit Verweis auf I.M. Hülbusch schreibt. Zu den Beiträgen des Symposiums 2020 ist der Beitrag von Bernd Sauerwein vom Symposium 2022 über „gemeine Tätigkeiten“ in dieses Notizbuch aufgenommen worden, weil er den bei I.M. Hülbusch zentralen Begriff der (Alltags-)Arbeit und dessen Bedeutungshof in Bezug zu Hannah Arendts Begriffen der Arbeit und des Handelns diskutiert. H. Arendt trennt Arbeiten und Arbeitsplatz als häuslich private Tätigkeiten vom Handeln, das sie der öffentlichen Sphäre zuordnet. Der Zusammenhang von ‚Privatem und Kommunalem‘, dessen Basis im „Außenhaus“ als „sozialem Raum“ über die Anwesenheit und Arbeit vermittelt ist, wird von H. Ahrendt ausgeklammert.

Hof und Außenhaus regeln einen Zusammenhang

In den Beiträgen wird die Lage und Verbindung von Höfen als Vor- und Wirtschaftsplätze in Bezug zum Haus und zu Wirtschaftsbauten betont. Die unterschiedlichen Tätigkeiten draußen sind möglich weil die Verbindung von innen nach außen nicht zu spezialisierten dauerhaften Besetzungen führt. Auch dann nicht, wenn –wie im Beispiel von B. Gehlken- immens viel Platz zur Verfügung steht.

H. Lührs weist in seinem Beitrag darauf hin, daß es nicht eine Frage des Platzes ist, sondern der Vor-Stellung, der mitgebrachten Kenntnisse und Erfahrungen davon, was gebraucht, getan, angefangen werden kann. Für Lührs ist der Vorhof an der Straße zentral für den Hofbegriff, weil daran deutlich wird, daß der Hof eine Art Regularium ist, das etwas in einen sozial verstandenen Zusammenhang setzt: „Straße und Haus, die Sphären des Privaten und des Öffentlichen, die Interessen des Einzelnen und die Aller“. Dies kommt auch in K.H. Hülbuschs Beitrag mit der Weiterführung vom „Hof zum Außenhaus“ zum Ausdruck, weil –wie er andeutet- wir uns viel zu sehr im ‚Hof‘ ausgeruht, und die verknüpfenden und erweiternden Funktionen des Außenhauses als „sozialem Raum“ vernachlässigt hätten.

H. Lührs schlägt den Bogen mit einer Analogie noch weiter: auf einer metaphorischen Ebene ist der Hof die Versammlung und der Zusammenhang einzelner Beiträge und Erfahrungen –z.B. an Hochschulen, auf die als „Gedankenhof“ die Beiträge Einzelner bezogen werden können. „Der Hof der Gedanken –(...)– regelt auch hier das Zusammenleben der Leute.“ (Lührs, H. in diesem Notizbuch) Wenn der Hof verloren geht oder nicht zugestanden wird, wird der Zusammenhang zerrüttet oder verweigert, mit dem sich jeder Einzelne auf ein Allgemeingut beziehen und dazu beitragen kann.²

² Eine empfehlenswerte Ergänzung zum Beitrag ist der Text von H. Lührs: Kein Garten ohne Hof. In: Neubrandenburger Skizzen, Heft 13. S. 67-68. Neubrandenburg. 2022.

Ein Hof ist ein abhängiger Platz

In einigen Beiträgen wird ein Fall oder ein Beispiel zum „Hof“ berichtet. Dabei ist auffällig und nahezu kennzeichnend, dass Geschichten und Begebenheiten berichtet werden, zum Gegenstand -dem Hof- aber bis auf wenige Hinweise zur Lage so gut wie nichts gesagt wird. Auch in der Gartenliteratur, in Biografien oder Erzählungen wird oft der Garten als Szenerie und Ort ausgebreitet, der Hof dagegen –wenn denn von ihm überhaupt die Rede ist- bleibt blaß. Selbst in Kinderbüchern wo sich vieles um den Hof dreht, kommt er explizit nicht vor. In der Geschichte „Katze mit Hut“ wird das Haus mit jedem Winkel minutiös beschrieben, zum Hof wird lapidar mitgeteilt: „Sie sieht auf den Hof hinunter. Auf einen Holzstoß mit Hauklotz.“ (Ruge, S. und D. -1989- S.10 f.)

Fontane schreibt in seinem Roman „Meine Kinderjahre“: „...dann standen wir auf, um (...) alles in Augenschein zu nehmen. Zuerst also den Hof. Es sah alles ziemlich kahl aus, und ich bemerkte zunächst bloß einen Sägebock mit einer Buchenholzklobe darauf (...).“ Fontane Th.v. S. 163, (1893 Berlin) 1976 München. Und an einer anderen Stelle gerät er ins Schwärmen, ohne dass der Leser etwas Genaueres über den Hof erfährt. „Ja, dieser Hof! An drei Seiten war er von allerlei Baulichkeiten eingefaßt, an der vierten aber zog sich ein mit Eisenspitzen besetzter, hoher Bretterzaun hin, an dem entlang und in Höhe noch weit über ihn hinauswachsend prächtiges Buchenklafterholz dicht aufgeschichtet lag, ein Anblick, der mich bei meiner Spiel- und Kletterlust gleich im ersten Augenblick erkennen ließ: Hier ist's gut sein.“ (Fontane, Th.v. -1976- S.41)

Im Unterschied zu Gartendarstellungen stehen einfache Höfe auch in der Malerei selten im Mittelpunkt. Am bekanntesten dürften die zahlreichen Darstellungen von Jan Steen oder Pieter de Hooch sein, deren Genremalerei Hinterhofszenen an gutbürgerlichen Häusern darstellen. Auch das bekannte Gemälde „Ansicht von Häusern in Delft“ von Johannes Vermeer zeigt neben dem Haus eine seitliche Hausgasse in den Hinterhof und den Türplatz als Vorhof in der Straße, also die zwei Seiten des Außenhauses. (siehe dazu die Umschlagabbildung) Wenn wir uns die handelnden Personen auf den Bildern wegdenken, sind die Höfe leer, bis auf Regentonne, Pumpe mit Trog, Kohlenkasten, Stufe, Rinne, wird nicht viel geboten. Das Mobiliar ist beweglich bis auf die Besonderheit einer Laube am Rande. Ein immer ähnlicher Hof wird in unterschiedlichen Konstellationen und Alltagsszenen variiert. Bemerkenswert ist die Verbindung von Vor- und Hinterhof mit Bezug zur Straße, über einen separaten Gang im oder neben dem Haus.

Ein Hof ist kein unabhängiger Freiraum mit einer selbständigen Nutzung, es sei denn man würde ein Grundstück, eine Parzelle per se als Hof bezeichnen. Ein Hof ist abhängig von einer Hauptnutzung: als Vorraum an Tür und Straße gebunden oder als Wirtschaftsplatz an Haus oder Garten. Ein Hof dient dazu, den Spielraum häuslicher Tätigkeiten zu vergrößern und den Zugang zur Allgemeinheit zu regeln.



Abb. 1 links: Pieter de Hooch. Landhaus. 1665.

Abb. 2 rechts: Pieter de Hooch. Hof eines Hauses in Delft. 1658.

Jeder Hof ist ein Vor-Hof

Man könnte sagen, alles spielt sich am Rande ab. Der Hof ist die Bewegungsfläche fürs Herein und Hinaus, fürs Hin und Her, fürs Kommen und Gehen. Aber auch der Platz fürs beiseite gehen, absetzen und abstellen, fürs warten, begegnen und sammeln. Das erinnert an eine ganz ähnliche Situation: den Gehweg einer Straße, eine banale leere Fläche, die zu unterschiedlichen Zeiten von unterschiedlichen Leuten –Anwohnern, Passanten, Lieferanten, Besuchern – für unterschiedliche Zwecke und Gelegenheiten unterschiedlich genutzt wird. Die Beschreibung, die uns Jane Jacobs vom Bürgersteig und seinen Gebrauchs-Komponenten gibt, gilt dem Prinzip nach auch für einen „Hof“: „Die meisten dieser Komponenten sind in irgendeiner Art und Weise spezialisierter Natur, und sie vereinigen ihre Wirkung auf dem Bürgersteig, der nicht im Geringsten spezialisiert ist. Und das ist seine Stärke.“ (Jacobs, J. -1976- S.46)

Der Hof ist über die Tätigkeiten definiert. Ein leerer Hof ist dann eine Gelegenheit, wenn die Nutzungen am Rande ihn mit Sinn versehen. Ein Hof hat in der Regel einen festen Boden, eine strapazierfähige Unterlage fürs Kommen und Gehen, fürs Abstellen, Zwischenlagern, Werkeln. Das wechselt je nach Absicht und Tätigkeit. Wenn wir den Garten als stationäre Einrichtung betrachten, dann wäre der Hof eine Art ambulante Station. Der Hof ist mit dem Gehweg verwandt, weil er wie dieser wenig bis gar nicht spezialisiert ist und praktisch

keine Funktionsbindungen enthält. Deshalb braucht ein Hof –wie ein aufgeräumter Tisch- immer einen praktischen Anlaß häuslicher Arbeit und Muße. Wenn es heute keine Höfe mehr an Häusern gibt, oder Platz der als Hof in Gebrauch genommen werden kann, ist dies einigermaßen konsequent, weil das Äquivalent im Haus oder Garten dazu fehlt.

Beim Garten steht das Gärtnern im Vordergrund, beim Hof ist dieses –wenn überhaupt- nachrangig. Hier steht der Platz fürs Hantieren und Werkstelligen im Vordergrund, ebenso wie fürs Hin und Her, Abstellen, Verarbeiten, Zwischen- und Auslagern. Alles 'gemeine Tätigkeiten', die im allgemeinen Sinn zur Vor- und Nachbereitung gehören. Jede Tür hat oder braucht Platz davor, jedes Zimmer, generell jede besetzte oder belegte Fläche braucht einen Vorhof, einen Hof als Ergänzung und Zugang.

Ohne Hof

In städtischen Situationen denken wir beim Hof ans Haus. Kein Haus ohne Hof, ohne zugehörigen Grund, ohne Außenhaus. Es gilt aber auch: „Kein Garten ohne Hof“ schreibt H. Lührs (2022: 67) „Der Hof eignet sich nicht zur ideologischen Vereinnahmung, hier wird kein Paradies gespielt, auch kein Schäferstündchen gedacht. Der Hof ist sehr wohl im Reich der Notwendigkeit verortet, der Arbeit und ihrer praktischen Verfertigung gewidmet. (...) Diese beiden Seiten des Nutz und Frommen, dem tätig und müßig sein, verleiht der Hof dem Garten – als praktische, als gedankliche Konstruktion gleichermaßen. Wer einen Garten will und den Hof nicht denkt, der bekommt bestenfalls eine Grünfläche (...).“ (Lührs, H. -2022- S. 68)

Weder Haus noch Straße oder Garten sind ohne Hof denkbar, deshalb müssen wir den Begriffspaaren „Innenhaus und Außenhaus“, „Hof und Haus“ auch die Paarungen „Hof und Garten“ sowie „Hof und Straße“ zur Seite stellen.

Wenn H. Lührs schreibt, dass sich der Hof nicht zur ideologischen Vereinnahmung eignet, dann stimmt dies sicherlich für den sachlichen 'Gegenstand' eines Hofes, oder –um ein anderes Beispiel zu nennen- eines Kellers. Mit dem Partykeller verschwindet der Keller. Mit der Grünfläche und Wohnzimmerterrasse verschwindet der Hof. Als Begriff aber bleibt der ‚Hof‘ weiter verführerisch, weil wir sowohl enge, dunkle Lichthöfe /Ecken als auch schattige Plätze/ Hofgärten damit verbinden. Der Hof als Begriff hat einen großen Bedeutungshof und Veränderungen des Bedeutungskerns vom Hühnerhof bis zum Gerichtshof erfahren. Als Aushängeschild für „Gemeinschaft“ wurde mit dem ‚Hof‘ ein sympathisches Leumund geschaffen, der allen möglichen – auch monströsen- Gebilden angehängt wird. So ist der Hof mit seiner alltagspraktischen und sozialen Bindung an häusliche Verhältnisse begrifflich verwässert und seiner Substanz beraubt, um jetzt für abhängige Wohnverhältnisse und jede Art und Dimension mit Bauten umstellter Flächen verwendet zu werden. Bis heute niemand mehr einen Zusammenhang und inhaltliche Bestimmungen des Begriffs mehr kennt und versteht, der 'Bedeutungshof' verloren ist.

Ausgerechnet dann und dort, wo es nicht mehr um's Haus geht, beim Geschosswohnungsbau, macht der Hof Karriere -als begriffliche Schönfärberei. In der gründerzeitlichen Mietskaserne oder im ‚Neuen Bauen‘, z.B. dem Gemeindewohnungsbau der 20er Jahre. Eine ‚Karriere‘, die auch dem „Außenhaus“ nicht erspart geblieben ist.

Beispiele hierzu sind hinlänglich bekannt und bildeten die Anlässe und Reibungsfläche für die Diskussion zur Freiraumplanung seit den frühen 1970er Jahren. Die Forderung nach dem „Außenhaus“ war und ist deshalb immer auch vor dem Hintergrund der Kritik am Geschosswohnen zu verstehen.

In den Beiträgen von K.H. Hülbusch und H. Lührs kommt dies zum Ausdruck. Zur Betonung haben wir den Vortrag von I.M. Hülbusch „Das Außenhaus“, den sie 1979 im IDZ-Berlin hielt, nochmals abgedruckt.

Literatur

Böse-Vetter, H., Braun, U., Hülbusch, K.H., Scharla, L. Volz, H. und Zeihe, M. -2014- Das Haus. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Das Haus. Notizbuch 80 der Kasseler Schule: 18-146. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Fontane, Th.v. – 1976 (1893)- Meine Kinderjahre. 1893 Berlin. 1976 München.

Hülbusch, I.M. -1978- Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 01–Heft 33 der OE Architektur-Stadtplanung-Landschaftsplanung. Gesamthochschule Kassel. Kassel.

Lührs, H. -2022- Kein Garten ohne Hof. In: Neubrandenburger Skizzen, Heft 13, S.67-68.

Hg.: LPG (Landschafts- und FreiraumPlanunG) Neubrandenburg e.V., Neubrandenburg.

Migge, L. -1913- Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.

Ruge, S. und D. -1989- Katze mit Hut. Weinheim und Basel.

Jacobs, J. – 1976 (1961) Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Gütersloh. (hier: S. 46)

Abbildungsnachweis:

Gemeinfreie Werke „Wikimedia commons“:

Abb. 1: Pieter de Hooch. Landhaus. 1665.

Abb. 2: Pieter de Hooch.

Hof eines Hauses in Delft. 1658.

Abb. 3: Leipzig

(Foto: Aileen Vetter)



Referat im Internationalen Design Zentrum Berlin (IDZ) am 22.11.1979. Veröffentlichung von "ARCH+" abgelehnt. Aus: Notizbuch 10, S. 47-51. Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel. 1989.

Das Außenhaus (1979)

Inge Meta Hülbusch

Das Außenhaus - für die Ausschreibung zu diesem Wettbewerb hier definiert als: "Der Raum zwischen Wohnung und Öffentlichkeit" - was ist es nun wirklich, was umfaßt es?

Das "Außenhaus" hat - wie das "Innenhaus" - etwas mit Wohnen zu tun, es umfaßt - wie das "Innenhaus" - den Bereich der "Reproduktionssphäre", das, was man landläufig mit dem Begriff "Erholen von der täglichen Arbeit" bezeichnet. Noch enger gefaßt, bezeichnet man mit Wohnung / Haus den Bereich, in dem man hofft, seinen täglichen Arbeitsballast loszuwerden, um neue Kräfte für den Arbeitsalltag aufzubauen, physische wie psychische.

Es ist also notwendig, daß die Möglichkeiten zur "Erholung" - wir wollen es mal so billig definieren - bereitgestellt werden, da normalerweise der Arbeitsalltag der Mehrwertschaffenden wie der lernenden Bevölkerung, die sich auf die Produktion vorbereitet - Schüler und Studenten inbegriffen - so lang ist, daß kaum noch Kräfte vorhanden sind, selbst die Voraussetzungen dafür zu schaffen.

Hier wird die Unentbehrlichkeit der aus dem Produktionsprozeß Ausgeschiedenen - der Rentner, oder anders: der Omas und Opas - sowie der Zuhausegebliebenen - der Nur-Haus- und Familienfrauen - sichtbar, das heißt, verallgemeinert, die Arbeit der Omas und Opas und der Mütter ist notwendig für die Bereitstellung von Erholungs- / (Über-) lebensmöglichkeiten für die sogenannte arbeitende und lernende Bevölkerung. Diese Arbeit der Zuhausegebliebenen wird nicht bezahlt, ist umsonst wie die sogenannten natürlichen Hilfsquellen Wasser, Luft, Erde, die zur Zeit bekanntlich besonders stark belastet bzw. ausgebeutet werden, zugunsten einiger weniger.

Familienpolitik reduziert sich auf diese Arbeitsleistung der Zuhausegebliebenen und ihre Leistungsfähigkeit als Bioproduzenten. Wie hieß es doch im alten Pompeji?

"Die Arbeit der Sklaven gehört den Herrschaften."

Da dieser Arbeitgeber unterschiedliche Qualitäten hat, konnten natürlich auch - im Interesse des Arbeitgebers - Werksiedlungen mit Garten wie z. B. im Ruhrgebiet entstehen, die durchaus zum Wohlbefinden des Arbeitnehmers und seiner Familie beitragen und noch beitragen, besonders, da sie immer noch eine "notwendige Ergänzung der knappen Lebensausstattung unterer

Schichten" sind, wenn auch das Bundesverfassungsgericht Karlsruhe vor kurzem anderer Meinung war.

Es entstanden aber parallel - und das noch in jüngster Zeit mit Gewerkschaftshilfe - und Gewerkschaftsprofiteuren - Hochhaussiedlungen wie das Märkische Viertel, Gropiusstadt hier in Berlin, Osterholz-Tenever und Grohner Düne in Bremen und unzählige mehr.

Dabei hat es den Anschein, als ob - sicher im Werksinteresse (man mag es auch Profitinteresse nennen) - die Initiatoren des niedriggeschossigen Wohnungsbaus die glücklichere Hand gehabt hätten. Der Stapeleffekt entfällt, man fühlt sich in diesen Wohnungen - als bekanntestes Beispiel soll mal wieder die Zechensiedlungen des Ruhrgebietes genannt werden - nicht so enteignet, da zumindest die Möglichkeit besteht, Dinge zu tun, die das Gefühl, nur Sklave zu sein, aufheben: basteln, Gartenarbeit verrichten oder einfach nur an der eigenen Haustür zu stehen oder zu sitzen und mit Nachbarn und Vorbeigehenden zu erzählen. Man muß es nicht, hat aber die Gelegenheit dazu. Ich glaube so etwas kennen wir alle.

Uns ist also klar, daß eine Siedlung wie diese nicht nur aus aneinander gereihten Kisten besteht, die man mit entsprechender administrativer Gewalt auch stapeln könnte, sondern mehr ist: Eingang, Ausgang, Türen, Treppen, Wege, Höfe, Schuppen, Gärtchen, Fenster zum Rein- und Rausgucken, Rein- und Rausreden, Keller ... Topoi, die, wenn wir genau hinsehen, in vielen alten - und, wenn wir Glück haben, auch in neuen Siedlungen auftauchen. Alles sind Elemente, mit denen man etwas machen kann, über die man verfügen kann, ohne dem anderen, dem Nachbar, etwas zu nehmen oder wehzutun.

Wir sind also jetzt bei der Frage der Aneignung der Umwelt, die sicher mit den eingangs erwähnten ökonomischen Bedingungen zu tun hat«, D.h., wenn ich weiß, daß das, was ich zum Leben brauche, gesichert ist, und sei es nur das Existenzminimum, habe ich auch meist die Kraft, die Nah-Umwelt nach meinen Bedürfnissen herzurichten, vorausgesetzt natürlich, dieses Herrichten ist mir erlaubt. Ich schaffe mir also Dinge, die nur ich mir bereitstellen kann. Ich brauche also nicht zu demonstrieren - auf die Straße zu gehen - um meinen Nahbereich für mich passend herrichten zu können, Absprache mit dem Nachbarn vorausgesetzt.

Fassen wir einmal zusammen:

das "Außenhaus" ist hiermit der Bereich außerhalb des umbauten Raumes, den wir uns aneignen können, dessen Aneignung für uns eine soziale und ökonomische Notwendigkeit ist.

Ich hoffe, daß wir uns richtig verstehen: ich singe hier kein Loblied des Eigenheims im Garten, sondern verlange, daß man "zuhause" miteinander oder allein etwas zu tun haben darf, d.h. auch etwas zu sagen haben darf.

Das "Zuhause" ist damit nicht auf das "Innenhaus", d.h. die Wohnung als sol-

che, den umbauten Raum, beschränkt, sondern umfaßt auch das "Außenhaus". Das "Außenhaus" ist also nicht identisch mit dem "Wohnumfeld" oder dem "Freiraum", die - weniger oder mehr - von der öffentlichen Hand - den Planungsämtern / Siedlungsgesellschaften - bestimmt werden»

Maßnahmen im "Wohnumfeld" oder im "Freiraum" tragen dirigistische Züge; sie sind Maßnahmen für Leute, die kein "Außenhaus" haben, die also nach draußen nichts sagen dürfen. Sie dürfen zwar verlangen: "Wir brauchen einen Kinderspielplatz", aber nicht: "Ich brauche einen Platz zum Basteln". Wohnen hat etwas mit Wohlbefinden zu tun, mit der seelischen und körperlichen Stabilität des Einzelnen in der Gruppe, in der Gesellschaft.

Das Motto "Patienten haben eine Familie" trifft ebenso zu wie: "Mit der Wohnung kann man einen Menschen erschlagen". Es zählt also nicht die durchschnittliche Lebenserwartung, sondern die individuelle bzw. die Erwartung der Kleingruppe, des Haushalts, der Familie, es zählt nicht das Durchschnittsglück, sondern das Glück für mich, das Glück an sich, Untersuchungen in Mannheim ergaben jetzt, daß Selbstmord "ansteckend" ist, d.h. in bestimmten Vierteln - ich behaupte jetzt einmal, dort wo man nichts zu sagen hat, d.h. nichts sagen darf - sind viele Einzelne aufgrund ähnlicher Situation dazu bereit, eine "vorgeleiteten" Selbstmord nachzuahmen. Das hört sich brutal an, ist aber seit den ersten Untersuchungen der Sozialökologen der Chicagooer Schule der 20er Jahre bekannt.

Aber noch einmal zurück zu den Angeboten der öffentlichen Hand:

Die öffentlichen Anlagen - der Bürgersteig, die Straße, der Platz, der Park, der Stadtwald - sind die Faktoren, die viele "Zuhause" zu einer Gemeinde machen, d.h. ihre Qualität und Zuordnung entscheidet mit über die Qualität des Gemeinwesens, über die Qualität dessen, was öffentlich ist, was allen gehört bzw. gehören sollte.

Wenn wir hier das Schlagwort der "Darstellung" aus der alten Urbanitätsdiskussion auf greifen wollen: hier stellt man sich so dar, wie man sein möchte, in seinem Außenhaus so, wie man ist. Das kann dann durchaus so aussehen, daß die Topoi einer Villa identisch sind mit denen einer Mietskaserne: die Bewohner dürfen aus Prestige Gründen nichts tun, es gibt kein Außenhaus, alles ist "öffentlich", es darf sich nichts bewegen, außer, es trägt zum Ansehen bei. Mit dem Unterschied natürlich, daß die Villenbewohner über dieses "Ansehen" selbst entscheiden und die Mietskasernenbewohner nicht. Für die Arbeit sind Angestellte notwendig, die Bewohner dürfen nicht Hand anlegen.

Es sind also Wohnformen, für die man Lakaien braucht - Lakaienarchitektur, Architektur für Leute, deren Arbeit - wie in Pompeji - den Herrschaften gehört. D.h., die Bewohner von Mietskasernen und Villen "lassen aneignen", was sich natürlich nur in Zahlen / Bruttosozialprodukt ausdrücken läßt.

Hat dieses Außenhaus denn etwas mit Architektur, mit Entwurf zu tun oder entsteht es beim Arbeiten, beim Leben nebenbei?

Das Außenhaus setzt voraus, daß die Bewohner die sozialen und ökonomischen Notwendigkeiten draußen und drinnen verbinden können, daß sie über den Einsatz ihrer Ressourcen selbst verfügen können, also nicht wieder über sie verfügt wird. Alle Behauptungen, die sagen, daß nicht jedes Haus vollständig sein könne, weil wir diesen Platz nicht hätten, sind falsch. Es liegt der Verdacht nahe, daß diese Behauptungen Methoden haben, mit Absicht, wenn auch zum Teil unbewußt darauf aus sind, Sozial- und Autonomie-Defizite herzustellen. Der Platz, der den Leuten so vorenthalten wird, weil er angeblich fehlt, wird mit ignoranter Leichtfertigkeit als Dekoration im Geschoßwohnungsbau und bei Bundesgartenschauen und ähnlich demonstrativen Bauvorhaben der sozialen Verfügung entzogen und gleichzeitig als soziale Großtat propagiert.

Deshalb sind bei der Jurierung zum Thema "Das Außenhaus" keine Arbeiten prämiert worden, die sich ausschließlich als Architektur = Vorfertigung für die Leute = Erfahrung aus zweiter Hand verstanden. Prämiert wurden Arbeiten, in denen der Widerstand gegen die Enteignung der Lebensverhältnisse oder die Herstellung der Lebensverhältnisse erfahren, beobachtet und dargestellt wurden, die also die Herstellung des Außenhauses im historischen und sozialen Prozeß beschreiben.

Das Außenhaus kann nicht als Markt oder Marktwert, sonder nur gebrauchswertorientiert verstanden werden, in Abwandlung eines Wortes von Heinrich von Kleist: kurzgefaßt geht es um

"die allmähliche Verfertigung des Außenhauses beim Nutzen".



Aus:

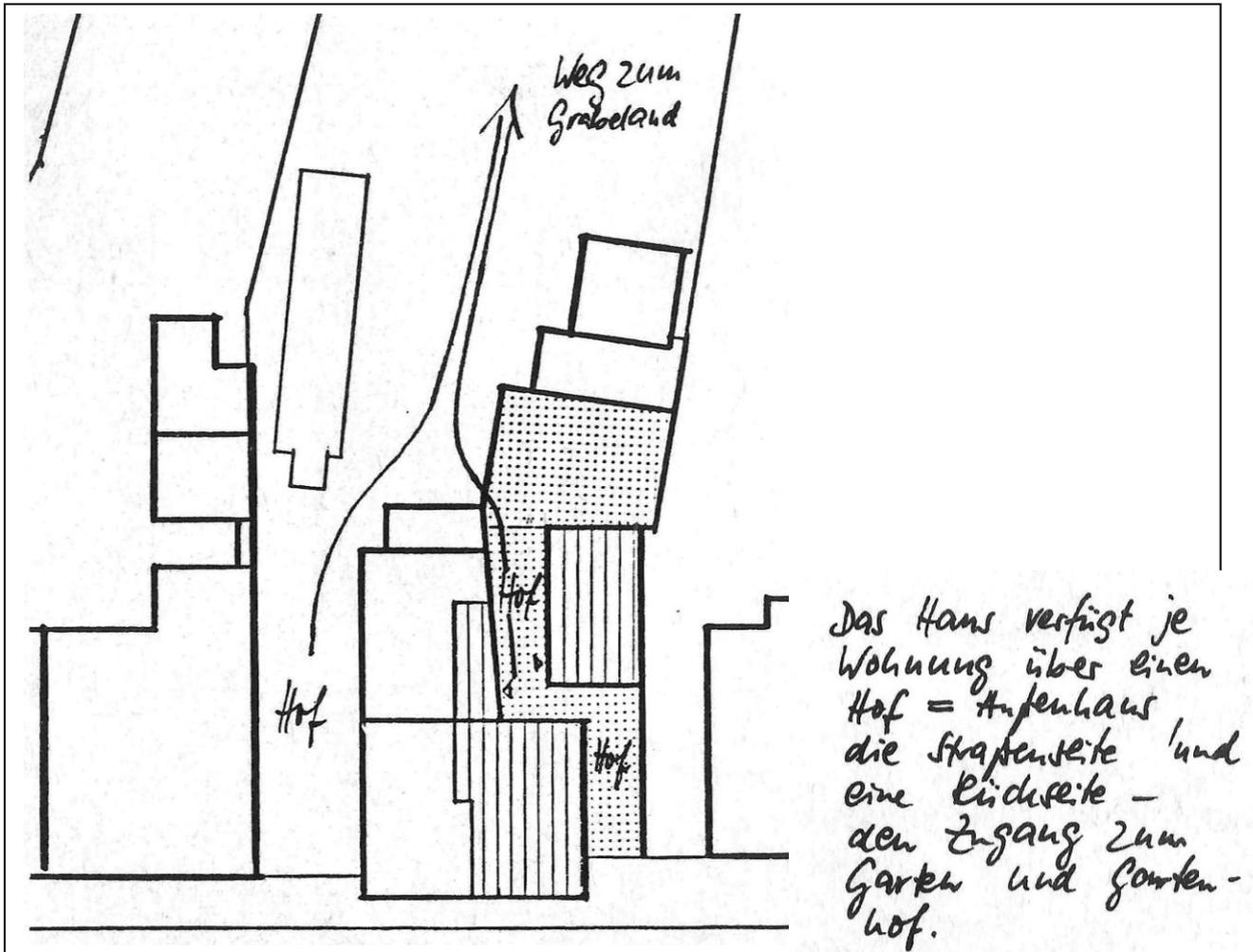
Innenhaus und Außenhaus – umbauter und sozialer Raum. (1978)

Inge Meta Hülbusch,

Seitdem wir Kinder hatten und die häusliche Produktion intensiver wurde, werden mußte, wurde der Blick für die Beurteilung von Wohnsituationen geschärft. Damit wurde auch der Widerspruch gegen die lehroffiziellen konsumptiven Kompensationsprogramme (vgl. M. GRONEMEYER 1977) einer Planung größer, die nur von den Erfahrungen aus zweiter Hand, also der Propaganda (vgl. A. GEHLEN) lebt. Die Wohnstandortwahl wurde von uns nach den Bedingungen und Anforderungen der häuslichen Produktion durchgeführt. Dies setzte voraus, daß eine Verfügung über das physische Ausgangsmaterial von Innenhaus und Außenhaus, die eine Veränderung und Anpassung an unsere Alltagsorganisation ermöglichte, gegeben war. Das ist in der Regel nur in halbfertigen und unperfekten Wohnangeboten durchführbar, die zudem den Vorteil haben, billiger zu sein und damit den Finanzspielraum des Familieneinkommens – ohne ein Mehr an Einkünften – zu vergrößern – also die wirtschaftlichen Existenzbedingungen zu entlasten.

Weiter sollte der Wohnstandort die Möglichkeit enthalten, ihn auch als Lebensort ernst zu nehmen, in dem die Definition des sozialen Rahmens – die Bestimmung der Verbindlichkeit innerhalb der vorgegebenen Sozialsituation Chancen hatte.

Solche Wohnstandorte wurden nach einer Erfahrung ausgesucht, die neben der Entwicklungsbereitschaft – sowohl materiell wie sozial nach formulierten Erwartungen und Bedürfnissen, Sicherheiten, Unsicherheiten und Improvisationsforderungen – also Risiken – wahrnahm oder wahrzunehmen bzw. vorauszubestimmen meinte. Da ein neuer Wohnort nicht ohne Risiko ist, kommt es daher auf das Experimentierinteresse an. Dieses kann anders formuliert werden in der Feststellung: hier können wir etwas machen, das erstens für unsere Alltagsorganisation notwendig ist und zudem auch noch Spaß machen kann.



Nach folgenden Kriterien hatten wir (2 Erwachsene, 2 Kinder - 4 und 1/2 Jahr) eine Wohnung gesucht: 3 - 4 Zimmer, parterre, mit Hof oder Garten, freundliche (kinderfreundliche) Hausbesitzer (oder noch besser: weit weg), nicht so teuer, nicht in der Innenstadt, mit guter Versorgung.

Als Alternative zu einer großen Gründerzeitwohnung mit großem Garten bei einer alten Dame wurde uns ein halbes Haus (ausgebauter Kotten im Stil des Werkwohnungsbaus) mit Hof, ehemaliger Werkstatt und Grabeland angeboten, alles etwas klein, aber auf den ersten Blick angenehm und vor allen Dingen billig: für 275,-DM Kaltmiete.

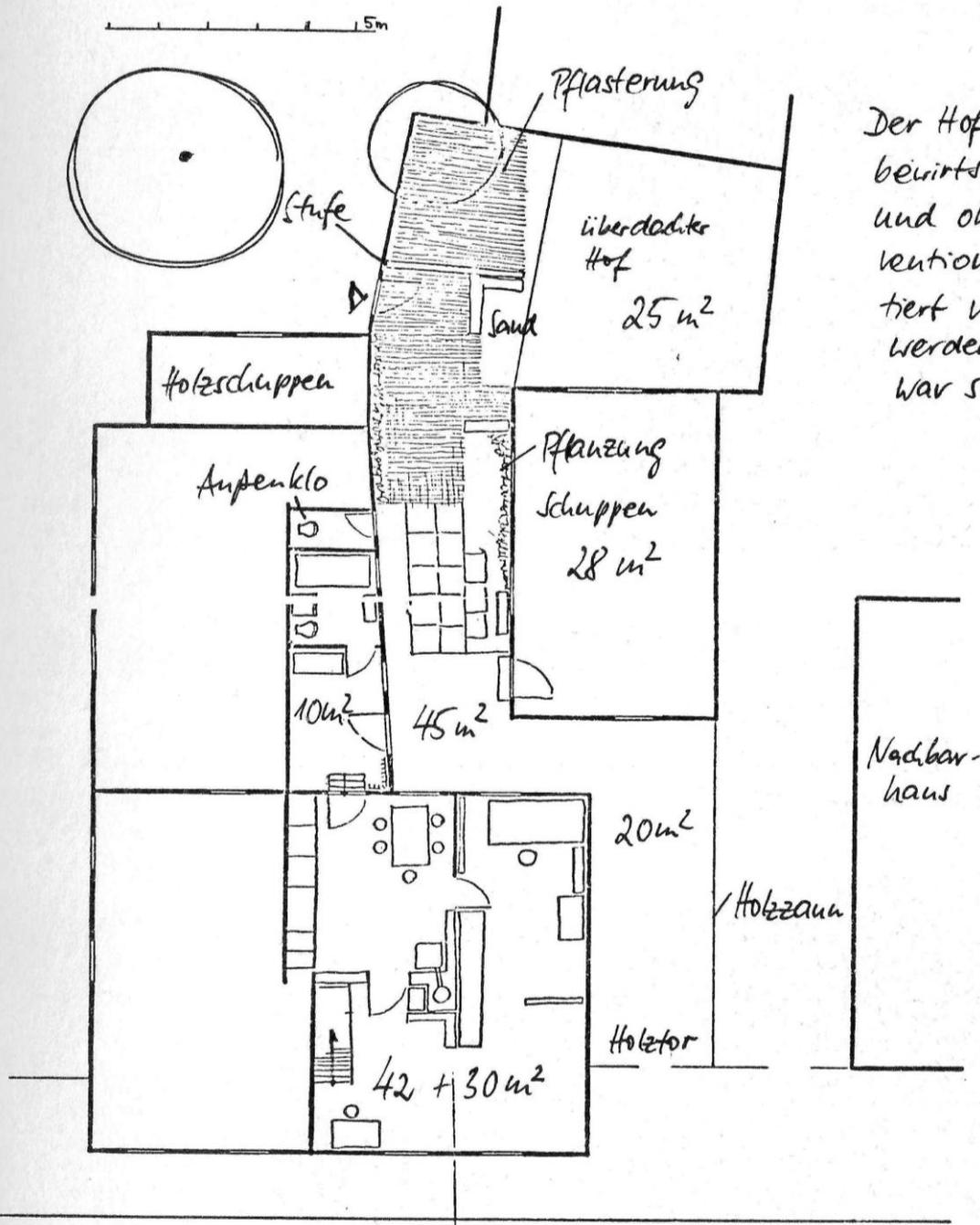
Ich selbst hatte die Wohnung nicht gesehen, kannte nur den Grundriß, bekam Informationen darüber, daß es Geschäfte in der Nähe gab (einen Bäcker um die Ecke) und war einverstanden. Ich erwartete eine leere, eintönige Straße und war überrascht, als wir dort ankamen:

Es war eine Straße, wie Jane JACOBS sie sich gewünscht hätte¹⁾: ein buntes Gemisch von Häusern aus verschiedenen Zeiten, bewohnt von einem bunten Gemisch von Angehörigen aller Altersstufen und Einkommensschichten, wobei in nächster Nachbarschaft allerdings die Rentner aus dem Steinkohlebergbau überwogen, die z. T. wegen Staublungenleidens bzw. Zechenstilllegung vorzeitig in den Ruhestand versetzt worden waren. Durch die kurz vorher beendigte Stilllegung der Möllerschächte (in nächster Nähe unserer Straße) ließen einige jüngere Bergleute sich umschulen: der neu errichtete Betrieb von Siemens benötigte für fernmeldetechnische Fabrikate Facharbeiter. Einige Nachbarn waren Angestellte bei der Stadt Gladbeck oder großen Konzernen wie Gelsenberg in Gelsenkirchen.

aus: Hülbusch, Inge Meta, 1978 – Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 01 Heft 033 der OE Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel

S. 128, 75-76.

Abbildungen aus dem Familienalbum S. 1-3.

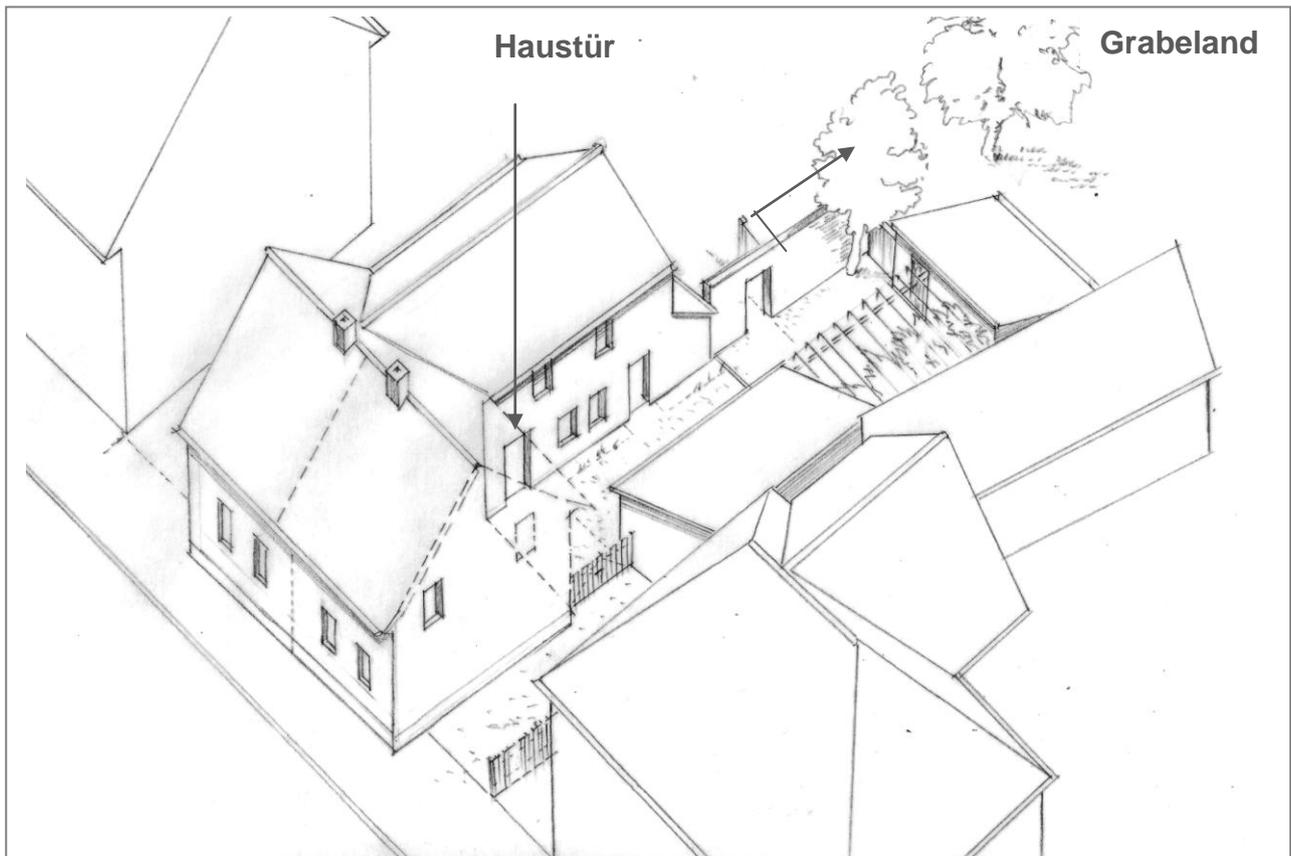


Der Hof, der bewirtschaftbar und ohne Intervention akzeptiert verändert werden konnte war so groß:

Eingangshof ~ 20 m²
 Hauptuntzhof ~ 45 m²
 überdachte 'Höle' ~ 25 m²
 Außenhaus insgs. ~ 90 m²

Zuzu kommt der Schuppen - Spiel-, Büro-, Gästenuztzung ~ 28 m².
 Das Innenhaus verfügte im Erdgeschoss über ~ 50 m² und im Dachgeschoss über ~ 30 m²

Innenhaus und Außenhaus ohne Grabeland besetzten eine Fläche von ~ 170 m²



Skizzen Hegestr. 60, Gladbeck (H. Böse-Vetter 2023)

Anmerkung K.H. Hülbusch 6.10.2023: „Es gab vorne kein Tor. Wir haben dann zwischen Haus und Werkstatt einen Zaun mit Tor gebaut, damit die Kleinen nicht einfach rauslaufen konnten. Heute würde ich das Tor vom Giebel zum Grenzzaun bauen, so daß konnten. Heute würde ich das Tor vom Giebel zum Grenzzaun bauen, so daß man die Kinder im Auge hat. und die Kinder nach draußen gucken können“

Hof und Haus³ (1997)

Regina Helbig

„Innenhaus und Außenhaus“ meint ‘Haus und Hof’.

Diese These ist scheinbar nix Neues. Ich denke aber doch, denn das Begriffspaar von Inge Meta Hülbusch: „Innenhaus und Außenhaus“ wurde bisher immer implizit oder explizit als Wirtschaftshufe, d.h. als Haus mit Hof und Garten verstanden. Ich behaupte nun: das Außenhaus ist tatsächlich in erster Linie der Hof. Oder schärfer formuliert: „Innenhaus und Außenhaus“ meint **nur** ‘Haus und Hof’.

Dazu braucht man sich eigentlich nur die “Fotos aus dem Familienalbum“ anzuschauen, die in “Innenhaus und Außenhaus“ (1978) abgedruckt sind. Das Außenhaus, das hier gezeigt wird, ist in erster Linie der Hof. Auch Hans-Jürgen Biegler schreibt in seiner Diplomarbeit viel über den Hof, nennt ihn aber immer wieder Garten. Nicht zuletzt wurde auch bei der Debatte rund ums Bremer Reihnhaus in die kleinen Höfe, trotz ihrer recht eindeutigen Nutzung und Dimensionierung, immer wieder Gärten hineininterpretiert, wo im Grund keine sind. (...)

Seit der Projektarbeit „Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen“ (AutorInnengruppe 1996) ist der Blick für die Parzellenorganisation geschärft. Wir unterscheiden nun nicht nur Block und Hufe (...) sondern auch Haushufe und Wirtschaftshufe (vgl. auch: Böse-Vetter, H. 1986: 196). Die Idee vom Haus mit Hof und Garten entspricht dabei der Wirtschaftshufe. Haus, Hof und Garten sind hier zu einer Wirtschaftshufe zusammengefaßt. Beispielhaft für diese Organisation seien die Selbstversorgersiedlungen genannt. Diese Siedlungsorganisation ist allerdings verschwenderisch. Sie zeitigt, wegen ihrer fehlenden (Anm. Red.: geringen) Häuserdichte, die soziale und räumliche Auflösung von Dorf und Stadt. Angeregt durch diese neue Differenzierung in Haus- und Wirtschaftshufe habe ich mich in meiner Diplomarbeit (Helbig, R.) explizit mit der Lage der Gärten in den Haushufenstädten beschäftigt. Dabei bin ich zu dem Ergebnis gekommen, daß der Garten nicht am Haus liegt, sondern außerhalb im Feld. I.d.R. liegen die Gärten der Haushufen am jeweiligen Rand der Siedlung. Beispiele hierfür sind mittelalterliche Städte, wie z.B. Zierenberg, Grebenstein und Bürgstadt, aber auch gründerzeitliche Haushufenerweiterungen wie z.B. in Bremen und Lübeck. Die räumliche Trennung des Gartens von Haus und Hof ist, bezogen auf die Siedlungsökonomie, sinnvoll. Denn so kann im Quartier eine hohe Häuserdichte erreicht werden und gleichzeitig verfügt jeder Haushalt über Haus und Hof, also über ein vollständiges Innenhaus - Außenhaus. (...) Ich möchte die Gemeinsamkeiten der untersuchten Beispiele (geschlossene Bebauung) als Kennzeichen von Höfen am Haus zusammenfassen:

³ 1997 /1999– gekürzte und durchgesehene Fassung aus: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 54, S. 87-96. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel 1999.

Erstens, die Bedeutung des Hofes: Der Hof ist das Außenhaus schlechthin. Er ist nicht vom Haus trennbar. Nur mit Hof hinterm Haus, der manchmal aussehen kann wie ein Garten und dann auch leicht mit diesem verwechselt wird, hat das Innenhaus ein Außenhaus und damit einen privat verfügbaren Arbeitsplatz außerhalb des Hauses. Dieser Arbeitsplatz kann bei vielen Gelegenheiten in die häuslichen Tätigkeiten einbezogen werden.

Zweitens, der Zugang. Der Zugang zum Hof erfolgt durch das Haus. Das heißt, das Haus muß zunächst einmal von vorne nach hinten durchlässig sein. Im Idealfall erfolgt der Zugang direkt über ein Wirtschaftsgeschoß (als Souterrain oder Sockelgeschoß). Gibt es kein separates Wirtschaftsgeschoß, so ist der Zugang zum Hof zumindest 'neutral', daß heißt über einen Flur organisiert. Im günstigsten Fall hat der Hof einen ebenerdigen Zugang vom Wirtschaftsgeschoß (Waschküche, Werkstatt, Lagerraum, Keller). Dieser ebenerdige Zugang erleichtert die Verbindung von Drinnen und Draußen. Fehlen diese ebenerdigen Wirtschaftsräume, können sie zum Teil durch Schuppen o.ä. kompensiert werden. Gibt es kein separates Wirtschaftsgeschoß, ist aber zumindest ein Haussockel notwendig, sodaß der Hof nicht vis-à-vis zu den Wohnräumen liegt.

Ansonsten gibt es zur Ausstattung des Hofes nicht viel zu sagen, denn das machen die BewohnerInnen klugerweise selber. Der Hof muß jedenfalls nicht groß sein –er muß einfach nur da sein! Platz haben heißt auch im Falle des Hofes Wahlmöglichkeiten und Arbeitsmöglichkeiten zu haben – was nicht heißt, daß man im Hof nur arbeiten kann. Platz haben ist auch hier primär eine Frage der Qualität und nicht der Quantität.

Literatur:

- AutorInnengruppe -1995- Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Projektarbeit am FB 13 der GhK. Vervielf. Mskr. Kassel.
- Beekmann, H., Gehlken, B., Helbig, R., Kuhle, D., Plath, R. -2003- Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. (1995). In: Notizbuch 64 der Kasseler Schule. S. 40-121. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Biegler, H.J. -1979- Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Diplomarbeit am FB 13 Stadtplanung und Landschaftsplanung der GhK- Gesamthochschule Kassel.
- Böse-Vetter, H. -1996- Von der Reihe zum Rand. In: Notizbuch 40 der Kasseler Schule. S. 189-201. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Vervielf. Mskr. Kassel.
- Gehlken, B. -1999- Von gemeinen Hufen und extravaganten Blöcken: Zwei unterschiedliche Prinzipien der Stadterweiterung. In: Notizbuch 54 der Kasseler Schule. S. 162-170. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Helbig, R. -2003- Der Garten zum, am oder ohne Haus. (1997). In: Notizbuch 64 der Kasseler Schule. S. 122-152. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Helbig, R. -1999- Hof und Haus. (1997) In: Notizbuch 54 der Kasseler Schule. S. 87-96. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, I.M. -1978- Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 001 der OE Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der GhK Gesamthochschule Kassel. Heft 003. Kassel.

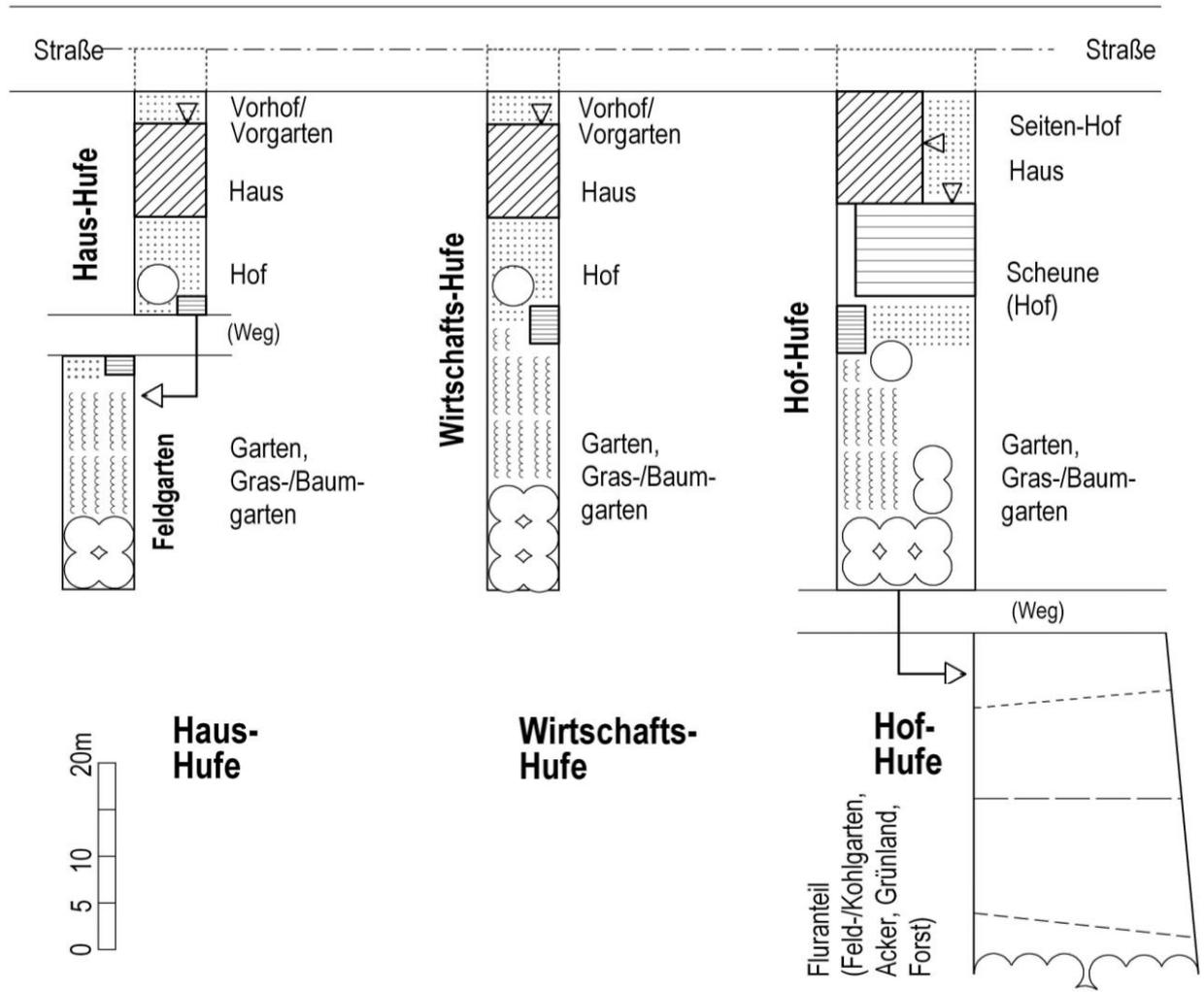


Abb. H. Böse-Vetter nach Helbig, R.- 2003 und Gehlken, B.- 1999.

links: Die Haushufe. Konstituierende Einheit der Hufe-Bebauung. (Helbig, R. -2003-S.129)
 mitte: Wirtschaftshufe als ‚Arrondierung‘ von Haus und Feldgarten. (Helbig, R.-2003-S.132),
 rechts: Die Hof-Hufe: Bäuerliches Pendant zur Haushufe (Gehlken, B. -1999- S.164)

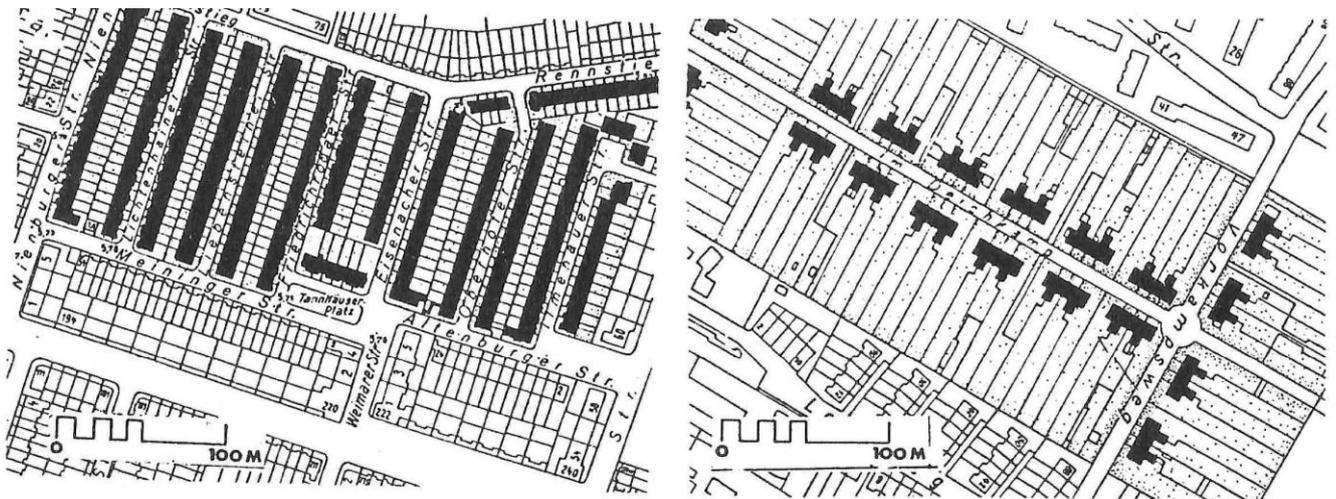


Abb.: Maßstäbliche Gegenüberstellung von Haus- und Wirtschaftshufenerweiterung, beide 20er Jahre aus Bremen. (Helbig, R. -2003- S.132)

aus: Die Kunst des Gärtner(n)s. in: Notizbuch 81, Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2009-2011. S. 55-70. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel. 2014.

Haus, Hof, Garten (2014)

Karl Heinrich Hülbusch

Auf den Begriff gebracht hat Inge Meta Hülbusch (1978) dieses Triumvirat fürs Hausen mit der Einheit von 'Innenhaus und Außenhaus - sozialer und umbauter Raum', die gemäß L. Migge (1913) im Grundriß zu organisieren und nach den Beispielen bei I.M. Hülbusch morphologisch geordnet sind. Es gibt da nichts zu erfinden, weil die bewährten Vorbilder die 'Prinzipien' in den 'Regeln' lesen lassen. Wenn wir den Vorhof mal auslassen, gibt es zum Innenhaus im Außenhaus den Hof, den Garten, die Grünfläche: Der Hof muß sein, der Garten kann sein, die Grünfläche ist unnötig. Der Hof ist das Pendant zur Küche und nicht, wie die Demagogen des Wohnungsbaus proklamieren, der 'Außenwohnraum' (Taut, B. 1924), den die Grünraumgestalter seitdem nachplappern. Der Hof ist völlig unspezialisiert und anspruchslos 'eingrichtet', damit hier fast alles getan werden kann. Ist mehr Fläche verfügbar, wird diese dem Garten gewidmet, der Analogien zum Markt hat und dem Vorratskeller korrespondiert. Und dann wäre da noch ev. 'Platz' für eine Grünfläche - den Salon oder die langweilige, gut ausgestaffierte Stube. Migge schlägt vor, den Garten, wenn er nicht mehr für notwendig gehalten wird, in einen 'Gesellschaftsgarten', also eine Grünfläche zu verwandeln. Das enthält die Option, die Grünfläche wieder in einen Garten zu verwandeln. Was allerdings nur möglich ist, wenn die Branche nach diesem Gedanken eingerichtet und gepflegt wird, den Garten vorrätig hält. (S. 58 f.) ... Der Hof ist sparsam und unprätentiös 'eingrichtet', selbst wenn es dekorative Ausstattungen gibt, die nicht stören, beweglich sind und wie die Möblierung eines Zimmers ohne großen Aufwand zu ändern sind. Dafür muß der Hof, wie Zimmer, ständig aufgeräumt werden, damit er neu 'bespielt' werden kann. Der Hof ist der Idealtypus des Freiraums für die Nutzbarkeit und wird hergestellt aus Fußboden, (Schatten-) Dächern und Wänden (Grenzen; s. Böse, H. 1981), ist weder Garten noch Grünfläche. (S. 61.f) ... R. Helbig hat mit ihrer Beobachtung nachgewiesen, daß im Geschosshaus wie beim Haus ein Hof hergestellt werden kann, wenn sozialpsychologisch über Zonierung und Morphologie die Sicherheit des Gebrauchs zu lesen ist. Die 'Wiener Höfe' (s. Protze, K. 1995) sind dem Grundriß und der Organisation nach Abstandsflächen, die dem despotischen Verhältnis zwischen Besitzer (Verwaltung) und Mietern entsprechen. Ebenso ist der Hof – dieser unspezialisierte Ort für alle möglichen Tätigkeiten und Untätigkeiten nicht zu verstehen, wenn das Innenhaus auf das 'Wohnzimmer' eingeschränkt und das Außenhaus zu dessen Schönwetter-Fläche reduziert wird. Vorhof und Hof stellen für das Haus erst die Vollständigkeit und Brauchbarkeit her (s. Biegler, H.J. 1979). (S. 61)

Beispiel Karlshafen (1976)

*Exkursionsführer zu charakteristischen Beispielen nordhessischer Kleinstädte.
O-Phasen-Exkursionen SS 1976*

Inge Meta Hülbusch

Hülbusch / Meyfahrt: Nordhessische Dörfer und Städte

<Exkursionen zur Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung>

„Statistiken, Daten, Karten, Fotos sind Mittel der analytischen Beschreibung und reproduzierbaren Darstellung konkreter Sachverhalte. Sie stellen ein Mittel dar, bestimmte Aspekte der Gegenstände planerischen Interesses dem in der Regel ortsfremden Planer zugänglich zu machen. Diese Informationen abstrahieren von der Wirklichkeit, indem sie diese nur nach analytisch isolierten und methodisch realisierbaren Ausschnitten beschreiben – sie stellen Symbole der Wirklichkeit dar, die konkret nicht in analytischen Fakten wahrnehmbar sind.

Auf der Suche nach diesen Symbolen der Wirklichkeit gelingt es dem Planer meist nicht, die bedeutenden und bestimmenden Merkmale und den historischen Gehalt der Situation und Entwicklung zu begreifen. Neben der bewußtlosen Analyse gibt es sozusagen die Chance bewußte Analysen durchzuführen. Diese setzen voraus, daß man auf einer empirischen Interpretation des real wahrnehmbaren Phänomens – einer Siedlung, eines Quartiers, Dorfs, einer Stadt, eines Stücks Landschaft – Thesen entwickelt über das, was am Ort passiert und was passierte. Dazu gehören ein paar mehr oder weniger zufällige bzw. systematisch aufbereitete Daten zur Geschichte und zur Situation. Dazu gehört auch, daß man vor Ort sieht – denn das abstrakte Informationsmaterial muß am Ort selbst konkret nachvollziehbar – ablesbar sein.

Die Exkursionen in nordhessische Siedlungen – Sontra, Bebra, Bad Sooden-Allendorf, Gudensberg und Karlshafen – stellen eine Auswahl einiger typischer Beispiele von Stadtgründungen und Stadtentwicklungen vor. Ziel ist es dabei, den geschichtlich-ökonomischen Vorgang der Entwicklung auf die Ablesbarkeit an der heute sichtbaren Erscheinung zu prüfen und die erkennbaren, aktuellen Veränderungen unter dem Motto der „Interpretation der Entwicklungsbereitschaft“ zu betrachten:

Planung als Ausdruck der Verwertung historisch angewachsener Zustände unter veränderten sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen (Entwicklungsdeterminanten) – oder: wie findet man die Probleme, die durch Planung verändert werden sollen?“ (Ankündigung)

Die folgenden Kurzbeschreibungen entstanden aus der Notwendigkeit heraus, den Teilnehmern der Exkursionen ein Arbeitsmaterial an die Hand zu geben, das sie möglichst pointiert auf die Probleme des jeweiligen Exkursionszieles aufmerksam machen sollte.

Meine eigene Informationssuche erfolgte teils in Gesprächen in den jeweiligen Gemeinden, teils telefonisch, teils in Gesprächen hier in Kassel mit Bürgern oder ehemaligen Bürgern dieser Gemeinden, mit Vertretern von nordhessischen Vereinen. Im Allgemeinen war auch die Hilfsbereitschaft der Gemeindeverwaltungen gut.

Dem Bericht über Sontra wurden nachträglich noch einige Grundrisse der Werkssiedlungen (aus: Hessische Heimat 2/1976, S.71) beigelegt.

“Carls h a f e n“

Werbung: Karlshafen – Die weiße Stadt im Grünen

Der Name läßt bereits die gezielte Gründung durch einen Landesherrn - den Carl von vermuten.

Wenn man in die Stadt kommt, fällt nicht nur die regelmäßige rasterförmige, und weiße Anlage der Stadt auf, sondern auch die bis in die gleichmäßige Architektur der Häuser serielle Anordnung gleichmäßiger Formelemente mit formal betonten Randabschlüssen. Der Gründer dieser Stadt hat die Erscheinungsform der gesamten Anlage bis in die baulichen Details der Fassaden - was vermuten läßt, auch bei der Organisation des Haus- und Wohnungsgrundrisses - bestimmt und hatte die Macht dies durchzusetzen. Sozusagen eine Stadt aus einer Gründungsidee und innerhalb kurzer Frist gebaut. Doch die Bauzahlen an den Häusern lassen bereits erkennen, daß die Realisierung der im Plan projizierten Gesamtanlage mehr als 100 Jahre in Anspruch genommen hat.

Bis heute wirkt die Endgültigkeit der Planung und kurzfristigen Fertigstellung dieses fürstlich-landesväterlichen Denkmals in den Geschäftsinschriften fort, von denen ich den Eindruck habe, auch diese seien bereits vor mehr als 200 Jahren einheitlich festgelegt und seitdem weder verblaßt noch verändert worden. Die Kollegen von der "Grünen Front" haben die zu Plätzen erweiterten Straßenräume zwischen den "Carrés" unangenehm verschönert - auch das zweckmäßig konzipierte und geometrisch ordentliche und saubere "Carls-hafen" endlich mit Vorgartenkunst bekannt gemacht.

Motto: Ein Platz ist erst dann sinnvoll, wenn er kein Platz mehr ist, sondern durch Rabatten, Blumentorten und ländliches Gestrüpp ersetzt wurde.

Außer dieser unsinnigen Verbesserung hat die nach der Gründung und dem Ausbau der Siedlung stattfindende Weiterentwicklung und Bautätigkeit nur außerhalb der barocken Gevierte Standorte erobert. In der 'alten' Stadt - so scheint es - ist die Welt noch dicht, keine Spekulation, keine wesentliche Veränderung.

Frage: Was hat dafür gesorgt, daß die Idee der Stadtgestaltung Carlshafens bis heute aktuell geblieben ist (Was hat dazu beigetragen ..)?

Warum sind die, der gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklung entsprechenden, Neuinterpretationen des historisch angewachsenen Zu

standes in Carlshafen nicht durchgeführt worden oder zumindest an der Erscheinung nicht sichtbar?

Kann es sein, daß das Verhältnis zur Geschichte hier durch die Bewohner einen Widerstand entwickelt, der dieses - zumindest scheinbare – Phänomen der Ungleichzeitigkeit herstellt?

Sind die Bewohner und ist die Zusammensetzung der Bewohnerschaft so stabil, daß sie im Blick auf die gemeinsam erworbene und übersehbare Geschichte eine 'konservative' Bewußtseinslage entwickelt und aufrecht erhalten haben?

Denn von einer Vermarktung der 'Altstadt', die aus kommerziellem Interesse Denkmalschutz (Fassadenerhaltung) treibt, sind keine Anzeichen erkennbar. Die Läden sind eher simpel, im Vergleich zu den selbst in manchem Dorf aufgemotzten Kaufmannsläden, ohne jedes Zeichen von Nepp.

Die gleichmäßige Gliederung der Bauelemente und ihre additive Reihung, wie sie die öffentlichen Straßen bis auf den heutigen Tag zeigen, können als Zeichen einer nach außen gezeigten sozial akzeptierten Disziplinierung (Ordentlichkeit, Sozialisierung gegen Privatisierung) interpretiert werden.

Die Blockinnenhöfe widersprechen in ihrer Ausstattung und Nutzung der nach außen gezeigten Einheitlichkeit und sozialen Repräsentation. Sie sind privat verfügbar und werden innerhalb dieser ebenfalls sozial akzeptierten Verfügbarkeit nach den vornehmlich auf die Existenzsicherung gerichteten Interessen der Besitzer genutzt. Hier zeigt sich der zeitliche Ausbau, die historische Dimension der Siedlungsentwicklung aus dem Alter und den immer wieder durchgeführten Veränderungen und Ergänzungen der baulichen Substanz. Hier wird der wechselnde Einfluß veränderter Produktionstechniken und die diskontinuierliche Verfügung über Geldmittel in Erscheinung ebenso ablesbar, wie die mit dem zeitlichen Abstand von der Errichtung wachsende Unbrauchbarkeit (Dysfunktionalität) der baulichen und technischen Einrichtungen bis hin zur Umnutzung und zum Verfall sichtbar. (Besonders deutlich läßt sich dies auf der Rückseite der zur Weser liegenden Bebauung der Weserstraße, die ursprünglich im Bauplan nicht vorgesehen war, beobachten).

Diese offensichtlichen und in der Struktur drastischen Erscheinungen enthalten insbesondere im öffentlich zugänglichen Straßenraum einige wichtige Variationen:

- das Invalidenhaus mit Stadtkirche - eine der frühen Einrichtungen in dieser Stadt, die auf ein besonderes soziales Verhältnis zu den Alten aufmerksam macht, das durch soziokulturelle und religiöse Urteile ebenso wie durch die materielle Bedingung der Verfügung über Wohnraum verursacht sein kann (vgl. z.B. die Invalidenhäuser/ Altenheime protestantischer Hansestädte wie Lübeck)*

- das Rathaus, gleichzeitig fürstliches Jagdschloß*

- *Hotel zum Schwan*
- *die bauliche Monumentalität, die vom Hafenplatz – Ausdruck der Bedeutung des Rathauses bzw. Jagdschlosses - in den benachbarten Straßen abnimmt und in der Größe der Häuser und Wohnungen die wirtschaftliche Potenz und gesellschaftliche Stellung der Bewohner wiedergibt.*
- *der Hafen, als wirtschaftlicher Mittelpunkt, sozusagen als öffentliche Infrastruktur für den Anreiz privater Wirtschaftstätigkeit und politischer Zweck der Stadtgründung, an den nach Westen der Anschluß zum Diemelkanal durch die Stadt führt (vgl. das Vorbild holländischer oder belgischer Städte mit Grachten als Transportweg).*
- *an der Ostseite des Hafens von Efeu umkränzt das Denkmal des Stadtgründers.*

Am Rande, schon an den Hängen oder auf der anderen Weserseite, dominieren große Gründerzeitvillen, die meist als Pensionen gebaut und bis heute genutzt werden. Die Promenade auf der Rückseite der Weserstraße an der Weser, die durch das vorerst zur Spekulationsruine degradierte "Kur- und Erholungszentrum an der Weser" (ob das wohl von einem eingeborenen Karlshafener Bürgermeister protegiert und durchgesetzt worden ist?) endlich auch ein Stück kurstädtischer Schokoladenseite (neben den Architekten auch für die Kollegen von der "Grünen Front" wieder eine Gelegenheit, ihr Können' vorzuzeigen) erhalten soll, wird wohl auch verändert: aus der Promenade, auf der Leute längs gehen, eine Kurpromenade machen, bei der Sachen wichtiger sind als Leute. Ein bemerkenswerter Parkplatz am nordöstlichen Ende dieses sog. Kurzentrums, dem aus aktuellem Anlaß sogar das Bauschild 'weiß' zugeklebt wurde.

Am Stadtrand und Ende der Carlstraße bzw. Bahnhofstraße auf dem Gelände der inzwischen stillgelegten Friedrich-Wilhelms-Nordbahn eine ebenso 'bemerkenswerte' Gesamtschule mit Pförtner-, nein: Hausmeister-Palais.

Wirtschaftlich ein bißchen Gewerbe und Kleinindustrie, zentraler Ort im ländlichen Raum mit breitem, trotz Fremdenverkehr und Badebetrieb nicht exklusivem Angebot, das alte 'Kurmittelhaus Soleheilbad Karlshafen', Zentrum des Kurbetriebs, Mittelpunkt für Pensionen, Hotels, Sanatorium, Ferienwohnungen und Privatzimmer.

Der Fortschritt und die wirtschaftliche Entwicklung, geplant mit dem Kurzentrum, stocken vorerst. Die Frage ist, ob die Überdimensionierung des Bettenangebots in diesem Kurzentrum die kleinverteilten Dienstleistungs- und Wohnungs- bzw. Übernachtungsangebote aufhebt und damit eine total veränderte Verteilung der seitens der Besucher erbrachten Geldimporte verursacht. Die Konzentration dieses Dienstleistungsangebots und daran anschließende Konzentrationsprozesse könnten evtl. die sozialökonomische Stabilität und die Verteilung der Einkommen erhöhen. An den Profiten des Kurzentrums jeden-

falls werden Karlshafener kaum beteiligt sein, da diese an die Quellen der Kapitaleigner zurückfließen. Folgen für diese 'ungleichzeitige' Stadt? Erhöhung des Reichtums vor Ort? Was bleibt von der Patina? Sanierung? Vertreibung an den Stadtrand? Etc. etc.

Informationen darüber bekommt man kaum. Einiges weiß die Pfarrersfrau: Der Bürgermeister? Der alte ist tot, Herzinfarkt, kam von da oben, aus Norddeutschland. Ja, und das Invalidenhaus ist auch verkauft vor 2 Jahren, an einen Privatmenschen, für 50.000 Mark (Kungelei mit dem Bund, wird gemunkelt), es wohnen doch so viele Familien darin. Jetzt haben wir eine neue Auflage: die Firmenschilder müssen einheitlich sein.- Heute haben wir nur noch eine einheitliche evangelische Gemeinde: die reformierte, lutherische und französische sind zusammengeschlossen. - Ach, das Kernkraftwerk Würgassen? Wir in Karlshafen freuen uns immer, wenn es mal wieder kaputt ist, Was ja bis jetzt meistens der Fall war! Es gab auch damals eine Initiative hier in Karlshafen, mein Mann war dabei.

Karlshafen heute?

Geschichte

"In Hessen übernimmt 1677 mit dem Landgrafen Carl ein Mann die Regierung, der seinem durch den 30jährigen Krieg verarmten Lande mit der Einführung von Fabriken und Manufakturen aller Art erneuten Aufschwung verleihen will. Ihm schwebt dabei das Bild des befreundeten, von ihm besuchten Holland vor Augen, in dem sich der Wohlstand über alle Stände des Gewerbes und Handels ausgebreitet hatte" (Recknagel, S.7). Um die für die hessische Wirtschaft lähmende Zollstation Hannoversch-Münden zu umgehen, ließ der Landgraf einen Kanalbau in Angriff nehmen, der die Weser unmittelbar mit Kassel (und später mit dem Rhein) verbinden sollte (der Kanalbau wurde 1730 bei Hofgeismar eingestellt).

An der Mündung dieses Kanals war eine Stadt als 'Landesportal' für das gesamte Fürstentum vorgesehen, die zuerst den Namen Sieburg nach einer alten germanischen Flieburg im Osten der neuen Siedlung erhielt.

Bei der Realisierung dieser Pläne kam ihm der hugenottische Ingenieur-Hauptmann Paul du Ry zu Hilfe, der ihn auf ausländische Manufakturisten aufmerksam machte.

Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 durch Ludwig XIV, das den Evangelischen in Frankreich die Gleichstellung mit den Katholiken hatte sichern sollen, flüchteten die Hugenotten zuerst in Nachbarländer, doch nach 1688 vergrößerte sich der Flüchtlingsstrom, in Kassel wurde die "Oberneustadt" nach Plänen von Paul du Ry gebaut. Obwohl die französischen Zuwanderer ausdrücklich vom Landgrafen Carl eingeladen worden waren, scheint nicht von vornherein mit einer ausschließlichen Besiedlung der Stadt mit Fran-

zosen, wie dies zwar ebenso wenig in Kassel, wohl aber in den dörflichen Kolonien der Fall war, gerechnet worden zu sein. Jedenfalls finden wir neben der reformierten französischen Gemeinde in Karlshafen (Hugenotten und Waldenser/Piemontesen) bald auch eine deutsch-reformierte und später eine weitere der deutschen Lutheraner.

Stadtbild

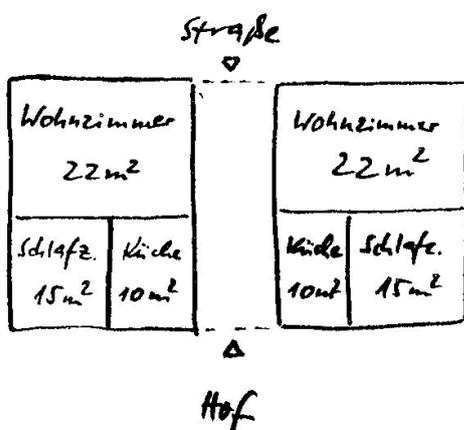
Um 1700 ist im nördlichen Deutschland (nach Ganßauge) überall ein Vordringen holländisch-französischer Stadtbaukunst zu beobachten. "Der angesichts der 'beschränkten Mittel vorliegende Zwang, eine schlichte und sparsame Bauweise und

damit eine - hier in Karlshafen sehr weit getriebene - Typisierung der Einzelglieder anzuwenden, hat in seiner Weise stilbildend gewirkt" (Ganßauge: nach C. Gurlitt

„Hugenottenstil“, der seinen Weg über Holland unabhängig von der Erscheinung der Hugenottenauswanderung aus Frankreich nachwies.)

Der Hafen ist Mittelpunkt der Stadt. Er ist durch Stichkanäle mit Weser und Diemel verbunden. jenseits der an den Hafen angrenzenden Häuserblocks (rechteckige "Carrès“, wie Ehrenhofflügel) zwei breite, platzartige Straßen; ihre Bepflanzung ist erst später erfolgt, ursprünglich waren die wohl Marktplätze; jenseits der Plätze wurden halbe Carrès errichtet, die dem Stadtganzen seinen seitlichen Abschluß gaben.

In voller Breite öffnete sich die Stadt zur Weser; erst nach 1763 wurde die Wasserseite der Weserstraße angebaut. Gleichzeitig beginnt man mit der Errichtung von ein- und zweistöckigen Hinterhäusern in den Höfen der Carrès (was sicher nicht, wie Recknagel behauptet, "Reaktion auf die Nichtbeachtung individueller Erfordernisse im Absolutismus zugunsten eines ästhetischen Prinzips" bedeutet; Gärten oder Grünanlagen entsprachen nicht den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Bevölkerung).



Jede Haushälfte ist unterkellert (quergelegte Flachtonne von 1,8 m Scheitelhöhe). Der Kellerraum ist entweder vom Hof oder vom Flur aus zugänglich.

Da es allen französischen Flüchtlingen nicht möglich war, gleich ein ganzes Haus zu bauen oder zu kaufen, wurden hier bereits "Eigentumswohnungen" geschaffen und dementsprechend der Besitz an Haus und Grundstück geteilt. Jedes Haus besteht aus 8/8, wobei die kleinste Einheit einen Raum auf der Hof- bzw. Straßenseite mit 1/8 darstellte. Bei dem an 12. Stelle errichteten Haus herrschten z.B. folgende Besitzverhältnisse: Jean Oudot 2/8, Jacques Chabrol 1/8, Antoine Evêque 1/8, Wwe Marie Michel 1/8, Robert Chardin 3/8. Die unterschiedliche Teilung eines Hauses hatte keinen Einfluß auf die äußere Gestalt mit Ausnahme einiger zusätzlich eingefügter Türen (z.B. Weserstr. 10). Karlstr. 9 und 11 als jeweils 4/8-Häuser haben eine gemeinsame normal ausgebildete Tür, die jedoch in 2 schmale Flügel von 65 cm Breite durch eine eingestellte Wand geteilt worden ist (nach Recknagel S. 27).

Wirtschaftsentwicklung

Das Kanalprojekt als Grundlage der Karlshafener Wirtschaftsentwicklung scheiterte. 1730 wurde von dem Hugenottenarzt Galland eine Salzquelle entdeckt; sie wurde jedoch erst nach dem 7jährigen Krieg zur Salzproduktion ausgenutzt. Ab 1806 (Anschluß an Westfalen, später Zollverein) wurde der wirtschaftliche Notstand immer größer. Zwar nutzte man die Sole seit 1838 zu Badezwecken, aber erst in letzter Zeit entwickelte sich Karlshafen zu einem gut besuchten Bad.
(Heilbad Karlshafen).

Um der französischen Gemeinde Ackerland zu verschaffen, ließ Landgraf Carl 1703 den 38 Familien von dem landgräflichen Vorwerk Kruckenburg zwischen Helmarshausen und der Diemelmündung 156 Äcker Land, 52 Acker Wiesen, 3 Gärten zu "52 Portionen" verteilen, d.h. pro Familie 3 Acker Land und 1 Acker Wiese, die restlichen 14 wurden für später Zuziehende aufbewahrt (R. Francke 1890, S.16; F. Ebrard 1938, S.5), zuerst zur Pacht, dann als Besitz.⁴

"Zur Anlage der von der Kasselischen Regierung beabsichtigten Marktgründung beim alten Helmarshausen an der sumpfigen Diemelmündung in die Weser und womöglich zur Wiederbelebung des hessischen Wollexports suchte man zuvörderst ein starkes Aufgebot von Landwirten und als solchen geübten Erdarbeitern sowie erfahrenen Kammwollerzeugern und Tuchscherern, "laboueurs", "travailleurs (de terre)", "cardeurs (de laine)", "mènagers" (Ebrard, F. 1938, S. 23)

Landgraf Carl ließ Schuppen und Lagerräume um den Hafen errichten, auch eine große Waage, er ließ auf seine Kosten mehrere Schiffe bauen, die die Kaufleute von Sieburg nutzten.

⁴ 1 Acker 23,86 ar (nach I.Gromes)

1715 bekam Sieburg den Namen "Carls-Hafen". 1722 war die Diemel 5 Stunden weit aufwärts befahrbar. 1730 wurde der Kanalbau nach dem Tode Carls eingestellt, er hatte sich nicht gelohnt.

Die Tuchfabrik von Pappers beschäftigte 1717 bereits 118 Arbeiter (Monturen für Soldaten, Marställer und Lakaien), doch der Absatz blieb hinter der Fabrikation zurück, sodaß sie ab 1723 wieder verfiel. Eine Blaufarbenfabrik (Gesellschaft von Privatpersonen) fertigte blaue Farbe aus Kobalt, der unentgeltlich aus dem Richeldorfer Gebirge (bei Sontra) geliefert wurde. An der Stelle der Blaufarbenfabrik entstand später eine Zuckerfabrik, dann eine Ölmühle, seit 1854 eine Steinschleiferei.

Um 1800 stand der Speditionshandel (mit Bremen) in großer Blüte, jedoch verlagerte sich der Gütertransport bald von den Schiffen auf die Bahn (von 1846 - 1966 bestand die "Carlsbahn" = Teil der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn). Um 1890 gab es (nach Francke, S.44) über 440 Arbeitsplätze in Karshafener Fabriken und "geschäftlichen Etablissements" (Großhandel, Tabak- und Zigarrenfabriken, Tonröhren-, Sandsteinplatten- und Pflastersteinwerken). Der Speditionshandel war zurückgegangen, aber immer noch von Bedeutung.

Bevölkerungsentwicklung

„Was die Zunahme der Einwohnerschaft Carlshafens seitbGründung der Stadt bis heute anlangt, so zählte die Stadt im Jahre 1731: 131 Männer; im Jahre 1752 160 Männer, 190 Weiber, 147 Söhne, 158 Töchter, 63 Knechte und 70 Mägde, im Ganzen 788 Seelen mit 63 Häusern. 1781 belief sich die Einwohnerzahl auf 1008 Seelen, 1822 zählte Carlshafen 140 wahlfähige Bürger. Heute hat die Stadt 1635 Seelen und 129 Häuser.“ (Francke, R. -1890- S. 46)

Heute (1976) hat Karlshafen nach Auskunft der Stadt etwa 2850 Einwohner.

(Anm. Red.: Stand 2023 ca. 2300 Einwohner)

Literatur

Der Hess. Minister für Wirtschaft und Technik - 1973 - Landesentwicklungsplan.
Fachplan Fremdenverkehr.

EBRARD, Friedrich - 1938 - Aus der Vorgeschichte der Hugenottenstadt Karlshafen a.d.Weser, 1685-1705. Sonderdruck aus: Der Deutsche Hugenott, Heft 3, 1938 und Heft 1, 1939. Berlin.

FRANCKE, Rudolf - 1890 - Die Geschichte der Stadt Carlshafen und ihrer französischen Kolonie. Nebst einem Führer durch die nähere Umgebung der Stadt. o.O.
GANSSAUGE, G. - 1939 - Karlshafen. Kustführer des Landesvereins für Heimatschutz in Kurhessen und Waldeck Nr.1. Melsungen.

GROMES, Ilse - 1974 - Sontra 1777. Hessische Ortsbeschreibungen Heft 11. Marburg.

Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, 4.Bd.Hessen 2.Auflage 1967. Alfred Kröner Verlag. Stuttgart.

Hess. Statistisches Landesamt. Hessische Gemeindestatistik 1970. Bd.2, Bevölkerung und Erwerbstätigkeit.

Kurverwaltung Karlshafen (Hrsg.) - o.j.- Karlshafen mit Stadtteil Helmarshausen. Soleheilbad im Weserbergland. Prospekt.

PISTOR, Friedrich - 1856 - Das Soolbad zu Carlshafen, in medizinischer Hinsicht geschildert. Med. Diss. vom 3.9.1856. Marburg.

RECKNAGEL, R. - 1958 - Karlshafen. Fragment einer städtebaulichen Portalanlage um 1700. Hess. Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde. Kassel und Basel.

Reclam Kunstführer - 1972 - Deutschland Band IV. Hessen - Baudenkmäler. 4. Aufl. Stuttgart.

STOTZ, Hermann - o.j.- Friedrich-Wilhelms-Nordbahn. Aus ihren Frühtagen. Hrsg.: Deutsche Eisenbahn-Reklame GmbH. Kassel.

Beispiel Bad Karlshafen - Nachbemerkung 2023

Als Vorbereitung und mit Hilfe dieser Exkursionsführer von Inge Meta Hülbusch haben Rainer Meyfahrt und Karl Heinrich Hülbusch 1976 Spaziergänge in den jeweiligen Orten mit Erstsemester-StudentInnen der O-Phase (Orientierungs-Phase) an der GhKassel gemacht.

Die Statistiken und Grafiken, die dem Papier beigelegt waren, wurden hier nicht mit abgedruckt.

„Metas ‘Dörfer und Städte‘ sind bei aller Kürze einsichtsvolle Kurz-Charakteristika der Siedlungen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie man so etwas heute machen könnte, würde. Wahrscheinlich würde man mit den Neubaugebieten, vor allem der Discounter u.s.w. anfangen.“ schreibt K.H. Hülbusch dazu in einem Brief am 06.10.2023.

Wir haben im Sommer 2023 im Rahmen eines „Stammtisches“ der AG-Freiraum und Vegetation am 12.08.23 Bad Karlshafen nach längerer Zeit mal wieder einen Besuch abgestattet. Den Titel „Bad“ bekam Karlshafen 1977 verliehen.

Wir haben uns auf unserem Rundgang ganz vordergründig der barocken Stadtanlage gewidmet und die Peripherie - samt Weser - links und rechts liegen lassen. Eine neuzeitliche Stadtgründung, in der die Bewohner auch Eigentümer des parzellierten Besitzes sind, wäre auch heute noch ein Beispiel, an dem es, verglichen mit den monströsen neueren Stadtteilplanungen und Neugründungen, einiges zu lernen gibt. Wer Wert auf ein uniform komponiertes Äußeres legt, um Eindruck zu machen, kann an diesem absolutistischen Städtebau den Unterschied von ‘Fassade‘ zum ganz und gar nicht einheitlichen Leben dahinter mit den Höfen, Hinterhäusern und Werkstätten nachvollziehen. Also die Unterscheidung von Vorne und Hinten, die so existenziell/ essenziell für den Nutzen und Gebrauch des Wohnortes ist. Die Vorderseiten dienen dem Bild der schlossähnlichen Anlage auch in den reichlich bemessenen Flächen, die keine Anwesenheit und Sichtbarkeit individueller Anteile bis heute



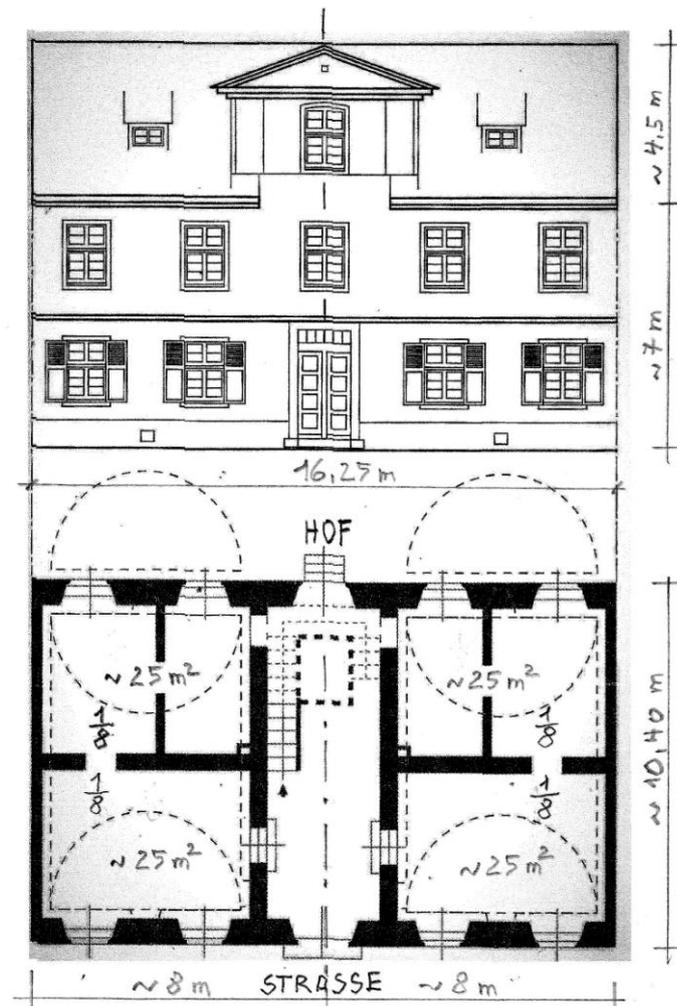
Invalidenstrasse



Geteiltes Haus Invalidenstrasse



Hinterhöfe Brückenstr.



Hausdurchfahrt zum Hof

Links: Gebäudetypus mit 16,25m Breite.
 (Quelle: Klose, H. -1999- Stadtsanierung in
 Karlshafen von 1985-1998. In: Landgraf
 Karl und die Gründung von Karlshafen
 1699-1999. S. 132.

20. Symposium “Hof - Außenhaus“

am 07.03.2020 in Felsberg - Gensungen

mit Beiträgen von Petra Arndt, Helmut Böse-Vetter, Bernd Gehlken, Angelika Horstkotte-Pausch, Karl Heinrich Hülbusch, Helmut Lührs, Bernd Sauerwein,

und Mitwirkung von Ulrike Braun, Dietrich Busch, Jörg Kulla, Frank Lorberg, Maria Martens, Henrike Mölleken, Hannes Volz.

„Die Verfügung über Innenhaus und Außenhaus ist eine der minimalen Voraussetzungen zur verbindlichen Eroberung des Quartiers. (...) Das Außenhaus – Vorgarten, Eingang (Haustür), Hof und Garten sind solche ergänzenden Orte und gleichzeitig verknüpfende Orte zwischen privater Verfügung und öffentlichem Kontakt: kontrolliert zwar, eingeschränkt – aber verfügbar.“

Inge Meta Hülbusch - 1978, Innenhaus und Außenhaus. S. 7:



Von links nach rechts: Helmut Lührs, Bernd Gehlken, Jörg Kulla, Bernd Sauerwein, Henrike Mölleken, Helmut Böse-Vetter, Petra Arndt, Dietrich Busch, Hannes Volz, Ulrike Braun, Maria Martens, 'Kiwi' Karl Heinrich Hülbusch, Frank Lorberg, Angelika Horstkotte-Pausch

Hof - Außenhaus

Anmerkungen zum Symposiumsthema 2020

Helmut Böse-Vetter

Mit dem diesjährigen Thema soll daran erinnert werden, dass Inge Meta Hülbusch –zwar nicht ausschließlich, aber doch regelrecht- den Hof mit dem Außenhaus gleichsetzte, oder zumindest dem Hof den Status des primären Außenhauses zumaß. Die ‚Zuhause‘ der Familie in Gladbeck, Bremen, Kassel, –mit Ausnahme Exten- hatten nicht immer ein Haus, aber alle einen Hof. In ihrer Diplomarbeit „Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum“ von 1978 werden diese Höfe zu exemplarischen Fällen ihrer Überlegungen zum „Außenhaus“. Der Hof mit dem „halben Haus“ in Gladbeck (das eher ein geteiltes Haus ist) wird von Ihr in den Mittelpunkt gestellt, um den sich alles drehte, auch das weitere Außenhaus. Entlastung des nicht sehr großen Innenhauses, Zugang zur Straße, das Familienleben, Besuch, Nachbarn, ohne Hof wäre all das nicht zu bewerkstelligen und –wie berichtet wurde- auch nicht zu ertragen gewesen. Das „Außenhaus“ reicht zwar weiter, über „Hof und Haus“ hinaus, wie sie schreibt, ist aber unverzichtbarer nicht zu ersetzender Ort und Ausgangspunkt, der die „Weiterungen“ der Freiräume möglich macht. Deshalb ist es kein Zufall, daß es in ihrer Diplomarbeit (I.M.Hülbusch,1978) bei den Kommentaren zu den Abbildungen des Hofes in Gladbeck die Gleichsetzung von „Hof= Außenhaus“ gibt („Aus dem Familienalbum“ S.1). Nicht als Einschränkung, sondern als Betonung der Prämisse für das Außenhaus.

Der Hof gehörte immer zum Kanon des Hauses. Es gab bis Mitte des 19. Jahrhunderts kaum ein Haus ohne Hof, kein Innenhaus ohne Außenhaus. Eine Wohnung dagegen hebt den Zusammenhang von drinnen und draußen auf.

„Die Lösung des Hauses vom Hof (...) schafft Abhängigkeit über die unmittelbaren sozialen/ ökonomischen Verhältnisse hinaus. Die Hauswirtschaft, von jeher eine Ökonomie innerhalb einer Ökonomie, steht zur Disposition und mit ihr eine kulturgeschichtliche Tradition des Hause(n)s, die fortan als unterprivilegiert, rückständig, schmutzig gilt.“ (Lührs, H., Troll, H., Voigtländer, H., 2000:2)

Der Begriff des „Hofes“ –jenseits des ‚Höfischen‘- ist nicht mehr selbstverständlich sondern wie viele herkömmlichen Begriffe zur schillernden Werbefloskel verkommen und ruiniert. Er wird sinnentleert ganz beliebig mit allem Möglichen in Verbindung gebracht, bedeutet nichts Bestimmtes mehr, und kann so auch für das Gegenteil verwendet werden. Besonders wenn „Hof“ in Wortkombinationen gekleidet wird, ist Vorsicht geboten: „Gartenhofhaus“, „Lichthof“, „Hackesche Höfe“, „Karl-Marx-Hof“, „Wohnhof / Woonerf“, da gibt es quer durch die Bau- und Siedlungstypologie wenig Gemeinsamkeiten, bis

auf die dünne Formalie einer irgendwie mit irgendetwas umbauten Fläche, die etwas Verbindendes suggerieren und sympathische Erinnerungen wecken soll. Gemeinsam ist diesen Wortschöpfungen, dass sie nichts mehr mit dem Hof als Ort häuslicher Arbeit, mit Hauswirtschaft zu tun haben.

Umgekehrt: „Hof und Haus“ (siehe R.Helbig: 1999, und H.Böse-Vetter: 1991)

Bei Regina Helbig finden wir zuerst den Hinweis, dass ein Garten am Haus sein kann, ein Hof aber sein muß, sonst ist es kein Haus. Sie schreibt „Der Hof ist das Außenhaus schlechthin“. (Helbig, R., 1999: 87ff)

In unserer Diktion kann die Haushufe (zumal die städtische Form) als „Hof“ bezeichnet werden, und im Begriff Hufe schwingt der Hof ja auch mit. Die Haushufe, die Parzelle, das Gehöft (Hofreite oder Hofstatt) oder kurz: der Hof ist vorrangig, dann erst kommt das Haus. Wie Haus und Wirtschaftsbauten mit den Zu- und Ausgängen zum Hof angeordnet werden, das unterteilt den Hof in Vorhof, Hinterhof oder auch Seitenhof. Auch Ludolf Kuchenbuch weist auf den Hof bzw. die Hofstatt als Bezugsrahmen und bestimmende Größe hin, die sonst eher dem Haus beigemessen wird. (Kuchenbuch, L. 1988 / 2013: 147 ff) Er endet in seinen Beitrag in Notizbuch 80 mit der zugespitzten Bemerkung, dass es anstelle der Formel und des umfassenden Bildes vom „ganzen Haus“, aus dem Blickwinkel des (Bauern-)Hofes, beim Haus dann doch eher um einen „halben Hof“ geht.

Solche Überlegungen zum „Hof“ sind schwer in einem 10-Minuten-Beitrag unterzubringen. Wie immer ist der Versuch bei unseren Symposien aber nicht verboten. Ebenso wenig wie literarische oder weithergeholte Beobachtungen und Analogien zum Thema. (z.B. „Bedeutungshof“, „Hofstatt“ und „Hofstaat“, „Kirchhof“) Ein Symposiumsbeitrag könnte leichter aus eigener Erfahrung beigesteuert werden, weil jede/r von uns bereits an mehr als einer Adresse gewohnt hat: mit oder ohne Hof. Welche Bedeutung hatte oder hat der Hof im Alltag. Was sind überhaupt die Voraussetzungen dafür, etwas als einen Hof zu bezeichnen und –im doppelten Sinne- wahrzunehmen. Welcher Bautypus gehört zum Hof und welcher verweigert sich ihm? Dazu können eigene oder geliehene Erinnerungen und Erfahrungen hinzugezogen werden. Warum ist ein Hof immer noch wichtig? Welche Zugänge und Benachbarungen sind konstituierend. Regina Helbig weist z.B. darauf hin, dass ein Hof ebenerdig am Haussockel /Sockelgeschoß liegen muß, tiefer als die ‚Wohnebene‘.

In meinem Beitrag „Hof und Haus“ mit Beispielen aus Worpsswede (Böse-Vetter, H. 1991:109 ff) hatte ich –sicherlich leichtfertig- den Hof mit dem Garten identisch zu setzen versucht, und nur durch die Nutzungen unterschieden. Dargestellt hatte ich aber die Phänomene des Gartens im Hof und des Hofes im Garten, immer mit Betonung des Hofes als Arbeitsplatz, als Werkstatt, als Bewegungsraum und Platz mit vielen Zu- und Überwegen. Im Unterschied dazu der Garten als eine die größte Zeit „besetzte“ Anbaufläche, auch dann noch wenn es sich um einen „Lustgarten“ handelt.

In Wollingst (siehe: Böse-Vetter, H. 2004:190ff) haben wir beim Versuch unter unmöglichen Bedingungen zu planen die Grenzen einer Hausparzelle genauer definiert und unterscheiden seitdem drei Arten von Grenzen, die für bestimmte Orte und Benachbarungen am Haus stehen. Die Vorgartengrenze mit ca. 1,10m, die Gartengrenze mit etwa 1,50m und die Hofgrenze mit über 1,80 m – also überkopfhoch-, in der natürlich die Schuppen, Anbauten, Unterstände nicht nur enthalten, sondern auch „maßgebend“ sind. Wenn ich „Haus und Hof“ nehme, ohne Garten, dann sind die Grenzen tendentiell überall gleich hoch über 1,80m, dann ist auch der Hof ein „umbauter Raum“. Es gibt so zugespitzt nicht drei sondern nur eine konstituierende Grenze für Haus und Hof, nämlich die Wand. Die macht es unter den Bedingungen enger Benachbarung möglich, sich aus dem Weg gehen zu können und gleichzeitig nebeneinander zu hantieren. Der Vorgarten mit einer anderen Funktion und Orientierung bedient sich des Treppenpodestes und einer Art „Balustrade“ als vorgeschobenem Haussockel, um Platz für Distanz und Zugänglichkeit zur Straße und auch Kontakt zu Nachbarn herzustellen. Der Hof gehört in die Kategorie Keller, Dachboden, Schuppen. Alles 'hoffnungslos altmodische Dinge', die dem auf Freizeit und Feierabend fixierten Wohnen in den letzten 100 Jahren ausgetrieben wurden und als unnötig oder unfein gelten. Daß es auch noch –jedenfalls in den meisten Fällen- Arbeit gibt, die zu Hause zu tun ist, wurde und wird ausgeblendet, zusammen mit allen praktischen Überlegungen zum Hausgrundriss, zu dem auch der Hof gehört. Meta Hülbusch schreibt: „Dies ist ein Plädoyer für den wohnungseigenen, wohnungsbezogenen Freiraum, ein Plädoyer für das ‚Herauslaufenkönnen‘, für das ‚Arbeiten-können‘.“ (I.M.Hülbusch 1978: 71)

Bleiben wir also hoffnungsvoll altmodisch und denken weiter darüber nach.

Literatur:

- Böse-Vetter, H., 1991: Hof und Haus – Zum Beispiel Worpsswede. In: Notizbuch 25: 109-152. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Böse-Vetter, H., 2004: Kleine Zaunkunde. In: Notizbuch 58: 190-199. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Böse-Vetter, H., Braun, U., Hülbusch, K.H., Scharla, L., Zeihe, M.: 2013: Das Haus. In Notizbuch 80: 18-146. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Helbig, R., 1999: Hof und Haus. In: Notizbuch 54. 87-96. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, I.M., 1978: Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 1 Heft 33 OE Architektur-Stadtplanung-Landschaftsplanung, Gesamthochschule Kassel.
- Kuchenbuch, L., 1988 / 2013: Haus oder Hof? Zum Bezugrahmen bäuerlichen Fortkommens im frühen Mittelalter. In: Notizbuch 80: 147-157. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Lührs, H., Troll, H., Voigtländer, H., 2000. Katen auf dem Hof und Katen ohne Hof. Neubrandenburger landeskundige Skizzen Heft 3. Neubrandenburg.

Programm und Begrüßung

Symposium 2020 „Hof - Außenhaus“ 7.-8. März 2020 Felsberg- Gensungen

Wie viel Haus steckt noch im Gebäude drin? Das haben wir immer als Maßstab für die Gebrauchsqualität im Wohnen genommen. In diesem Sinne könnte man analog folgern: Wie viel Hof gibt es noch? Gemeint ist nicht die Grünfläche, sondern der zum Wohnhaus, zum Haus gehörende Grund eines ‚Außenhauses‘, mit dem die Bewohner ein Bein auf der Erde haben. Das Außenhaus ist häuslicher Freiraum und stellt den Zugang von und nach draußen her.

Andererseits nennen wir ‚Häuser‘ dann Familien-Gebäude, wenn diese nur noch Reste häuslicher Gebrauchsqualitäten und Alltagstauglichkeit aufweisen, weil Grundriss und Zugänge völlig auf das Freizeitwohnen hin organisiert und die Bewohner zum Nichtstun verurteilt sind. Selbst da, wo es einen wie auch immer gearteten Garten gibt, gibt es in der Regel keinen Hof mehr, keinen Platz vor den Türen. Denn ein Hof ist in diesem Sinne immer ein Vor-Hof, auch neben oder hinter dem Haus.

Der Hof wäre in beiden Fällen so etwas wie ein Maßstab für das Außenhaus, für ‚häusliche und soziale Verhältnisse‘. Im Vergleich zum ‚Garten‘ steht der ‚Hof‘ ziemlich blaß dar. Er ‚macht wenig her‘, aber genau darin scheint eine seiner Stärken zu bestehen.

Wir haben ca. 7-8 Beiträge, die meisten gehen von Beispielen aus, mit diesen wollen wir heute Vormittag beginnen. Am Nachmittag folgen einordnende und prinzipielle Überlegungen zum Hof - Außenhaus. Wenn Angelika Horstkotte-Pausch es einrichten kann, erzählt sie uns etwas zur Entstehung des Vogtschen Hofes vom Bauernhof –der Hofstatt- zur Versammlungsstätte. (hbv)

Ablauf:

9:00	Helmut Böse-Vetter	Begrüßung und Beiträge
9:15	Bernd Gehlken	Der Hof hinter dem Hof Fahrfhof /Vorhof und Wirtschaftshof/ Küchenhof .
9:45	Petra Arndt	Auf der Suche nach Höfen. Den Hof machen.
10:15	Helmut Böse-Vetter	Hof und Terrasse. Den Hof behalten.
10:45		Pause: bis 11:00
11:00	Ulrike Braun	Beobachtungen aus Hann. Münden.

11:30	Angelika Horstkotte-Pausch	Der Vogtsche Hof. Von der Hofstatt zur Bildungsstätte.
12:00		Mittagspause bis 13:30
13:30	Frank Lorberg	Außenhaus zwischen Haus und Straße Vorplätze, Vorhöfe, Vorgärten, Abstandsflächen.
14:00	Helmut Lührs	‘Der Einzelne, Einzige, Vereinzelt‘. Vereinzlung und Veröffentlichung als Zerstörung von Kommunalität, Gemeinsinn, Solidarität.
14:30	Karl Heinrich Hülbusch	Außenhaus Zu Prinzip und Regel.
15:00 - 15:30		Anmerkungen, Diskussion. Resümee. Festlegen des Themas für. März 2021.
16:00 -18:00		Berichte aus den Alltagen und von der Arbeit
18:30		Abendessen
20:00 - 21:30		Fortführung der Berichte
08.03.2020 10:00		Spaziergang in Gensungen
ca. 12:00		Mittagessen, Verabschiedung.



Der Vogtsche Hof

Vom Bauernhof zur Bildungsstätte

Angelika Horstkotte-Pausch

Einmal war der Vogtsche Hof einer der reichsten Bauernhöfe in Gensungen. Die erste Brandkasseneintragung ist von 1801. Im Jahrzehnt davor wurde er vermutlich gebaut. In dieser Zeit wurden die Fachwerkhäuser noch zu großen Teilen von den Bauern und ihrem Gesinde mitgebaut. In der kalten Jahreszeit schlugen und transportierten sie das Holz. Wenn die Zimmerleute die Konstruktion errichtet hatten, stellten sie mit Weidengerten, Lehm und Stroh die Wände her.

Heute steht von den Hofgebäuden noch etwa ein Fünftel. Das Wohnhaus wurde durch den Protest der Gensunger gerettet, die Wirtschaftsgebäude wurden zusammen mit vielen anderen Gebäuden in der Ortsmitte in den 70er Jahren abgerissen. Für den Straßenbau, der dann auch in der 2. Hälfte der 80er Jahre begann. Die früher hinter dem Haus verlaufende Bundesstraße sollte vor das Haus verlegt werden.

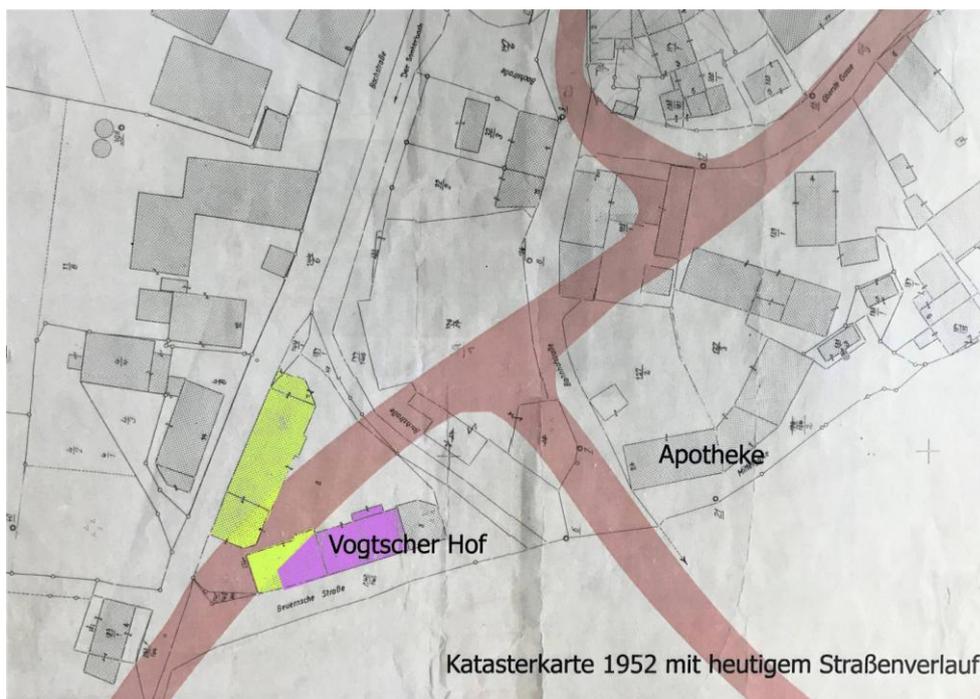


Abb. 1

Das Haus stand viele Jahre leer, denn natürlich fiel niemandem eine neue Nutzung dafür ein. Umnutzungen der großen landwirtschaftlichen Gebäudesubstanz in den Dörfern ist eines der großen Probleme. Nur durch neue Nutzungen können sie erhalten werden. Nur durch lebendige Nutzungen (nicht Wohnmobilgaragen oder Firmenlager) können sie der Verödung der Dörfer entgegenwirken. In der Gensunger Ortsmitte sind durch den Umbauprozess die Jugendbildungsstätte, ein Gewerbehof, eine Bank und ein Supermarkt ent-

standen. Ein den 70er Jahren entsprechender, architektonisch äußerst fragwürdiger Umbau, aber immerhin mit dem Ergebnis einer lebendigen Ortsmitte. Als der BDP (Bund Deutscher Pfadfinder) 1982 nach Felsberg kam, stand das leere Wohnhaus allein auf einer Schotterwüste.



Abb. 2 Vor dem Abriss der Wirtschaftsgebäude Ende 1970er Jahre

Es war die Zeit von Arbeitslosigkeit, auch hoher Jugendarbeitslosigkeit, von Provinzdebatten (auch Spurensicherungen), von Debatten um alternative Arbeits- und Lebensmodelle, um Selbstverwaltung und um alternative Ökonomie. Mit Jugendlichen wurde die Idee geboren, eine eigene Ausbildungswerkstatt zu gründen, um Perspektiven gegen das Abwandern zu entwickeln. In mühevoller Verhandlungsarbeit mit Stadt, Landesministerien, Arbeitsamt, Handwerkskammer und Abgeordneten wurde die Ausbildungswerkstatt durchgeboxt. Eine Ausbildung für 12 Mädchen zu Malerinnen. Ausbildungsort wurde der Vogtsche Hof, Ausbildungsschwerpunkt die ökologische Fachwerksanierung. Unter den kritischen Augen der Ortsöffentlichkeit, der lokalen Politik und Wirtschaft bauten die Mädchen das Bauernhaus um zu einer Jugendbildungsstätte, lernten alte Lehmbautechniken, neues Genderbewusstsein und demokratische Entscheidungsfindung.

Auch der Hof des Vogtschen Hofes erwachte wieder zum Leben, war Arbeits- und Kommunikationsort: Fenster, Türen und Möbel abbeizen, schleifen und streichen, Lehm stampfen etc. Wichtigster Kommunikationsort war die Treppe: kurze Rauch- und Quasselpausen, informeller Charakter, vielstufige Sitzgelegenheit, Frühstücksraum bei schönem Wetter, Verbindung von drinnen und draußen, von Raucherinnen und Nichtraucherinnen, alles mitkriegen ohne sich zuzusortieren, Gemütlichkeit auf Abruf.



Abb. 3 -5



Abb. 6 Ende der 1970er Jahre

Abb. 7 Foto 2020



Heute ist vom Hof des Vogtschen Hofes nur noch ein kleines Stückchen übrig geblieben. Trotzdem ist er immer noch ein wichtiger Kommunikationsort für die Hausgäste. Nicht der kleine Garten, sondern der Hof mit dem Bachgeländer und – natürlich – der Treppe.

Und auch die Gensunger haben sich längst an den neuen Vogtschen Hof und die immer wieder neuen Fremden in ihrer Mitte gewöhnt. Das hat zu tun mit der liebevollen Pflege dieses zentralen Gebäudes, mit den beiden einheimischen Hauswirtschaftsleiterinnen und auch mit der Präsenz und Beobachtbarkeit dessen, was hier passiert.

Literaturhinweise

Autorinnengruppe –oJ. (ca.1985): Zwölf Malermädchen – na und? Ein Zwischenbericht aus der BDP-Lehrwerkstatt Gensungen. Eigenverlag. BDP-Kassel.

Horstkotte, Angelika -1985: Mädchen in der Provinz. Band 11 Alltag und Biographie von Mädchen. Opladen.

Abbildungen 1, 3-5, 9 aus: Autorinnengruppe –oJ. (ca. 1985) -

Fotos Abb.Nr. 2 und 6: Hermann Fröhlich

Fotos Abb.Nr. 7, 10-12: Helmut Böse-Vetter

Abb. 8 – Zwischenbericht ca. 1985





Abb. 9

Abb. 10-12



Der Hof hinter dem Hof

Bernd Gehlken

Der Hof der städtischen Hufensiedlungen (Reihenhäuser) liegt **hinter** dem Haus. Diese Lage erst ermöglicht die vielfältigen Nutzungen und macht ihn damit zum zentralen Element des Außenhauses. Das zeigen schon sehr anschaulich die Erläuterungen, Skizzen und Fotos bei Hülbusch, I.M. (1978). Analoge Bedingungen finden wir, wie Böse-Vetter (1991) überzeugend nachweist, auch bei Bauernhöfen. Auch wenn diese in Bau- und Organisationsformen zunächst sehr heterogen daherzukommen scheinen und zudem meist über mehrere Höfe verfügen, präzisiert Böse-Vetter für die verschiedenen Hoftypen den regelhaft engen räumlichen und funktionalen Zusammenhang von Innen- und Außenhaus durch die räumliche Bindung des 'kleinen' Hofes an die Küche. bzw. umgekehrt der Küche an diesen Hof. Beide sind Dreh- und Angelpunkt der häuslichen Wirtschaft. Eine andere Aufgabe und Lage haben die eher 'vorn' liegenden großen Höfe, die untrennbar mit der landwirtschaftlichen Nutzung und deren Räumen (Ställe, Scheunen, Lager) verknüpft sind und die daher hier im Gegensatz zum 'kleinen' hauswirtschaftlichen Hof (oder auch Küchenhof) als (Land-) Wirtschafts-Hof bezeichnet werden. Der bäuerliche Hof verfügt damit stets über mehrere Höfe.

Die drei ehemaligen Bauernhöfe in Abb. 1, von denen einer hier als Beispiel dienen soll, verfügen aktuell jeweils über drei Höfe (Kringel-Markierungen). 'Vorn' liegt der große Wirtschaftshof (grün), der von der Straße aus zugänglich ist und von Wohnhaus, Ställen und Scheunen begrenzt wird. Am Rand dieses Hofes ist in allen drei Fällen vor der Haustür ein kleiner Vorhof/Vorgarten (orange) zu finden. Dieser ist vom Wirtschaftshof morphologisch (Stufe) und materiell (Beete) klar abgegrenzt. Hinter dem Wohnhaus liegt ein weiterer, relativ kleiner Hof (rot), der organisatorisch eng mit dem Wohnhaus und hier besonders mit der Küche verknüpft ist.

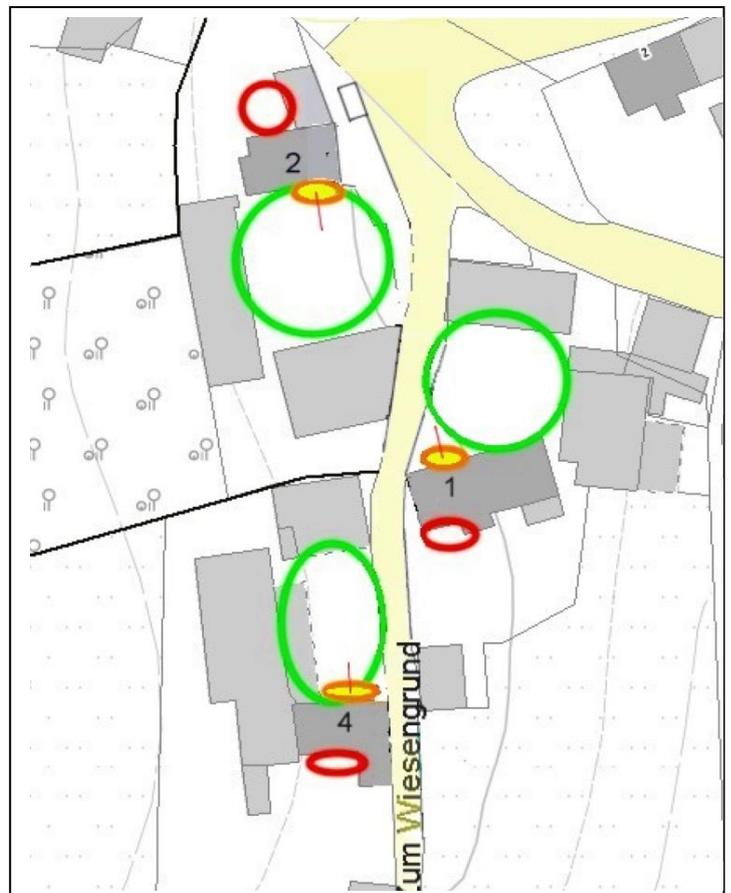


Abb. 1: Ehemalige Bauernhöfe mit ihren Höfen

Die dargestellten Höfe werden alle nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. Früher verfügten sie in der Regel noch über weitere Wirtschaftshöfe z.B. für Mist, Holz oder Kleinvieh. Diese Höfe grenzten meist an den Küchen-Hof an (s. Abb. 2), sind heute aber in Gärten umgewandelt. Die aktuelle Ausstattung der Hofstelle mit Höfen ist daher nicht die 'originale' oder 'ursprüngliche' Organisation, sondern stellt eine von einer primär städtischen Ökonomie geprägte Umformung bzw. Neuninterpretation dar.

Die 'versteckte' Lage des 'eigentlichen' oder Küchen-Hofes ist der Grund, weshalb dieser z.B. bei der Haus- und Gebäudetypisierung und auch sonst bei der Beschreibung hausnaher Freiräume kaum vorkommt. So gibt es zwar mehrere ausführliche freiraumplanerische Arbeiten, in denen explizit die Vorgärten/Vorhöfe verhandelt werden (z.B. Böse 1981, Harenburg & Wannags 1991, Haag 1993, Theiling 1996) aber nur wenige, die etwas ausführlicher den Hof thematisieren. Der Hof bleibt Kartierungen i.d.R. verborgen⁵. Jedem Versuch der professionellen Aufnahme haftet der Eindruck des Voyeurismus an. Nicht zufällig greifen daher die Hofberichte bei Hülbsch (1978) und Helbig (1999) auf Fälle der eigenen Wohnbiographie zurück. Mit Wittgenstein⁶ könnte man daher sagen, der Hof ist ein Phänomen, das wir vor allem vom Hausen her kennen. Hofberichte sind damit stets etwas anekdotisch. 'Professionell' planerisch beschränken sich Aussagen zum Hof meist knapp und spröde auf Angaben zu Ausstattung, Lage und Benachbarung.



Abbildung 2 links: Wirtschaftshof (Holzhof) neben bzw. hinter dem Küchenhof (ca. 1940)

Abbildung 3 rechts: Der kleine Küchenhof 1969. Zu dieser Zeit wurde der Hof noch landwirtschaftlich bewirtschaftet.

⁵ In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, dass es zwar einen Aufschrei der Empörung gab als bei Google street view (sic!) die Frontseiten der Gebäude im Internet sichtbar wurden, eine vergleichbare Empörung aber ausblieb, als mit Bing-Maps auch ein Blick in die rückwärtigen Höfe und Gärten möglich wurde.

⁶ Wittgenstein 1984: 209: „Das Rechnen ist ein Phänomen, das wir vom Rechnen her kennen“.

Die **Lage des (Küchen-)Hofes** ist bereits vielfach beschrieben (z.B. Hülbusch, I.M. 1978, Böse-Vetter 1991, Harenburg & Wannags 1991, Theiling 1996, Helbig 2003 und jüngst ausführlich bei Böse-Vetter et al. 2013). Etwas detailliertere Angaben macht Helbig (1999), die ausdrücklich erwähnt, dass der Hof vor den Wirtschaftsräumen (Küche, Waschküche, Werkstatt, ...) zu finden ist. Sie verweist außerdem darauf, dass er meist etwas tiefer als das EG liegt, von der Küche also durch eine morphologische Grenze (den Sockel) abgesetzt wird. Ein Hof auf Erdgeschoßebene wird dagegen tendenziell zur Terrasse, vor allem dann, wenn diese ‚konsequenterweise‘ direkt am Wohnzimmer liegt und nicht an die Küche grenzt. Doch die Erschließung des Hofes erfolgt meist nicht direkt über die Küche. Schon in den Skizzen bei Hülbusch (1978: 134/3) sieht man, dass es keinen direkten Hofausgang aus der Küche gibt, sondern dieser über einen Nebenraum erschlossen ist. Es gibt also oft einen Übergangsraum zwischen Küche und Hof. Das wäre der klassische Ort der Waschküche (oder ‚kalte Küche‘ zwischen Küche und Hof gelegen). Alternativ erfolgt der Zugang zum Hof über Keller, Werkstatt oder Flur.



Abbildung 4 links: Vorn gelegener großer Wirtschafts-Hof (1999)

Abbildung 5 rechts: Vorgarten vor der Haustür (2016)



Abbildung 6 links: Vorhof/Vorgarten als Hintergrund für Familienfotos (80er Jahre)

Abbildung 7 rechts: Haustür und Vorhof als Kulisse. Beispiel aus den 1950er Jahren

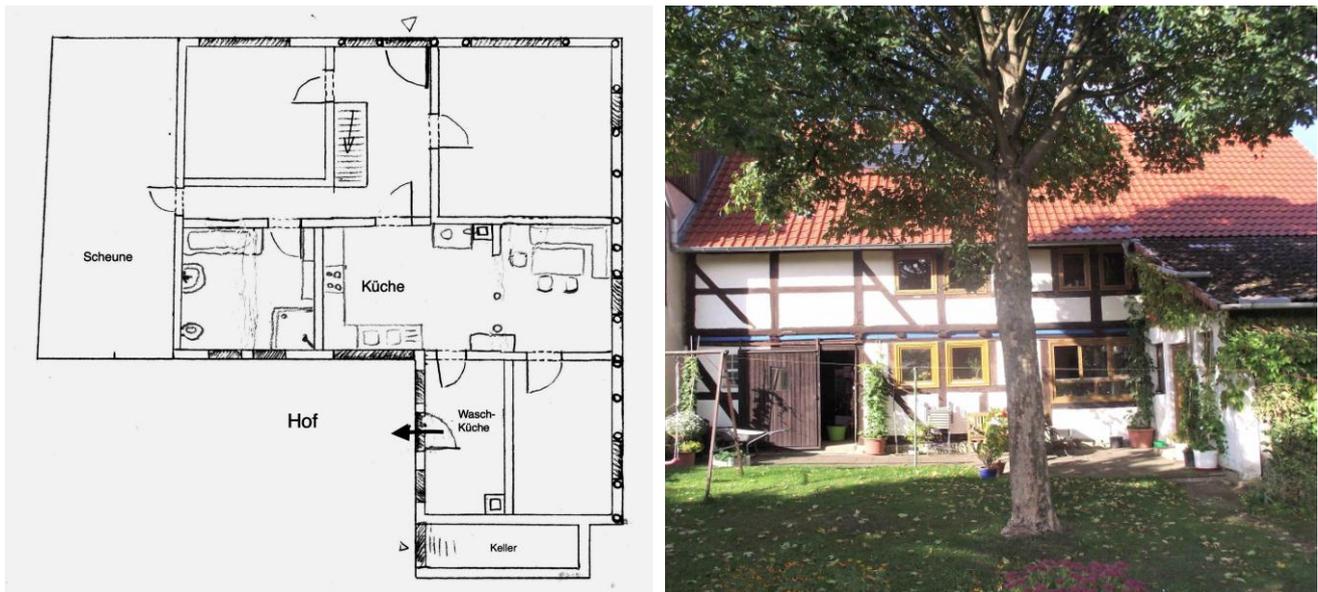


Abbildung 8 links: Lage des Hofes hinter dem Wohnhaus nahe der Küche

Abbildung 9 rechts: Hof mit Fußboden, Rück- und Seitenwänden und vorgelagertem Baumdach.

Zur **Ausstattung des Hofes** ist im Prinzip nicht viel zu sagen, denn:

„Der Hof (...) ist das Pendant zur Küche und völlig unspezialisiert und anspruchslos 'eingrichtet', damit fast alles getan werden kann.“ (Hülbusch, K.H. 2009: 20 f., zit nach Böse-Vetter et. al.2013: 41)

Zu nennen wären also jede Menge fester Dinge, die hier in der Regel nicht vorkommen: Stufen, Mauern, Beete, Hecken usw. Stattdessen gibt es meist einen möglichst unverbauten Zugang vom Haus aus und bei Wirtschaftshufen auch zum ggf. vorhandenen Garten bzw. Wirtschaftshof. Die einzige bauliche Einrichtung des Hofes ist der **Fußboden**. Meist ist die gesamte Hoffläche befestigt, bei größeren Höfen zumindest der zentrale Bereich.

Einen **Rand** erhält der Hof entweder automatisch durch das Haus. Meist sind mindestens zwei, eher noch drei Seiten durch Nebengebäude oder Mauern begrenzt. Diese Wände ermöglichen nebenbei die wenig aufwändige Überdachung von Teilen des Hofes, was dessen Nutzungsmöglichkeiten und Nutzungsdauer erweitert.

Nicht selten finden wir auf Höfen auch ein lichtetes **Dach** aus Bäumen. Dieses bietet Schutz vor zu viel Sonne und bei dichterem Bebauung (wie z.B. in den Reihenhausquartieren Bremens) auch vor den Blicken der (Über-)Nachbarn (Hülbusch & Hülbusch 1989). Ebenfalls sehr häufig ist eine Außenlampe sowie leicht erreichbarer Zugang zu Strom und Wasser. Entweder sind Außenwasserhahn und Außensteckdose direkt in einer Ecke des Hofes installiert oder sie sind zumindest im angrenzenden Raum (z.B. der Waschküche oder der Werkstatt) vorhanden.

Das Leben auf dem Hof

Um die Bedeutung des Hofes im Alltag ein wenig mit Leben zu füllen, wird auch hier ein Beispiel vorgestellt. Wie bei Hülbusch (1978) oder Böse-Vetter et al. (2013: 96f.) wurde ein wenig im eigenen Familienalbum geblättert. Auch wenn die Aufmerksamkeit der FotografIn den Aktivitäten und weniger dem Ort gilt, ist dieser zwangsläufig mit abgebildet. Das gilt analog auch für die 'Vorgartenbilder', die zumindest in ländlichen Fotoalben häufiger zu finden sind, weil die Schwelle vor der Haustür der klassische Ort für gestellte Familienfotos ist (s. Abb. 4 und 5).

Aus unserer Erfahrung finden viele verschiedene Tätigkeiten mehr oder weniger regelmäßig (in der Regel selbstverständlich nur im Sommerhalbjahr) auf dem Hof statt. Sie sind hier sortiert in deutlich dem Haus bzw. Haushalt zugeordnete Tätigkeiten und solche, die eher der Hof- und Gartenwirtschaft zugehören. Dabei sind die Hausarbeiten unabhängig von der Hofengröße überall nötig, während die gärtnerisch-landwirtschaftlichen Tätigkeiten eher auf Wirtschaftshufen mit angegliedertem Garten anfallen.

Tätigkeiten bei Verlagerung häuslicher Tätigkeiten nach draußen

- Sitzen / Lesen / Essen (fast täglich)
- Wäsche trocknen / legen (wöchentlich)
- Teppiche ausklopfen (wöchentlich)
- Essenszubereitung (gelegentlich wenn groß oder schmutzig)
- kleine Reparaturen (gelegentlich)
- spielen (häufig, vor allem bei vielen Kindern oder besonderen Spielen)
- Feiern (nur bei vielen Leuten)
- Abstellen sperriger Gegenstände (gelegentlich)

Verlagerung von Außenarbeiten (Garten, Hof) ans Haus

- Schlachten (Kleinvieh)
- Obst/Gemüse aufbereiten
- Blumen binden
- Pikieren / Jungpflanzen
- Abstellen von Geräten

Fast alle hier aufgezählten Arbeiten haben temporären Charakter. Nach der Arbeit wird der Hof wieder aufgeräumt. Spuren bleiben (auch wegen der Pflasterung) kaum. Was dauerhaft sichtbar ist, sind allenfalls wetterfeste Möbel und ggf. Topfpflanzen. Auch deswegen muss ein Hof trotz der Vielfalt der hier stattfindenden Tätigkeiten nicht groß sein. Die gepflasterte Fläche des Beispielhofes kommt mit 12 qm aus und ist selbst nach einer späteren Erweiterung durch einen überdachten Platz gerade mal 22 qm groß. Und das bei einer Grundstücksgröße (nur Gebäude und befestigte Höfe, aber ohne Hühner- und Gemüse-Garten) von immerhin etwa 1400 qm (mit Garten ca. 2500 qm). Mit diesem kleinen Beitrag werden keine neuen Einsichten zum Hof verkündet. Es werden lediglich einige Erfahrungen und Beobachtungen dargestellt. Trotz,

vielleicht auch gerade wegen, ihrer Individualität sollen diese dazu beitragen, den lebensweltlichen (i.S. von Husserl und Schütz) Begriff des Außenhauses und hier besonders den Hof als dessen unentbehrlichen Kern (Helbig 2003) zu bestärken und zu veranschaulichen. Dieses auch und gerade in der scheinbaren Banalität, Trivialität und Beiläufigkeit seines Gebrauchs.



Abbildung 10: Essen und Sitzen



Abbildung 11: Essen und Klönen



Abb.: 12: Wäsche machen



Abb.: 13: Ausgelagerte Küchenarbeiten



Abb.: 14: Kindergeburtstage



Abbildung 15: Feiern



Abbildung 16: Gärtnern



Abbildung 17: Schlachten



Abbildung 18: Trocknen (Walnüsse)



Abbildung 19: Ernte aufbereiten

Literatur

- Böse, H. (1981): Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Heft 22 Arbeitsber. des FB 13 - Stadtplanung u. Landschaftsplanung der GhK, Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- Böse-Vetter, H. (1991): Hof und Haus. Zum Beispiel Worpswede.- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 25 der Kasseler Schule: 109-152. Kassel.
- Böse-Vetter, H., Braun, U., Hülbusch, K.H., Scharla, L. Volz, H. & Zeihe, M. (2013): Das Haus. - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Das Haus. Notizbuch 80 der Kasseler Schule: 18-146. Kassel.
- Haag, M. (1993): Über Vorgärten. Beitrag zu einer Freiraumtheorie von Vorgärten. - in: Cooperative Landschaft (Hrsg.). KonTexte zur Freiraumplanung: 1-65. Wien.
- Harenburg, B. & Wannags, I. (1991): Von Haustür zu Haustür. Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale.- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Von Haus zu Haus. Notizbuch 23 der Kasseler Schule: 6-123. Kassel.
- Helbig, R. (1999): Hof und Haus. - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Gute Baugründe. Notizbuch 54 der Kasseler Schule: 87-96. Kassel.
- Helbig, R. (2003): Der Garten zum, am oder ohne Haus. - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Von Gemeinen Hufen. Notizbuch 64 der Kasseler Schule: 122-152. Kassel.
- Hülbusch, I.M. (1978): Innenhaus und Außenhaus- Umbauter und sozialer Raum. - Schriftenr. d. OE ASL d. Gesamthochsch. Kassel 01 Heft 33. Kassel.
- Hülbusch, I.M. & Hülbusch, K.H. (1989): Reihenhause und Freiraum - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Nachlese Freiraumplanung. Notizbuch 10 der Kasseler Schule: 102-105. Kassel.
- Husserl, E. (1976): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie. - Biemel, W. (Hrsg.). Nachdruck der 2. verb. Auflage. Leuven.
- Schütz, A. (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main.
- Theiling, C. (1996): Reihenhausestadt - Von Handwerkerhäusern, Architektengebäuden und Zeilen in Bremen. - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Notizbuch 44 der Kasseler Schule 'Bremer Reihen': 135-200. Kassel.
- Wittgenstein, L. (1984): Über Gewissheit. Suhrkamp, Frankfurt a. M.

Abbildungen /Fotos: Bernd Gehlken /privat



Abbildung 20: Der Hof als Sitz-, Ess-, Spiel- und Arbeitsplatz

Zur Charakterisierung von Wohnbauten

Karl Heinrich Hülbusch

Bernd Gehlken (2023a: 11) stellt zufrieden fest, dass eine 'zunehmende Routine in der Haus- und Siedlungstypologie' zu vermerken sei. Zum Beleg zitiert er unter anderem die 'Neugliederung der Klasse der Wohnbebauung', die H. Lührs (2010: 31) vorgelegt hat. Ich nehme dieses Beispiel, um darauf hinzuweisen, dass die 'zunehmende Routine' gerade nicht mit diesem Vorschlag, der eher hinter gewonnene Einsichten zurückfällt, nachweisbar ist.

Zuvor will ich noch darauf hinweisen, dass systematische Übersichten zur Bauorganisation nicht in und neben der Normalarbeit erstellt wurden, sondern unter dem Thema das Ergebnis studentischer Forschungsarbeit darstellen. Diese gehen von der These aus, dass der Zweck einer 'Gestaltung' nach den Unterschieden der Ausführung von praktischer Gebrauchstüchtigkeit bis zu relativer Zweckwidrigkeit zu unterscheiden ist, wenn die Bauten nach der Komposition typisiert werden. Welche Merkmale der Komposition dann welche Wirkung für den Gebrauch haben, muss mit der Interpretation erklärt und begründet werden. Dabei wird dann nach dem Fall oder der Tabelle über kennzeichnende, verbindende oder begleitende Merkmale beraten und entschieden. Das gilt auch für Merkmale, die je nach Quantität qualitativ gedeutet werden (Beekmann, H. et al. 2003). Während also bei Pflanzengesellschaften die Anwesenheit bzw. die Artengarnitur und deren Stetigkeit über den Typus bestimmen, sind bei 'Gestaltungen', willkürlich hergestellten Dingen, ausgehend von den Merkmalen, diese in Gestalt der Quantität qualitativ unterschieden und durch die Komposition organisiert. Das Haus z. B. ist der charakteristische Lebens- und Arbeitsort der Familie oder vergleichbarer Lebensgemeinschaften. Da die 'moderne' Familie der Industriegesellschaft im Gegensatz zur Dreigenerationen-Familie der Agrarkultur ein Zweigenerationen-Haushalt ist, müsste diese Veränderung bei den 'Häusern' ins Gewicht fallen, weil jetzt 'Innenhaus und Außenhaus' statt 'Haus und Hof' in der Bauorganisation auftreten. Dafür fällt der 'Hof' aus der bäuerlichen Selbstversorgung, wie B. Gehlken beobachtet hat (2023a: 13) brach. Dazu gibt es eine frühe, kaum zu erkennende Analogie. Das Selbstversorger-Bauprogramm für Vertriebene und Ausgebombte war in den prosperierenden 50iger Jahren der 'Wunderkinder' nicht mehr gefragt und wurde flugs und gedankenlos vom Walmdachbungalow – also einem Einfamiliengebäude abgelöst. Das Grundstück dafür ist klassischer Weise quadratisch und mittendrauf thront das 'Gebäude', umgeben von einer 'schön gestalteten Brache', einer Grünfläche, die 'Garten' genannt wird. K. Dörhöfer (1990: 20) zitiert einen Vorschlag zur Organisation eines 'Wirtschaftshofes' von A. Loos (1926), der vom Haushalt her gesehen ist. Und statt auf die bäuerliche Selbstversorgung, hinweist auf die 'kalte Küche' und das, was I. M. Hülbusch (1978) 'Außenhaus' nennt.

Doch Brachen sind nur aus der Erinnerung, aus der Erfahrung der Veränderung zu sehen und zu lesen. Ähnlich ist es mit dem 'Außenhaus', das nur sieht und versteht, wer Erfahrungen damit gemacht hat. Dabei können Annäherungen über Mitteilungen und Beobachtungen, die dem Haustürraum gewidmet sind, hilfreich sein. Und selbstverständlich, das Studium von 'Innenhaus und Außenhaus'.

Vorschlag zur Neugliederung der Klasse der Wohnbebauung



Abb. aus: LÜHRS, H. -2010 – Anmerkungen zur Diskussion der Klasse der städtischen Wohnbebauung. In: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 76: 30–33. Kassel.



Abb. aus: HARENBURG, B. u. Wannags, Ingeborg -1991 – Von Haustür zu Haustür. In: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 23: 6–123. Kassel.

Der Vorschlag zur Neugliederung der Wohnbebauung nach H. Lührs enthält einige Widersprüche. Zwei Klassen (Häuser und Wohnbebauung) von vornherein zu bilden ist einleuchtend und lässt an weitere Klassen – z. B. Schlösser und Villen, Anstalten, Kasernen – denken. Die 'Häuser' sind der Lebensort für Familien und vergleichbare Lebensgemeinschaften. Die bei Lührs dort eingereihten Geschosshäuser sind bei Harenburg u. Wannags (1991) eindeutig zu den Wohngebäuden ausgewiesen. Dafür gehören die bei H. Lührs zur Wohnbebauung (Wohngebäude) gerechneten Einfamiliengebäude trotz aller Mängel gegenüber dem Haus eben zum Haus. Denn das Einfamiliengebäude ist dem Haus gemäß der Lebensort für die 'soziale Primärgruppe', die Familie.

Der Einfachheit halber ist die Gliederung von Harenburg und Wannags übersichtlich und einsichtig mit relativ grober Differenzierung. Da wir absehbar keine größere systematische Übersicht mit Aufnahmen und Tabellen bearbeiten können, kann eine Übersicht mit größerer Differenzierung erstellt werden, wenn wir bei Gelegenheit nach vorikonographischer Prüfung von diesem oder jenem Fall behaupten, dass er zu dieser Assoziation, jenem Verband, jener Ordnung und jener Klasse gehöre.

„Es geht für uns nicht darum, das 'natürliche' (das richtige / Anm. KHH) System oder das System schlechthin zu finden, sondern allein die Zweckmäßigkeit unserer Gliederung und Ordnung, d. h. ihr Wert für vielseitige wissenschaftliche Erkenntnis und für sichere Anwendung ist entscheidend. (...) das System (ist) nicht Endziel, sondern Grundlage“ (Tüxen, R. 1970: 149).

So eine Arbeit wie 'Von Haus zu Haus' wird von einer längeren Diskussion mit vielen Beiträgen gestützt. Beiträge, die oft nicht im Literaturverzeichnis vermerkt sind, weil allen Beteiligten der Stand der Diskussion bekannt ist. Harenburg u. Wannags sind zwar die Autoren der Systematik zur Differenzierung der Wohngebäude, nicht aber die Urheber des Gedankens, an dem sie neben vielen anderen beteiligt sind. So wie mancher auf die breitere Erörterung nur in vager Erinnerung zurückkommt und sich mit dem Gedanken allein auf weiter Flur sieht. Deshalb ist zu empfehlen, gelegentlich und wenn man sich mit einem Phänomen befassen will, sich ein bisschen in der Literatur umzusehen. Dies bedarf zur Frage der Systematik der Wohngebäude keiner mühseligen Suche, weil – wie H. Lührs (2010: 30) vermerkt, die Beiträge zur Wohnbauten-Systematik insbesondere in den 'Notizbüchern der Kasseler Schule' sowie den 'Neubrandenburger Skizzen' veröffentlicht sind und dort auf weitere Literatur hinweisen. Das ist angesichts des zeitlichen Abstands und der inzwischen klügeren und genaueren Merkmalsunterscheidung sehr lehrreich. Und erinnert uns daran, dass wir nicht bei Null anfangen sollten, sondern immer wieder aufs Neue den Stand des Verstehens prüfen und versichern, damit aus der Regel, die in jeder Systematik enthalten ist, kein Schema wird. Oder wie Erik H. Erikson schreibt:

„Die Frage ist immer, ob wir die Regeln beherrschen, mit denen wir uns die Welt handlicher (nicht aber komplizierter) zu machen wünschen, oder ob die Regeln uns beherrschen“ (1959/1973: 85).

Indizienkundliche Systematik.

Diese zeichnet die Art und Weise des menschlichen Wirtschafts- und Gebrauchseinflusses nach. Sie ist in Form der Merkmalsaufnahme immer ein historisches Dokument für die Ausstattung und Organisation eines Ortes oder Gegenstandes. Jede Veränderung zeigt eine Veränderung der Ökonomie der Bewirtschaftung und des Gebrauchs an, die von der BeobachterIn gedeutet und interpretiert werden muss, wenn sie den Vorgang verstehen will. Das Problem der Gentrifizierung bestimmter (typischer) Stadtquartiere, das Gehlken an Ausstattungsmerkmalen exemplarisch gezeigt hat, kann die sozial-ökonomische Stellung der Einwohner lesen lassen. Ähnlich muss dann die 'Brache' 'der Vor- und Hinterhöfe' (s. Gehlken, B. 2023a: 13), für die B. Gehlken schließt, dass sie

„offenbar als Arbeitsort unwichtiger geworden“

sind, über die Tatsache hinaus gedeutet werden. Denn wir kennen reichlich Beispiele von 'Haus und Hof', wo die Orte der bäuerlichen Primärproduktion irgendwie zum 'Außenhaus' in der Organisation von 'Innenhaus und Außenhaus' umgemünzt wurden (s. die Beiträge in diesem NB bes. Gehlken 2023b). Geschieht das nicht, was im Konzept von der 'Persistenz der Kulturwerke' (E. Neef) ungewöhnlich ist, müsste es dafür gute Gründe geben, die das verhindern und einen Typus sekundär unterscheiden machen.

Jedenfalls kann in einer 'indizienkundlichen Systematik' nichts verloren gehen, sondern nur neu eingeordnet werden.

„Sollte sich diese neue Beobachtung jedoch auf gar keinen Fall dem 'Sinn der Reihe' entsprechend der Interpretation einfügen lassen, muß (...) der 'Sinn der Reihe' so umformuliert werden, daß er die neue Beobachtung in sich zu begreifen vermag“ (Bourdieu, P. 1970/1974: 133 – 134).

Danach ist die Indizienkunde und die zugehörige Systematik nicht ephemerer modischer Verfügung zugänglich. Sie ist ein perennierender Gegenstand des Lernens und Verstehens. Die Freiraumkunde ist außer dem Grundsatz für jede 'Gestaltung' vom Gebrauch auszugehen, von der Grünplanung unterschieden. Hinzu kommt, dass die Freiraumplanung über das Mittel der Freiraumkunde den Gebrauch zum Vorbild erhebt und von der Erfahrung, die in den Gegenständen enthalten ist, lernt. Die Grünplanung dagegen hantiert mit Versatzstücken, wie sie von Hirschfeld katalogisiert wurden und arrangiert sie von Lobhudeleien begleitet à la mode.

Literatur

- BEEKMANN, Helena, GEHLKEN, B. et al. -1996/2003 – Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. In: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 64. S. 40–121. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- BOURDIEU, J. P. -1970/1974 – Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt aM.
- CLAISSE, R. u. GEHN, J. M. -1978 - Die Anwendung der pflanzensoziologischen Methode für die Analyse der städtischen und ländlichen Landschaft. in: Tüxen, R.: Bericht d. intern. Sympos. Assoziationskomplexe. S. 363 – 374. Vaduz.
- DÖRHÖFER, Kerstin -1990 – Feministische Ansätze gegen patriarchalische Strukturen in Architektur und Planung. in: Arbeits Berichte Fachbereich Stadt- u. Landschaftsplanung GHK-Gesamthochschule Kassel. Heft 86: 10–27. Kassel.
- ERIKSON, E. H. -1959/1973 – Identität und Lebenszyklus. Frankf./M.
- GEHLKEN, B. -2023a – Stadtvegetation als Indiz. Aber wofür? In: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 91. S. 5–16. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- GEHLKEN, B. -2023b - Der Hof hinter dem Hof. - In: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 95. S. 47-54. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- HARENBURG, B. u. Wannags, Ingeborg -1991 – Von Haustür zu Haustür. In: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 23. S. 6–123. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- HIRSCHFELD, Ch. C. L. 1780/1985 – Theorie der Gartenkunst. Hildesheim, Zürich, New York.
- HÜLBUSCH, I. M. -1978/1981 - Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 01 der OE Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung, GhK-Gesamthochschule Kassel. Heft 33, Kassel. Nachdruck durch AG Freiraum & Vegetation. Kassel.
- LOOS, A. -1926 – Die moderne Siedlung. In: Adolf Loos - Sämtliche Schriften. 1962. Wien.
- LÜHRS, H. -2010 – Anmerkungen zur Diskussion der Klasse der städtischen Wohnbebauung. In: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 76. S. 30–33. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- NEEF, E. -1949 - Landesplanung und geographische Forschung. In: Bericht zur deutschen Landeskunde 6, S. 310-332. Neuwied.
- TÜXEN, R. -1970 – Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. in: VENEMA, H. J., DOING, H., ZONNEFELD, J. S. (Hrsg) – Vegetatiekunde als synthetische Wetenschap: 141 – 160. Wageningen.

Den Hof machen!

Die Entstehung eines Hofes

Petra Arndt

Auf der Suche nach Höfen

Auf meinen Spaziergängen habe ich in letzter Zeit besonders auf Höfe an Neubauten geachtet. Aber es gab keine Höfe an Neubauten. Das sollte mich nicht wundern. „Haus und Hof“ gehören zusammen (vgl. Hülbusch, I.M., 1978; Helbig, R., 1999; Böse, H., 1981) und ich habe nur „Stadtwillen“ gefunden, keine Häuser.

„Die Kaffeemühlen und die Variationen sind großartig, eingeschränkt brauchbar und teuer. Die Stadtvilla, der drei- bis vierspännige Solitär feiner Geschosswohnungsbauten, ist keine Erfindung der neuesten Zeit. Das gibt's z.B. in Weimar schon seit Goethe und sollte damals schon fein-reich wirken. (Böse-Vetter, H. et al., 2013, S.129)

Die Neubauten, die ich gesehen habe, hatten alle Balkone oder Terrassen. Drumherum war Abstandsgrün oder eben noch Baustelle. Bei Gebäuden, die schon ein paar Jahre alt sind, waren manchmal Versuche zu sehen, die Terrasse, das „erweiterte Wohnzimmer“, vor Einsicht zu schützen. Das waren dann Sichtschutzwände oder Pflanzungen aus immergrünen Sträuchern. Von Hof keine Spur. Also habe ich meine Aufmerksamkeit auf neu entstandene Höfe an alten Gebäuden gelenkt. Dabei habe ich mich in meiner Nachbarschaft umgesehen. Ich wohne in einer Straße mit Bauten aus der Zeit zwischen ca. 1910 und 1990. Es ist eine bunte Mischung aus Einzel-, Doppel- und Reihengebäuden und Zeilenbau. Die ältesten Häuser hatten noch Höfe. Es gab früher auch Ställe für das Vieh.

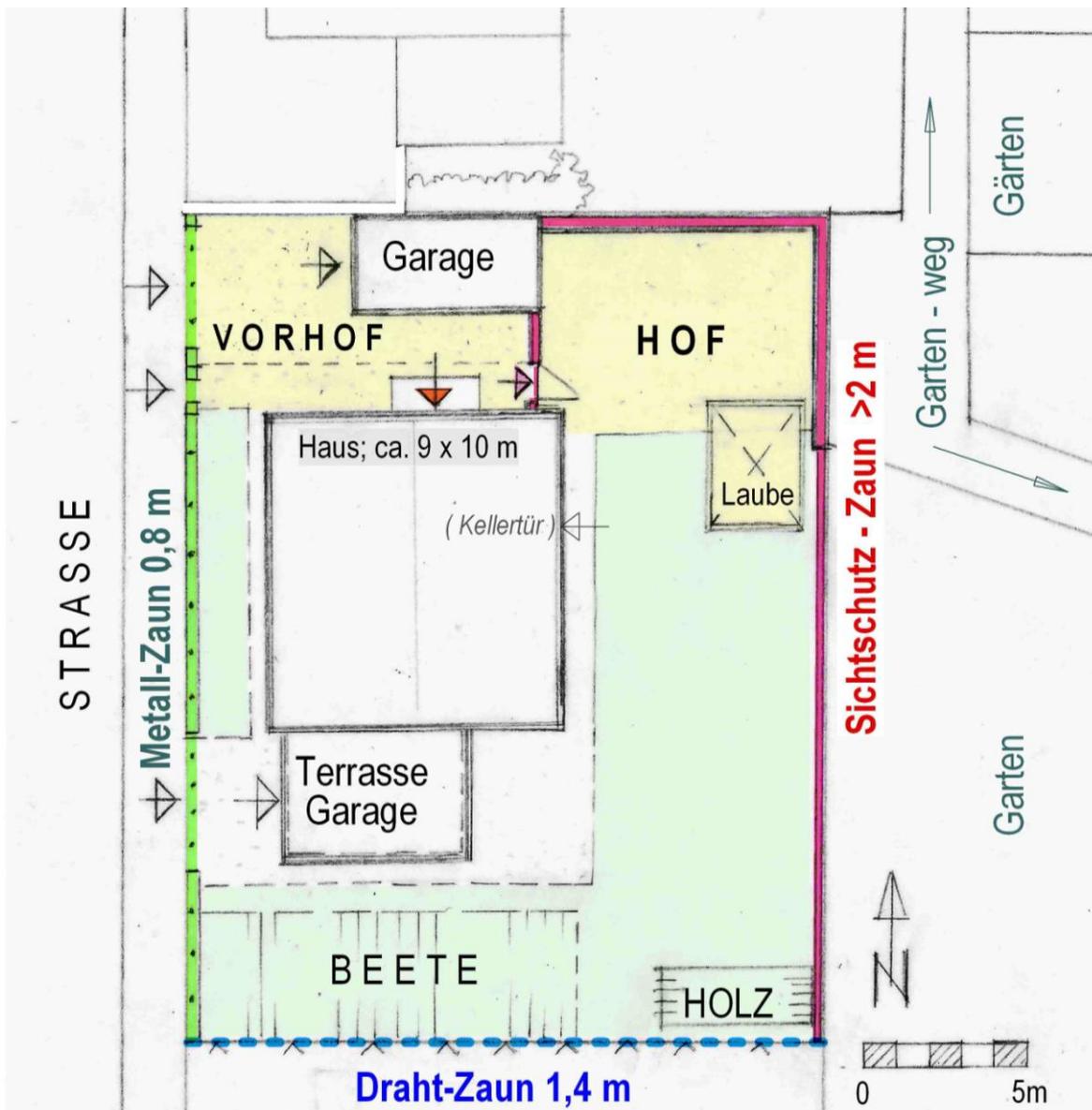
In den letzten Jahren haben einige Häuser die Besitzer gewechselt. Die Häuser wurden teilweise umgebaut. Die Freiräume wurden in Abstandsflächen verwandelt. Die Tendenz ist, dass die Höfe verschwinden. Es werden Grenzen (Zäune und Mauern) beseitigt und die Flächen werden mit Rasen, Blumen und Sträuchern dekoriert. Die Nachbarn haben sich überwiegend auf ihre Balkone und Terrassen zurückgezogen und erscheinen nur noch zum Rasen mähen auf der Fläche.

Aber dann konnte ich beobachten, wie ein neuer Hof an einem alten Gebäude in meiner Nachbarschaft entstand.

Nachbarn

Seit zwei Jahren habe ich neue Nachbarn. Es ist ein Paar mit 3 Kindern (3, 7 und 18 Jahre alt). Die Eltern sind Anfang 40. Das Haus, ein Zweifamilienhaus aus den 1930er Jahren, stand zum Kauf. Die alte Frau, der es einmal gehörte, war schon vor längerer Zeit gestorben.

Der Garten bestand zur Zeit des Verkaufs aus einer Rasenfläche, zwei alten Obstbäumen und einer Thuja. Das Haus war in einem schlechten Zustand. Meine Nachbarn wohnen jetzt im Erdgeschoss auf engstem Raum und renovierten den ersten Stock und das Dachgeschoss in Eigenarbeit nach und nach. Sie zogen im Dezember 2017 ein und im Frühjahr 2018 konnte ich sehen, was sie draußen machten. Zuerst fällten sie Stück für Stück alle Bäume und pflanzten Rosen, Rhododendren und andere Ziersträucher in den Vorgarten. Das Grundstück hat einen Vorgartenzaun und nach hinten und seitlich einen Maschendrahtzaun. Allerdings war in dem Maschendrahtzaun nach hinten eine Lücke, weil das angrenzende Grundstück den Kindern der ehemaligen Besitzerin gehört. Diese Lücke wurde schnell durch einen Maschendrahtzaun geschlossen. Am seitlichen Zaun legten sie in der Pflanzperiode 2018 kleine Gemüsebeete an.



(Skizze H.Böse-Vetter)

Dann stellten meine neuen Nachbarn fest, dass ihr Keller nass war. Sie begannen das Haus rundherum aufzugraben. Das Haus wurde nach und nach trockengelegt und die Tonerde mehr oder weniger gleichmäßig auf dem Rasen verteilt. Dann kam der Winter. Im Frühjahr 2019 war ich zur Kur und als ich nach 5 Wochen zurück kam war etwas passiert. Meine Nachbarn hatten an ihrer hinteren Grundstücksgrenze einen zwei Meter hohen Sichtschutzzaun vor den Maschendrahtzaun gesetzt (zu Grenzen und Zäunen vgl. Böse-Vetter, 2004, S.190 – 200). Die ehemaligen Besitzer des Grundstücks, die Söhne der alten Frau, waren empört. Es war eine Riesenaufregung in der Nachbarschaft.

Ich war irritiert. Ich habe nicht verstanden, was meine neuen Nachbarn auf ihrem Gelände machten. Beide Nachbarn, die Kinder der alten Frau und meine neuen Nachbarn legten mir ihre Standpunkte zum „Zaun“ dar. Die Familie sagte, sie würden das mit der Sichtschutzmauer wegen des Windes machen, es sei so windig auf dem Grundstück. Meinen Einwand, dass die Wand nach Osten ausgerichtet sei, der Wind bei uns aber hauptsächlich aus Westen und Süden käme, hat keinen Eindruck auf sie gemacht. Sie wollten mir anscheinend nur sagen, dass sie die Wand nicht „gegen“ jemanden errichtet hatten.

Die anderen Nachbarn, die jetzt keinen Einblick mehr hatten, erzählten mir, dass das ja unmöglich sei, so eine hohe und hässliche Wand zwischen den Grundstücken zu errichten. Ich verstand, dass sie diese Maßnahme als Konfrontation gegen sich gerichtet sahen. Sie hatten in den Monaten seit die Familie eingezogen war einen freundschaftlichen Kontakt zu ihnen aufgebaut. Besonders das Tun der Kinder wurde vom Balkon aus wohlwollend betrachtet und Kuchen und Süßigkeiten wanderten hin und her über den Maschendrahtzaun. Das war jetzt plötzlich vorbei. Mein Mann meinte, sie würden sich vielleicht „einmauern“ aufgrund früherer Erfahrungen. Ich konnte das nicht glauben. Kinder groß kriegen, für Essen und Kleidung zu sorgen, das ist überall ähnlich und hat sich nicht grundlegend geändert.

„Innenhaus und Außenhaus“ und die Arbeit

Bisher hatte ich die Umpflanzmaßnahmen meiner Nachbarn und auch die Sichtschutzwände als Dekorationsmaßnahme gesehen. Über Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten und die Meinung meines Mannes und der anderen Nachbarn „das sieht doch nicht gut aus“ und „das macht man nicht in unserem Stadtteil“, schienen meine Ansicht zu bestätigen.

Erst als ich die Tätigkeiten meiner Nachbarn als Arbeit ansah, die für die Bewältigung ihres Alltags notwendig war, veränderte sich mein Blick auf ihr Tun. Ich bemerkte, dass mich das, was sie mir erzählten, dazu geführt hatte, dass ich das, was ich sehen konnte, nicht ernst nahm und deshalb nicht verstanden hatte. Ich hatte Kiwi von meinen Beobachtungen erzählt und durch seine Anregung veränderte sich mein Blick und konzentrierte sich auf das Wesentliche, die Arbeit, die räumliche Organisation und die Zugänglichkeit von „Innenhaus und Außenhaus“ (Hülbusch, I.M., 1978).

Meine Nachbarn hatten im ersten Frühjahr, neben ihren „Dekorationsmaßnahmen“ im Vorgarten, das Grundstück um das Haus als Abstellmöglichkeit für alle möglichen Sachen, die sie für ihre Bautätigkeit brauchten, genutzt. Auch Bauschutt wurde hier gelagert, bevor er abtransportiert wurde. Die Kinder spielten mittendrin. Die Hüpfburg und der Sandkasten, die diversen Fahrzeuge wanderten dahin, wo gerade Platz war und es am wenigsten gefährlich war. Als dann der Keller ausgegraben wurde, wurde es enger auf dem Grundstück. Das Prinzip, dass gespielt und gegrillt und auf der Bank gesessen wurde, wo gerade Platz war galt immer noch. Dann war der Keller isoliert und der Graben wurde mit Kies aufgefüllt. Meine Nachbarn nutzten ihr Grundstück so, wie es für ihre Arbeit und ihre Absichten hilfreich war.

Im Frühjahr 2019 'wuchs' die Sichtschutzmauer Stück für Stück, bis die Fläche an zwei Seiten eingegrenzt war. Im Sommer kam eine 2 Meter hohe Wand mit Tor zwischen Garage und Haus hinzu, die den Hof nach vorne zum Eingang, zum Vorhof, abgrenzte. Der Grill, der Sandkasten, die Bank und die Hüpfburg wanderten nach hinten, in den Hof. Ich gratulierte meiner Nachbarin bei Gelegenheit zu dieser Maßnahme. Sie war verblüfft und meinte, sie hätten das nur wegen dem Wind getan. Wie dem auch sei, jetzt haben sie einen Hof und nutzen ihn auch.



Abb. 2: Seitlicher Vorhof an der Haustür (mit Garage) und dahinter mit Zaun/ Tor abgetrennter Hinterhof mit Laube (Skizze H.Böse-Vetter)



Abb. 3: Seitlicher Vorhof mit Haustür am Giebel und Zugang zum abgetrennten Hinterhof / Garten
(Skizze H.Böse-Vetter)

Hauswirtschaft

Wie wichtig die Verfügbarkeit über „Haus und Hof“ (Helbig, R., 1999) für das alltägliche Leben ist, hat Inge Meta Hülbusch in ihrer Arbeit „Innenhaus- und Außenhaus“ (Hülbusch, I. M., 1978) ausführlich beschrieben. Diese Erfahrung habe ich als Kind gemacht (mehr dazu in: Frenken, P., Kölzer, A., 1990). Als ich dann selbst Kinder hatte, habe ich immer wieder versucht, Höfe oder „Hoffragmente“ zu finden und anzulegen, durch die mir das „Hauswirtschaften“ erst möglich gemacht wurde.

„Seitdem wir Kinder hatten und die häusliche Produktion intensiver wurde, werden mußte, wurde der Blick für die Beurteilung von Wohnsituationen geschärft. (...) Die Wohnstandortwahl wurde von uns nach den Bedingungen und Anforderungen der häuslichen Produktion durchgeführt. Dies setzte voraus, daß eine Verfügung über das physische Ausgangsmaterial von Innenhaus und Außenhaus, die eine Veränderung und Anpassung an unsere Alltagsorganisation ermöglichte, gegeben war.“ (Hülbusch, I. M., 1978, S. 128)

Regina Helbig hat beschrieben, dass „Innenhaus und Außenhaus“ „Haus und Hof“ (Helbig, R., 1999, S. 87) oder auch die „Haushufe“ (Beekmann, H. et al, 2003, S. 44) meint. Im ersten Hof meiner Kindheit war das eine „Haushufe“ auf

einem mittelalterlichen Stadtgrundriss mit Gärten außerhalb am Rande des Ortes. Ein anderes Beispiel für „Haus und Hof“ ist das Bremer Reihenhause (vgl. Theiling, Ch., 1996). Der Hof meiner Nachbarn ist kein idealer Hof. Er hat zwar Grenzen und ist einer Haushaltung zugeordnet aber

„Das wichtigste Merkmal. Die Höfe sind den innerhäuslichen Arbeitsräumen zugeordnet.“ (Helbig, R., 1999, S. 92)

fehlt ihm. Das „Haus“ ist ein Gebäude mit Treppenhaus, das ursprünglich von zwei Familien bewohnt wurde. Es gibt nur den Zugang über die gemeinsame Haustür und das Treppenhaus nach draußen. Das macht das Wirtschaften schwerer, weil alles von drinnen nach draußen (und umgekehrt) weiter und umständlicher transportiert werden muss. Hier wäre es hilfreich, nachträglich direktere Verbindungen von drinnen nach draußen zu schaffen (z.B. vom Keller). Die Verfügbarkeit über Haus und Hof ist auch heute noch die beste Voraussetzung, einigermaßen gut leben zu können. Das zeigt das Beispiel meiner Nachbarn, die sich an ihrem Haus einen Hof geschaffen haben.

Der Einwand, dass viele Leute ja gar kein Außenhaus, keinen Hof mehr wollen und brauchen, sollte nicht dazu führen, Häuser mit Höfen unmöglich zu machen. Für das alltägliche Leben ist es wichtig, dass es Höfe gibt oder dass es zumindest möglich ist, nachträglich „Höfe zu machen“.

Literatur:

- AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), 2014: Der Grundriss des Hauses. Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 83. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- BEEKMANN, Helena, et al, 2003: Von gemeinen Hufen, extravaganen Blöcken und anderen Typen, in: Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 64, S. 40–121, Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- BÖSE, Helmut, 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen, in: Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung, Heft 22, Gesamthochschule Kassel.
- BÖSE-VETTER, Helmut, 2004: Kleine Zaunkunde, in: Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 58, S. 190–200, Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- BÖSE-VETTER, Helmut, et al, 2013: Das Haus. In: Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 80, S. 18-146, Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- FRENKEN, Petra u. KÖLZER, Andrea, 1990: Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? In: Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 19, S. 1–104, Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- HELBIG, Regina, 1999: Hof und Haus, in: Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 54, S. 87–96, Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- HÜLBUSCH, Inge Meta, 1981: Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum, Schriftenreihe der OE Architektur/Stadtplanung/Landschaftsplanung 01 – Heft 33, Gesamthochschule Kassel, Kassel.
- HÜLBUSCH, Inge Meta, 1997: „Ich geh raus – und bin doch zu Haus“ Wie kleine Kinder wohnen können. In: Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 47, S. 59–61, Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.

HÜLBUSCH, Inge Meta, 1997: „Freiraumplanung von Frauen für Frauen – Freiraum von Frauen. In: Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 47, S.79–85, Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.

THEILING, Christoph., 1996: Reihenhäusstadt. In: Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 44 der Kasseler Schule, S. 135–200, Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.



Einen Hof vorrätig halten

Helmut Böse-Vetter

„Migge schlägt vor, den Garten, wenn er nicht mehr für notwendig gehalten wird, in einen 'Gesellschaftsgarten', also eine Grünfläche zu verwandeln. Das enthält die Option, die Grünfläche wieder in einen Garten zu verwandeln. Was allerdings nur möglich ist, wenn die Brache nach diesem Gedanken eingerichtet und gepflegt wird, den Garten vorrätig hält.“
(Hülbusch, K.H. -2014- S. 58 f.)

Können wir diesen Gedanken von Karl Heinrich Hülbusch zum Garten auch auf den Hof übertragen und anwenden? Geht das, den Hof z.B. in eine Terrasse umzuwandeln, und den Hof trotzdem vorrätig zu halten im Sinne von: ihn zurückzulegen oder aufzuheben, um ihn bei Bedarf wieder für praktische häusliche Tätigkeiten in Gebrauch nehmen zu können? Ich denke mehr noch als für den Garten gilt die Überlegung von K.H. Hülbusch für den Hof. Wenn ein Hof als häuslicher Wirtschaftsplatz und Spielraum mitgedacht werden, auch und gerade dann, wenn der gesellige Freisitz am Wohnraum im Vordergrund steht, verbietet sich eine grundlegende Veränderung – außer vielleicht ein anderer Belag –z.B. ein Rasenplatz- oder eben eine geringere Nutzungsintensität, die durch erhöhten Pflegeaufwand kompensiert werden müsste.

Ein (Küchen-)Garten kann als Brache mehr oder weniger durch Rasen oder Blumenbeete ersetzt werden, ohne den Garten aufzugeben. Ein Hof lässt sich auch –weiterhin- nur als Sitzplatz nutzen, aber eine Extensivierung oder Zwischennutzung sind schwer vorstellbar.

Bei einem Umbau in eine –womöglich erhöhte- Terrasse ist es ungemein schwerer –nahezu ausgeschlossen- den Weg zurück zum Hofe zu finden, zumal wenn das Wohnzimmer den Takt vorgibt und die Bindungen an Küche, Keller, Garten aufgegeben werden. Die heute selbstverständliche Südwest-Terrasse, als 'erweitertes Wohnzimmer' verstanden, ist so auf's 'feierliche' Wohnen angelegt und darauf bedacht, Alltagsspuren auszublenden, dass ihr das Talent eines Hofes völlig fremd ist. Nun könnte man einwenden, die Wohnzimmer -Terrasse sei eben Ort geselliger Gastlichkeit und Freisitz an sonnigen Tagen. Dagegen ist auch nichts einzuwenden. Aber damit ist das Spektrum möglicher Nutzungen auch schon erschöpft. Zu bedenken ist, dass all dies auch in einem Hof möglich wäre, der mehr zulässt, die dreckigen Schuhe genauso wie die feinen Sandalen.

Wie so oft finden wir Vorbilder an älteren Bauten oder Darstellungen aus Zeiten mit altertümlichen häuslichen Ökonomien. Auf den Bildern eines Pieter de Hooch sind die beiden Seiten –und Zeiten- des Hofes immer wieder dargestellt worden: Hauswirtschaft, nebenbei Kinder hüten auf der einen und Gastlichkeit und Geselligkeit auf der anderen Seite. Die Voraussetzungen dafür sind in den Bildern, die auch mit Versatzstücken arbeiten, ebenso deutlich. Der Hof ist befestigt und umgrenzt, die Fläche bleibt frei, feste Utensilien und Dekor sind rar

und spielen sich am Rand ab. Und der Hof schließt an einen –neutralen– Gang, eine Art Hausflur an, der oft auch ein Durchgang zur Straße ist und quasi neben dem Haus als Verbindungsweg verläuft. Der Hof war in erster Linie für den Haushalt notwendig, Wäschewaschen, Wasser holen, Brennstofflager, Abort, Kinderspiel. Dinge, für die heute meist kein Hof mehr gebraucht wird. Fahrräder gab es im 17. Jahrhundert noch nicht. Und einem Gasgrill wurde ‘outdoor’ auch noch nicht der Teppich ausgerollt. Das Meiste, wofür ein Hof einmal gut war, ist heute nicht mehr nötig oder zeitgemäß. Also, Feierabend ?



Abb. 1: Pieter de Hooch ca.1655-1699. Zwei Frauen mit einem Kind im Hof

Abb. 2: Pieter de Hooch ca.1658. Hof eines Hauses in Delft

Als wir an unserem Haus die unsäglichen Fassadenverschönerungen mit Kunststoffplatten aus der Zeit um 1970 rückgängig machten und eine Dämmung aufbrachten, mußte auch die Veranda mit Treppe von der Küche in den Garten neuert werden. Deshalb gab es die Überlegung das kleine Podest vor der Verandatür zu erweitern und einen weiteren Zimmerausgang nach draußen zu schaffen. Unter der Küchenveranda am Haus befindet sich die Keller-
treppe auf der einen und ein mit Platten belegter Hof auf der anderen Seite bis an die Nachbarmauer. Wir bezeichneten diese etwa 4x5m große Fläche, als Hof – also eine befestigte Fläche für dies und das. Es war eine auf drei Seiten umbaute Nische, wo ein paar Gartenmöbel und eine alte Schultafel standen, auf der die Kinder malen konnten. Ab und zu wurde dort etwas von der Gartenarbeit beiseite- oder abgestellt, gelegentlich auch etwas repariert.

Wir haben noch einen weiteren Hof neben dem Haus, der aber selten eine Rolle spielte, obwohl er größer war: ein 5m breiter Streifen mit fast 20m Länge vor einer alten Garage, die wir als Schuppen nutzten. Dieser seitliche Hof

ist natürlich ein ganz praktischer Transportweg –auch für Besuch- zur Rückseite des Hauses, zur Kellertreppe und zum Garten. Dafür hätte auch ein schmalerer Weg ausgereicht, selbst als Stellfläche für das Auto. Weil es auf der seitlichen Giebfassade keine Fenster und Türen gab, kam dieser Hof nur selten ins Spiel. Aber er war nun mal da. Wir hatten ihn mit einem hohen Tor in zwei Seiten geteilt, eine nach vorne zur Straße mit Stellplatz fürs Auto, und eine nach hinten. Nachdem die Kinder größer waren, war diese Fläche fast unbenutzt, der Aufwuchs breitete sich nach und nach über die Fugen auf die Platten aus.

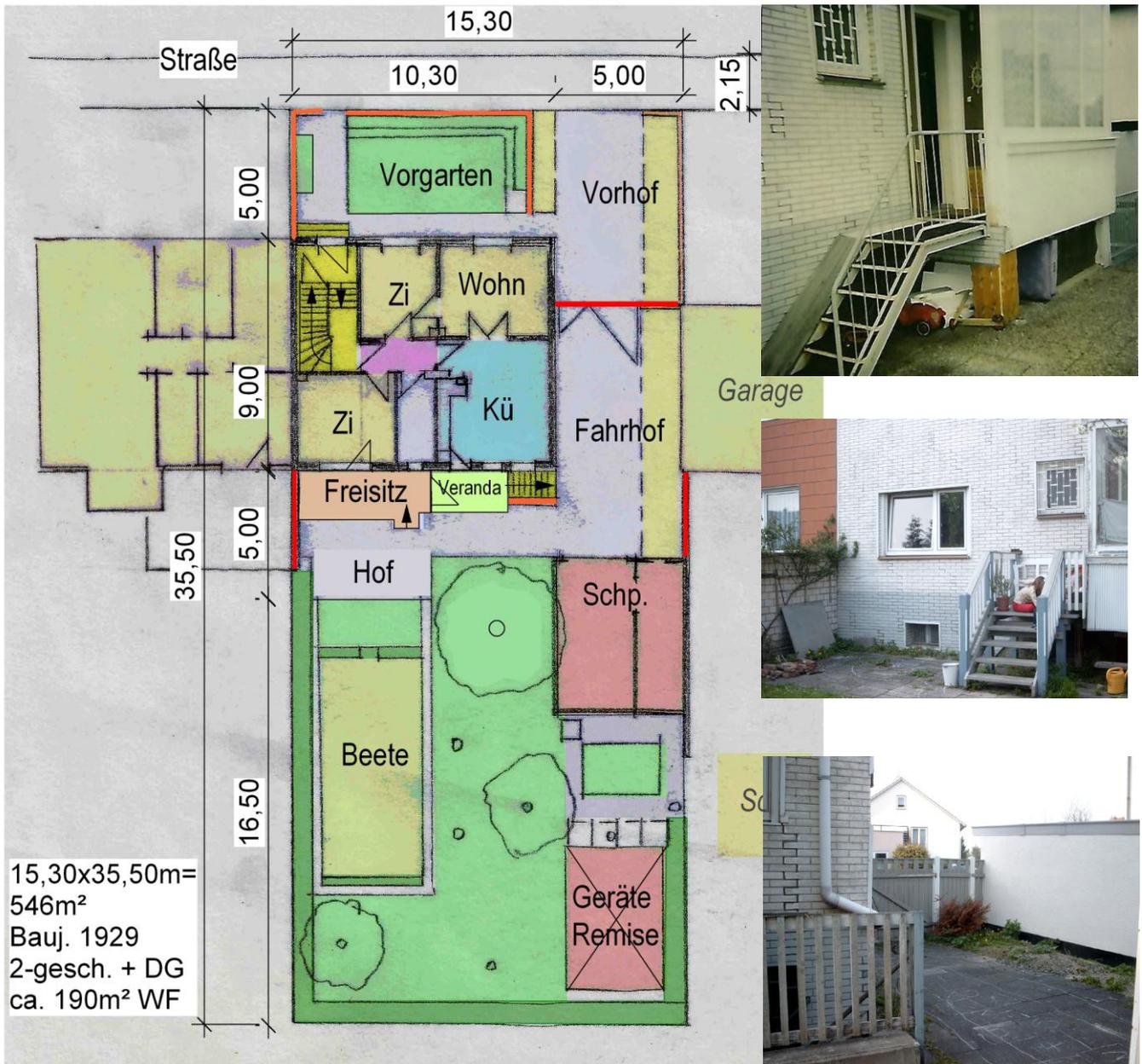


Abb. 3: Lageplan

Abb. 4: oben: 1993 -Treppe von der Küchen-Veranda in den Hof

Abb. 5: mitte: 2005 -Treppe mit Podest

Abb. 6: unten: 2005 –Seitlicher Fahrhof mit Tor

Das gleiche Schicksal ereilte auch die Plattenfläche hinter dem Haus, nachdem der Aufwuchs nicht mehr durchs regelmäßige Kinderspiel in Schach gehalten wurde. Natürlich mußte hier das ‚Unkraut‘ jetzt aus den Fugen gepult werden, wenn es überhand zu nehmen drohte, damit dieser verwaiste Hof wenigstens nicht so verlassen aussah.

Deshalb lag es nahe, diese Fläche beim Umbau ca. 1m höher zu legen als Vorplatz und Freisitz vor den zwei Erdgeschoßzimmern. Unsere Nachbarn des Doppelhauses hatten dies vor Jahren bereits gemacht und eine ca. 5x5m große Terrasse angelegt, was die Erhöhung der nachbarlichen Trennmauer mit einem Spaliergeflecht zur Folge hatte, um weiterhin Distanz wahren zu können. Weder das Haus von 1929 noch wir hatten bisher an eine Terrasse gedacht oder damit gerechnet. Der Hof war im Grunde kein Thema mehr, hatte sich erübrigt, wie auch im Gartenbeet nach und nach Blumen vor dem Gemüse die Oberhand bekamen. Trotzdem wollten wir den Hof behalten, was jetzt etwas großspurig klingt, weil es sich doch nur um eine knapp 15m² große Plattenfläche handelt. Der Hausgrundriß hat den Vorteil, daß die Wohnstube vorne auf der Straßenseite liegt und die große Küche mit Veranda und ein kleines Zimmer auf der Gartenseite des Hauses.

Zwischen der nachbarlichen Grenzmauer und der Veranda bauten wir ein aufgeständertes Holzdeck und einen zusätzlichen Zimmerausgang. Der Freisitz hat eine Tiefe von gut 2m und eine Länge von 5m mit 5 Stufen Treppenabgang. Die Plattenfläche des ‚Hofes‘ mit 3x5m wurde beibehalten und Richtung Garten verschoben. Wir wollten eine Rückzugsmöglichkeit am Haus, aber den Platz am Haus, um hantieren zu können, nicht aufgeben. Also haben wir einen ‚Hochsitz‘ an den Hof gelegt. Mit der Tiefe von 2m des oberen Freisitzes reicht dieser kaum über die der anschließenden Veranda hinaus, was beabsichtigt war, um den Nachbarn aus dem Weg gehen zu können, die uns mit einem neuen Anbau auch mit seitlichen Fenstern und Balkon zu unserem Garten konfrontiert hatten. Im Übrigen ist der Platz ausreichend für Tisch, Stühle, Bank, Topfpflanzen und 6 Personen. Das Gelände ist wichtig, gibt dem erhöhten Platz eine Lehne und Halt, damit man ihn bis zum Rand ausnutzen kann.

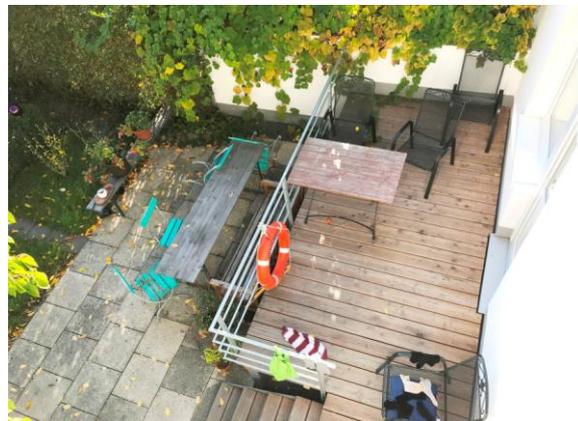


Abb. 7- 8: 2020 –‘Hochsitz mit Hof‘

Mehr Besuch läßt sich leicht auf dem unteren Hofplatze unterbringen, der eine mehr oder weniger leere Fläche bleibt, „damit hier fast alles getan werden kann“, wie K.H. Hülbusch schreibt. Im Übrigen nutzen wir beides ganz ähnlich, ist auch der Freisitz Teil des Hofes und keine andere Welt.

Damit wäre alles zum Thema gesagt, wenn da nicht noch ein Schuppen in der hinteren Gartenecke wäre. Ein überdachter Platz für all die Utensilien, die man draußen braucht oder die sich ansammeln: Tischtennisplatte, Kaninchenstall der Kinder, Schubkarre, Gartengeräte, Winterlager für Tisch und Stühle, Bohnenstangen, Fahrrad, Grill, Baumaterial. Manches –wie der ‚Kinderkram‘- ist längst wieder abgeschafft. Dagmar Kuhle hat auf den Zusammenhang von Nutzgarten und Hof hingewiesen, der häufig mit einem Baum dem Platz ein Dach gibt. Der Hof am Haus und am Ende des Küchengartens wird hier als ‚Gastgarten‘ bezeichnet, oder eben als ‚Gasthof‘. (Kuhle, D. 2001- S.113 f., NB 57) Demnach wäre der zitierte ‚Gesellschaftsgarten‘ von Leberecht Migge eher im Hof zu finden und nicht in der begrünzten Fläche.

War ich anfangs zum Thema Hof auf einen Platz unmittelbar am Haus fixiert, wurde mir spätestens, nachdem ich den Text von Helmut Lührs „Kein Garten ohne Hof“ (2022, S. 67f.) gelesen hatte klar, daß unser überdachter Schuppenplatz im Garten natürlich auch ein Hof ist, ja, diese Bezeichnung fast mehr verdient als die Plattenfläche am Haus. Beides hat nicht nur seine Berechtigung, sondern ist für Haus und Garten, so wie wir damit umgehen, notwendiger Bestandteil. Helmut Lührs spannt den Bogen weiter und sagt, der Hof ist die Voraussetzung für einen Garten:

„Ein Garten ist ohne Hof so wenig denkbar wie in der Praxis zu verwirklichen. (...) Wer einen Garten will und den Hof nicht denkt, der bekommt bestenfalls eine Grünfläche, mit der das Schöne zum Grabmal des Praktischen gerät (...) Lührs, H. 2022, S. 67f.)

Wenn H. Lührs schreibt, „Die(se) beiden Seiten, des Nutz und Frommen, dem tätig und müßig sein, verleiht der Hof dem Garten – als praktische, als gedankliche Konstruktion gleichermaßen,“ dann verkörpert der Hof nicht nur den praktischen Platz für Haus und/oder Garten, sondern auch die dafür nötigen Überlegungen für’s Tun und Lassen. Wenn ich kein Haus, keinen Garten brauche, weil eine Wohnung mit Aussicht genügt, habe ich keinen und brauche dann auch keinen Hof.

Abbildungen / Quelle: Abb. 1 und 2: Gemeinfreie Werke „Wikimedia commons“
 Abb. 3-13: H. Böse-Vetter

Literatur:

Hülbusch, K.H. -2014- Die Kunst des Gärtner(n)s. in: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 81, Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2009-2011. S. 55-70. Red.: Heike Lechenmayr und Karl Heinrich Hülbusch. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Kuhle, D. 2001- Das Ende der Baumtabelle: Der 'Gastgarten'. in: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 57, Der Gartenbau in vier Abteilungen. S.113-114. Red.: Florian Bellin und Karl Heinrich Hülbusch. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

Lührs, H. -2022- Kein Garten ohne Hof. In: Neubrandenburger Skizzen, Heft 13. S. 67-68. Hg.: LPG (Landschafts- und FreiraumPlanunG) Neubrandenburg eV. Neubrandenburg.

Sutton, P.C. -1998- Pieter de Hooch, 1629-1684. New Haven and London.



Abb. 9-10: 2020 –Schuppen /Remise am Garten. Abb. 11-13: 2020 –Veranda, Freisitz, Hof



Am Rand bemerkt ⁷

Helmut Böse-Vetter

„Wenn I.M. Hülbusch das ‚Außenhaus‘ mit ‚sozialem Raum‘ benennt, wird deutlich, daß die Menschen ohne dieses private Territorium ‚ihres Platzes in der Welt beraubt sind‘ (Arendt, H. 1958/ 2020: 327). (...) Denn mit seinem Territorium nimmt man Teil an der Herstellung des Weges und der Kommune.“

(Böse-Vetter, H., Braun, U., Hülbusch, K.H., Scharla, L., Volz, H., Zeihe, M. -2013- Das Haus, S. 60)

Einer unserer Leitgedanken zum Straßenfreiraum lautet: die Straße, der gemeinsame Weg, ist eine Aneinanderreihung von häuslichen Vorplätzen, von denen jeder Anlieger einen Teil abgibt, damit alle kommen und gehen können. Das anschauliche Bild der gereihten Vorplätze wird benutzt, um zu betonen, dass die Parzelle als Ausgangspunkt für den Straßenfreiraum im Vordergrund steht. Der Weg, die Straße ist eine Offerte der Anwohner, ohne Haustür keine Straße, kein Türplatz, kein Vorhof, kein gemeinsamer Weg.

In diesem Sinne kann das Prinzip der „Zonierung und Parzellierung“ des Straßenfreiraums mit einer Analogie verdeutlicht werden:

„Der kommunale Freiraum, der bereit- und hergestellte Weg, ist gerichtet zoniert. Wenn darin die Parzellierung der privaten Parzellen zum Ausdruck käme, müssten wir von Parzelle zu Parzelle eine Grenze durchschreiten. Das wäre dann analog zur Kleinstaaterei eine ‚Haus-Staaterei‘, die für Gehende sehr umständlich wäre.“ (Böse-Vetter et al. -2023- S.93)

Nun ist dies zunächst nur ein anschauliches Bild für das Prinzip, daß auch die Straße Teil des Außenhauses ist. Früher haben wir gesagt, der Vorgarten/Vorplatz mit Haustür sei der häusliche Anteil an der Straße. Unser Bild dreht diese Bestimmung um: erst die Vorplätze, das Nebeneinander von Haustüren bringen den Weg mit sich, indem Platz für Alle gelassen wird um von Haus zu Haus zu kommen. Nicht die Anlieger bekommen oder nehmen sich ein Stück der Straße für sich, sondern: die Anlieger geben von Ihrem Grund ein Stück ab, damit sich alle bewegen können. Das ist der Kern dessen, was wir ‚Kommunalität‘ nennen. Was banal und selbstverständlich klingt, dass eine Straße für alle da ist, bekommt durch die Frage der Zuständigkeit einen Richtungswechsel: die kommunale Konvention vieler präsender Beteiligter, die sich von einer Art gebieterischen Geste unterscheidet, die den Weg und die Straße unabhängig von den Anliegern ‚denkt‘. Wobei ‚Anlieger‘ hier auch etwas zu beiläufig klingt, als wären die Grundstücke Anhängsel, nur dabei und nicht ursächlich der Grund für den Weg bzw. die Straße.

⁷ Beitrag zum Symposium 2022 „denk-mal“ der AG Freiraum und Vegetation

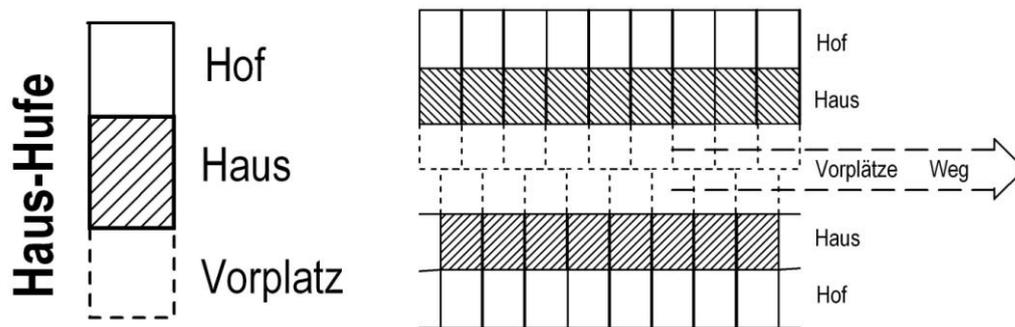


Abb.1 nach: R. Helbig, 2003, S. 129.

„Das Prinzip der Hufe-Siedlung ist die Reihung. Aus der Reihung der Hufen von Hausvorplätzen entsteht die Straße (vgl. Hülbusch, K.H. 1996)

Die Straße ist sozusagen die Summe der Hausvorplätze. Zu jeder Hufe gehört ein Stück Straße. Ein Teil der Parzelle wird als 'kommunale Offerte' der 'Gemeinde' zur Verfügung gestellt. Mit der Aneinanderreihung der Hufen ermöglicht dieser kommunale Anteil allen Beteiligten den Zugang zur Parzelle (vgl. auch: Bäuerle/Theiling 1996). Die Erreichbarkeit der Häuser ist damit für alle Lagen gewährleistet.“ (Helbig, R.- 2003, S. 129; dazu auch Helbig, R. -2001, S. 119)

Nun ist dieses Prinzip, das in einem anschaulichen Bild beschrieben wird, eben ein gedachtes Bild, das es in der realen Wahrnehmung nicht gibt. In dem Zitat wird ja auch gesagt, dass die Parzellierung im gemeinsamen Weg nicht zum Ausdruck kommt, also beim Gehen keine sichtbaren Grenzen durchschritten werden.

Manchmal und zeitweise kommt die Zugehörigkeit des Weges zu den Parzellen aber indirekt zum Ausdruck, etwa in der Pflege oder beim Winterdienst. Das kann innerhalb einer Straße auffällig variieren. In der häuslichen Nutzung und Pflege des Weges wird dann z.B. im unterschiedlichen Umgang mit Bewuchs („Unkrauttoleranz“) die individuelle Zuständigkeit vor den Häusern ablesbar.

Regina Helbig hat dies am Beispiel von Feldgärten (Grabeländer) beschrieben:

„Die Gartenwege sind immer allgemein zugänglich. In manchen Fällen verdeutlicht ein Grenzstein in der Mitte des Weges den privaten Anteil der Gärten am Weg. Gerade auf unbefestigten Wegen lassen parzellenscharfe Unterschiede der Vegetation die private Zuständigkeit der GartenbesitzerInnen sichtbar werden. Der Erhalt des Weges ist also darüber gewährleistet, daß jeder für seinen Anteil am Weg sorgt. In diesem Sinne ist der Gartenweg ein kommunaler Weg.“ (Helbig, R. 2003, S. 143)

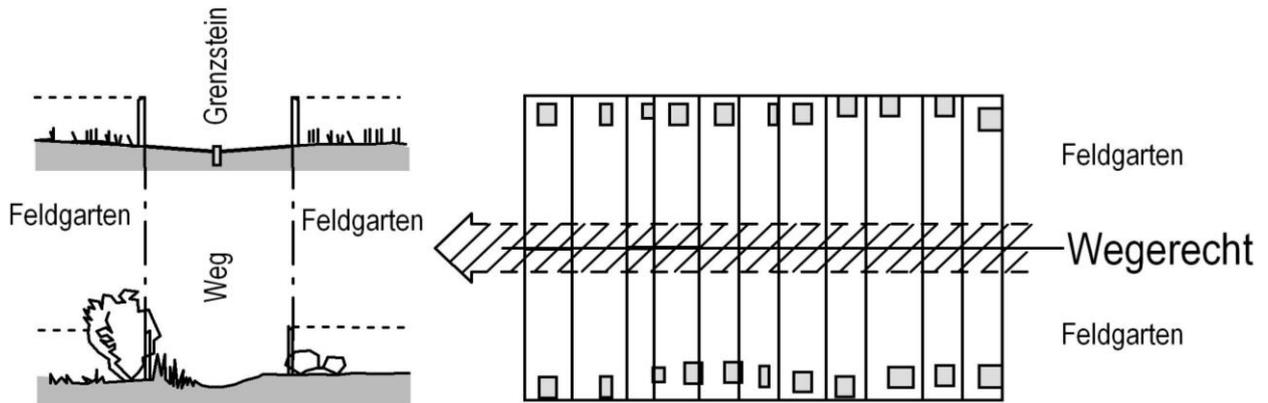


Abb.2 nach: R.Helbig, 2003, S. 143. Zu Feldgärten.

„Grenzstein oder unterschiedliche Vegetationsausstattung als Indiz für die Zugehörigkeit des Wegeanteils zur Gartenparzelle.“ (Helbig, R.- 2003, S. 143)



Abb. 3 und 4 Mittelbar sichtbare Zugehörigkeit/ Zuständigkeit über die –unterschiedliche– Gehweg-Pflege vor den Grundstücken (Fotos: H. Böse-Vetter)

Ich bin in den letzten Jahren auf einige ältere Beispiele gestoßen, bei denen die häuslichen Parzellengrenzen tatsächlich auch materiell quer über den Weg reichen, man sie also tatsächlich auch sehen kann und beim Gehen überschreitet.

Die Entstehung einer Straße aus der Aneinanderreihung von Hausvorplätzen ist mir zum ersten Mal aufgefallen, als unsere Tochter nach Hann. Münden umzog. Die „Kiesau“ in der nördlichen Altstadt ist eine ca. 5 m breite Straße – nicht Gasse- mit geschlossener Bebauung mit schmalen Häusern mit 1-2 Zimmer Breite. Die Straße ist eine Einbahnstraße und wurde vor etwa 40-50 Jahren erneuert.⁸

⁸ Für Hinweise zu den Abmessungen der Straßen und zu den Bautypen in Hann. Münden danke ich Ulrike Braun.



Abb 5 und 6 Hann. Münden, Kiesa (unten: bearbeitet)

(Fotos: H. Böse-Vetter)



Von den dekorativen Zutaten können wir absehen. Das Prinzip wird sichtbar: die Vorplätze stoßen aneinander mit einer Mittelrinne. Auf beiden Seiten wird von den häuslichen Vorplätzen ca. 1m in der Mitte abgegeben für einen 2m breiten Weg. Die 1,5m tiefen Vorplätze sind aus der Gehlinie durch häusliche Besetzungen (Stufen, Kellerschächte, Dekoration, Bank) und im Pflaster erkennbar abgesetzt, als zum Haus gehörig herausgenommen. Die Straße macht einen relativ privaten, aber nicht unangenehmen Eindruck.

Es ist ein so schönes Beispiel, weil es einmal die Teilung des Weges in zwei Hälften und deren häuslichen Bezug und ‚Herkunft‘ zeigt, und dann, weil deutlich wird, wie wichtig die dichte Aufeinanderfolge der Haustüren ist, mit denen die Vorplätze als Reihung in Erscheinung treten. Das unterscheidet die Straße von der Gasse, die anbaufrei zwischen den Parzellen als abkürzende Verbindung zwischen zwei Straße verläuft.

Auf einer Abbildung von 1870 ist dargestellt, wie die häuslichen Vorplätze mit vorgelegten Treppenstufen bis zur Rinne vor den Häusern reichen. Aber auch die seitlichen Parzellengrenzen werden noch von den Entwässerungsrinnen abgebildet, die aus den Traufgassen zwischen den Bauten zur Gosse am Fahrbahnrand führen. Die Vorhöfe sind mit Rinnen eingefasst als zum Haus gehörende Plätze markiert, die auch allgemein von Fußgängern als sicherer Rand genutzt werden können um Fuhrwerken auszuweichen. Die Postkarte zeigt, wie 20 Jahre später der Rand der Vorhöfe mit glatterem Pflaster als Gehweg befestigt, und die Widmung für die Allgemeinheit so kenntlich gemacht wird.



Abb. 7, Ausschnitt: H.A. Littmann –Berlin, um 1870 Schleswig. Häuser am unteren Gallberg – durch Feuer vernichtet. Aquarell – Privatbesitz. Foto: Böcker, Hamburg 55. Quelle: Christiansen, Th. 1973, S. 117)



Abb. 8: Postkarte um 1900. Schleswig – Lollfuß.

Solche alten Entwässerungsrinnen vom Haus zur Straße gibt es auch z.B. in Quedlinburg sowohl in der mittelalterlichen wie in der gründerzeitlichen Bebauung am Altstadtrand. Auch Zuwegungen bzw. Zufahrten auf die Grundstücke sind quer über den Gehweg – und unterschiedlich von Haus zu Haus – befestigt. Und machen darauf aufmerksam, dass der Passant häusliches Terrain quert.



Abb. 9-10: Quedlinburg. Offen geführte Regenrinnen und Zuwegungen quer zum Gehweg

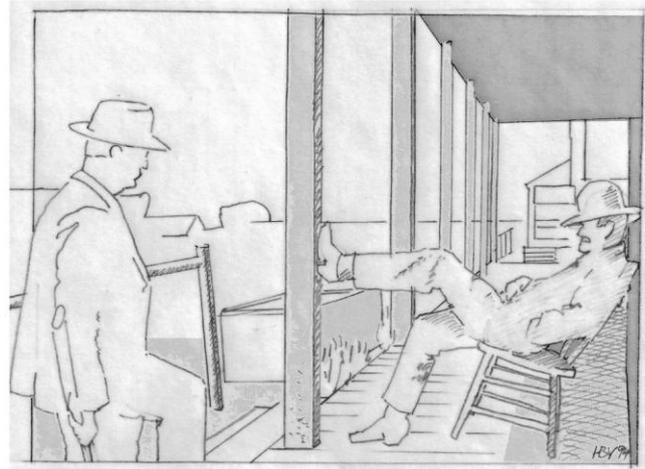


Abb. 11 Westernstadt „Lingelcreek“ in Alsfeld-Lingelbach. Abb. 12 Veranda-Weg gesperrt
(Fotos/ Skizze Abb. 9-12 H. Böse-Vetter)

Noch ein letztes, zugegeben etwas weit hergeholtes, Beispiel für Vorhöfe, die als Gehweg für alle nutzbar sind. Jeder kennt aus Filmen wie “High Noon“ mit Gary Cooper und Grace Kelly die Westernstädtchen mit den überdachten Vorplätzen vorm Saloon und den Geschäften, auf deren Holzdielen die Stiefel der Revolverhelden so dramatische Geräusche machen. Vor jedem Haus der Hauptstraße gibt es hölzerne ‘Veranden’, mit Schaukelstuhl und dösenden Cowboys. Diese ‘porches’ sind seitlich nicht eingefriedet, haben nur nach vorne eine Art Geländer oder Holzbock, an denen die Pferde festgebunden werden können. Das gereihte Nebeneinander dieser Vorplätze –die unterschiedlichen Höhen mit Stufen überbrückt- bildet einen etwas erhöhten Weg vor den Häusern, einen überdachten Durchgang, um der staubigen oder matschigen Fahrbahn aus dem Weg gehen zu können.

Auch dies sind häusliche Vorhöfe –von Haus aus hergestellt- auf denen alle entlanggehen können. Wenn, ja wenn der dösende Cowboy nicht unvermittelt ein Bein an den Pfosten der Überdachung ausstreckt und den Weg versperrt. Dann wird mit dieser Geste eine seitliche Grenze quer über den Weg gezogen und deutlich gemacht, dass der Platz zum Haus gehört, und nicht jeder –und nicht immer- selbstverständlich entlanggehen und passieren kann.

Gemeinsam ist allen Beispielen, dass hier nicht nur metaphorisch der gemeinsame Weg von den Parzellen abhängt, sondern dass dies tatsächlich auch sichtbar wird und unser Verhalten und die Wahrnehmung beeinflusst, meist ohne dass wir dieses bemerken.

Literatur

Böse-Vetter, H., Braun, U., Hülbusch, K.H., Scharla, L., Volz, H., Zeihe, M. -2013- Das Haus. In: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 80. S. 18-146. Red.: Hülbusch, K.H., Blaß, A., Volz, H. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

- Böse-Vetter, H., Braun, U., Degel, A., Gehlken, B., Heinzen, S., Hülbusch, K.H., Kulla, J., Lorberg, F., Sauerwein, B., Theato, T., Vollmuth, D., Volz, H., M. -2023- Freiraum und Vegetation in Schleswig. In: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 91. S. 61-211. Red.: Böse-Vetter, H. Gehlken, B., Mölleken, H., Sauerwein, B. Hülbusch, K.H. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Bäuerle, H. und Theiling, Chr. -1996- Plätze in Bremen – Platz haben und Platz lassen. In: In: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 44. S. 1-134. Red.: Hülbusch, K.H. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Christiansen, Th. -1973- Schleswig 1836-1945. Schleswig.
- Helbig, R. -2003- Der Garten zum, am oder ohne Haus. In: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 64. S. 122-162. Red.: Gehlken, B. und Hülbusch, K.H. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Helbig, R. -2001- Gärten und Siedlungsorganisation. In: Der Gartenbau in vier Abteilungen, oder Die Haus-Gemüse-Wirtschaft. S. 118-122. Red.: Bellin, F. und Hülbusch, K.H. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, K.H. -1996- Die Straße als Freiraum. In: Stadt + Grün, Heft 4. Berlin /Hannover.

Wenn wir die Zonierung der Straße, die für den kommunalen Weg von Haus zu Haus reicht, betrachten, muss die Genese der Zonierung bedacht werden, damit der Sinn, oder das Prinzip, verstanden wird.

Wenn die Anforderungen an das Nebeneinander unterschiedlicher Tätigkeiten größer oder auch unverträglicher werden, muss mehr Bewegungsraum geschaffen werden. Es nützt aber nichts, nur die Dimension zu vergrößern und davon auszugehen, alle würden dann schon einen Platz finden. Es bedarf der Reservierung von Anteilen, insbesondere eines sicheren Weges zum Gehen.

Deshalb ist die Einführung des Gehsteigs im 19. Jahrhundert die einzig angemessene Neuerung und Erweiterung der Straße.

Jetzt könnte man auch den Vorgarten mit Zaun und Pforte als neues Element in der Straße bezeichnen. Vom Gebrauch und der Funktion her ist der Vorgarten nur eine veränderte Markierung des Vorhofs, der keine Einzäunung hatte, weil die Lager-, Fahr- und Arbeitsflächen vom Fahrweg aus ungehindert zugänglich sein mussten. Offene Vorplätze gibt es bis heute z. B. vor ‚Auslagen‘ oder Schaufenstern an Läden und Geschäften, weil die Kundschaft leicht an die Hausschwelle herantreten können soll.

(.....)Nachdem die gewerbliche Widmung des Hauses (Ackerbürger-, Handwerker-, Handels-, Weinbauern- und Bauernhaus) das Haus verlassen hat, erhält der Hausvorplatz eine stärkere Bindung an das Innenhaus und die Hausarbeit. Der engere Gebrauch für die Arbeiten des Haushaltes macht es zweckmäßig den Vorhof deutlicher mit Schwelle, Sockel und Zaun mitzuteilen und Zugehörigkeit und Distanz zu ‚sichern‘.

(aus: Böse-Vetter, Braun, U. et al. 2023, Freiraum und Vegetation in Schleswig. In: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 91, S.93f.)

Gemeine Tätigkeiten

Hannah Arendts Verständnis der Arbeit und die Freiraumplanung -

Bernd Sauerwein

„Das Buch von H. Arendt [Vita activa] ...
... ist (...) eine gute Anregung für unsere Aufmerksamkeit
und unser Lernen als FreiraumplanerInnen
zwischen arbeitender und herstellender Aktivität
und als Alltagsmenschen mit notwendiger Arbeit.“
Karl Heinrich Hülbusch 2017c: 88

„Da die Menschen der Notdurft des Lebens unterworfen sind,
können sie nur frei werden, indem sie andere unterwerfen,
und sie mit Gewalt zwingen, die Notdurft des Lebens für sie zu tragen.“
Hannah Arendt 1958/97: 78

Die Tätigkeiten, die alltäglich in Freiräumen stattfinden sind ebenso notwendig wie selbstverständlich, ebenso allgegenwärtig wie unsichtbar und natürlich auch ebenso unspektakulär wie essentiell. Ganz im alten Wortsinne⁹ sind sie gemein: „form und verwandtschaft“, „allgemein, was alle angeht“, „im leben der gemeinde“, „gemeinschaft aller art“ (Grimm & Grimm 1884: 3169-3189). Da sie selbstverständlich allgegenwärtig sind, ist über sie selten nachgedacht und noch seltener wurden sie beschrieben. Leicht gerät eine Beschreibung ins vermeintlich anekdotische, da die essentielle Bedeutung des belanglos Scheinenden durch seine unsichtbare Allgegenwärtigkeit kaum zu erkennen und noch schwerer zu vermitteln ist.

Inge Meta Hülbusch hat 1978 erstmals und grundlegend die Bedeutung der Freiräume als materielle Grundlage zur Bewerkstelligung der alltäglich notwendigen Tätigkeiten beschrieben und – implizit umgekehrt – aufgezeigt, dass die Freiraumplanung die materiellen und strukturellen Voraussetzungen hierfür zu schaffen habe. Damit hat Inge Meta Hülbusch die Freiraumplanung, die als Begriff in Abgrenzung zur Grünplanung bereits in den 1960er Jahren in einer studentischen Studiergruppe der TU Hannover inhaltlich begründet wurde, an der sie mit Rudolf Lux, Hildegard von Tucher und Karl Heinrich Hülbusch maßgeblich beteiligt war, theoretisch fundiert (Hülbusch 2021a: 17).

Die Grünplanung verstand natürlich sofort Inge Meta Hülbuschs Arbeiten als Bedrohung: „Dich laden wir nicht mehr ein“, so raunten, laut Helmut Böse-Vetter (2017: 11) Mitarbeiter des Internationalen Design-Zentrum nach ihrem Vortrag zu Innenhaus und Außenhaus ihr zu. Unverstanden war, wie immer

⁹) „GEMEIN, communis, ein altes hochwichtiges und edles wort, nun aber übel heruntergekommen“ (Grimm, J. und Grimm, W., 1884: 3169).

noch, die Freiraumplanung wie die notwendigen Tätigkeiten von der Inge Meta Hülbusch berichtete. Die essentielle Bedeutung des alltäglich Notwendigen und daher scheinbar Belanglosen zu vermitteln ist schwer, dies gegen den Kanon der grünplanerischen Diktionen zu erarbeiten umso schwerer, sie kann nicht erkannt werden, wenn die Tätigkeiten selbst als selbstverständlich, nicht der Rede und des Wahrnehmens wert erachtet werden. So verstand bereits Peter Rumpf, der die Arbeit in der Bauwelt (1979: 1923) rezensierte, nicht, dass Inge Meta Hülbusch „mit den Augen einer Frau, einer Mutter, eines Menschen mit guter Ausbildung und mit Berufserfahrung und mit Erfahrung häufigen Wohnungswechsels ein Resümee ...“ (Damyanovic & Roither 2008: 31f) zieht, das durchaus professionell reflektiert ist. Stattdessen sieht er „Schnappschüsse(n) aus dem Familienalbum“ und verkennt, dass die Fotos zwar im familiären Kontext durchaus Schnappschüsse, Erinnerungen sind, in der freiraumplanerischen Arbeit aber beispielhafte Belege für Tätigkeiten und Nutzung von Freiräumen sind; er sieht nur Schnappschüssen, weil er die abgebildete Arbeit nicht sieht.

Der Schwerpunkt von Inge Meta Hülbuschs Arbeit liegt zweifelsfrei auf genauen Beobachtungen und Beschreibungen. Die theoretische d.h. literarische Fundierung erfolgte nach der Kenntnis und nach dem Geist der Zeit. Sie war mit Begriffen wie „Produktion und Reproduktion“, „Produktionsstätte der Familien“, oder „Familienarbeit“ (Hülbusch 1978: 35, 53, 104) durchaus auf den Marxismus bezogen, der in weitem Sinn und vielfältiger Auslegung in den 1970er Jahren in der gesellschaftskritischen Debatte zugegen war. So beruht Inge Meta Hülbuschs theoretische Betrachtung auf der marxistischen Darlegung der Reproduktion im Produktionsprozess und steht gleichzeitig in kritischer, durchaus dialektischer Opposition zur ihr:

„Es gilt – bezogen auf Planung – die strukturfremden Elemente konkreter Arbeit, die nicht mehr oder noch nicht der kapitalistischen Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozeß unterworfen sind, analysierend und planend zu erfassen“ (Hülbusch, I.M. 1978: 108, Hervorhebung im Org.).

Denn „Auch im Reproduktionsbereich wird gearbeitet – allerdings mit anderen Form- und Zielbestimmungen, als sie der Lohnarbeit zukommen; ...“ (Hülbusch, I.M. 1978: 104).

Diese Arbeit jedoch, die unzählige und durchaus unterschiedliche Tätigkeiten umfasst, war und ist schwer begrifflich unter einen sie bezeichnenden Hyperonym zu fassen, vermutlich weil sie ebenso vielfältig unterschiedlich wie selbstverständlich allgegenwärtig und daher unsichtbar sind.

Bemerkenswert spät (sofern meine Betrachtung stimmt: 1993 von Urta Steinhäuser) wurde der Begriff „Subsistenz“ insb. als „Subsistenzproduktion“, der bereits in den frühen 1980er Jahren von feministischen Soziologinnen (z. B. Bennholdt-Thomson, V. 1979; Mies, M. 1983; Werlhof, C.v. 1985; von Werlhof, C., Mies, M., Bennholdt-Thomson, V. 1983) erarbeitet wurde, in der Freiraum-

planung verwendet. In der Auslegung der Bielefelder Entwicklungssoziologinnen -insb. der „Subsistenzproduktion“- sind die Begriffe ebenfalls auf der marxistischen Philosophie (bezogen auf Rosa Luxemburg 1913/75) ökonomisch gegründet, zur Darstellung und Verdeutlichung der gesellschaftlichen Relevanz wie ökonomischen Bedeutung unbezahlter Reproduktionsarbeit im Gegensatz zur entlohnten Produktionsarbeit (Sauerwein, B. 2017). Da die unbezahlte Reproduktionsarbeit zumeist von Frauen geleistet wurde und wird, war und ist die Betrachtung der Subsistenzproduktion vornehmlich auf deren Lebensbedingungen im Kapitalismus ausgerichtet. Diese Verdeutlichung der Bedeutung der Arbeit der Frauen an Reproduktion nicht nur des Kapitals sondern auch für die Gesellschaft ermöglichte einen neuen Blick auf die Imperialismustheorie Rosa Luxemburgs. Gleichwohl wurden und werden dabei die trivialen täglich anfallenden unumgänglichen gemeinen Arbeiten aus der Perspektive der gesellschaftlichen Ökonomie betrachtet, in Kritik der Lohnarbeit, der Mehrwertaneignung und der Kapital-/Profitakkumulation und damit bezogen auf diese.

In der Freiraumplanung sind die Begriffe um den Wortstamm „Subsistenz“ zwar geeignet, um auf die Bedeutung der unter ihnen gefassten Tätigkeiten wie auf deren Unterschied zu Lohnarbeit hinzuweisen, bezeichnen jedoch nicht deren Bedeutung.

Hierzu scheint der Begriff „Arbeit“ in der Auslegung von Hannah Arendt (in der *Vita activa* 1958/97) besser geeignet. Eine marxistisch-ökonomische Betrachtung ist ihr ebenso fremd wie feministische Auslegungen (Deuber-Mankowsky 2020). Bei ihren Betrachtungen geht sie von den Tätigkeiten mit deren Bedeutung für das tätige Leben aus. Als „Arbeit“ bezeichnet sie jene Tätigkeiten, die in die Zyklen der Natur eingebunden für das alltägliche Leben unabdingbar notwendig sind. Und somit auch das, was Inge Meta Hülbusch als Familienarbeit bezeichnete: Hausarbeit (im Innen- und Außenhaus), Kindererziehung, etc. pp., wie auch jene Arbeiten, die notwendig in öffentlichen Freiraumen erledigt werden müssen. In weiterer Auslegung ist der Begriff für die landschaftsplanerische Betrachtung relevant zur Unterscheidung von ‚Bauerei‘ und Landwirtschaft (Gehlken, B. 1995; Lührs, H. 1994). Sie beruhte zunächst in weiter Auslegung von Wittfolgel (1932) auf der durchaus richtigen ökonomischen Unterscheidung, der Nutzung der naturbürtigen Produktionsgrundlagen in der ‚Bauerei‘ und des Gebrauchs externer Betriebsmittel in der Landwirtschaft. Der Bezug auf Hannah Arendt ermöglicht hier die Unterscheidung der Arbeit in der ‚Bauerei‘ vom Herstellen in der Landwirtschaft.

Auf dem Symposium 2016 „Subsistenz‘ oder ‚Über die Arbeit“ in Solingen wurde diskutiert, dass diese Tätigkeiten oftmals trefflicher als „Arbeit“ zu bezeichnen sind (Böse-Vetter, H. und Lechenmayr, H. 2017; Hülbusch, K.H. 2017a, b, 2021; Sauerwein, B. 2017, 2021).

Wenngleich Hannah Arendts „Arbeit“-Begriff prima ist, um die alltäglich notwendigen Tätigkeiten wie die Arbeit der Bauern zu betrachten, steht sie jedoch

in einem anderen Kontext. In der Vita activa ist Arbeit als unumgänglicher Teil des tätigen Lebens beschrieben; als Voraussetzung und Grundlage des Herstellens und Handelns (sowie des Urteilens; Arendt 2012). Hierdurch sind die Sphären des Arbeitens und Handelns getrennt, die Arbeit von Hannah Arendt ins Private geschoben und das Handeln öffentlich auf den Marktplatz gestellt. In der Freiraumplanung wird hingegen das Gespräch über den Gartenzaun, das bereits von Inge Meta Hülbusch (1978) als unumgänglich erachtet wird, ein Beispiel für 'Produktionsöffentlichkeit'. Kommunität (Böse-Vetter, H., Hülbusch, K.H. und Lechenmayr, H. 2021; Troll, H. 2005) ist unabdingbar mit der Freiraumnutzung verwoben ist. Auch ist bei Hannah Arendt die „Arbeit“ nicht nur auf die unmittelbar zum Leben notwendigen Tätigkeiten beschränkt. Mit der Progression des Herstellens werden die damit verbundenen Tätigkeiten zunehmend monotoner, zu eintönig wiederkehrenden Tätigkeiten und somit zur Arbeit, die hier natürlich wiederum nicht öffentlich in Fabriken stattfindet.

Arbeiten, Herstellen, Handeln

Hannah Arendts Begriff der Arbeit ist der gebräuchlichen gewöhnlichen Bedeutung des Wortes verschieden. Er umfasst nicht die ökonomische Unterscheidung von produktiver Lohnarbeit beispielsweise im Gegensatz zur reproduktiven Hausarbeit, die sowohl der bürgerlichen Ideologie wie der marxistischen Theorie zugrunde liegt, er bezeichnet vielmehr die Charakteristika und Bedeutung dieser Tätigkeit für das tätige Leben des Menschen. Und er ist nur im Kontext der Vita activa verständlich, in der Hannah Arendt zwei weitere Tätigkeiten: das Herstellen und das Handeln unterscheidet (die später und posthum durch eine vierte, das Urteilen ergänzt wurden; Arendt, H. 2012). Arbeit bildet die Grundlage und Voraussetzung des Herstellens und Handelns. Sie umfasst all jene Tätigkeiten, die direkt und unmittelbar für das menschliche Leben unabdingbar sind: die „Notdurft des Lebens“ (Arendt, H. 1958/97: 78). Es sind jene sowohl für das Individuum wie für die Gesellschaft grundlegenden Tätigkeiten durch die der Mensch aus dem unermüdlichen Kreislauf der Natur weltliche Ereignisse und Prozesse formt. Unmittelbar ist Arbeit mit dem Konsum verbunden, ihre Erzeugnisse vergänglich:

„... man muß essen, um zu arbeiten, und man muß arbeiten, um zu essen“
(Arendt, H. 1958/97: 130).

Notwendig ist dies, da die Arbeit dem Kreislauf der Natur verhaftet ist. Daher wird

„... das Arbeiten niemals „fertig“, sondern dreht sich in unendlicher Wiederholung in dem immer wiederkehrenden Kreise, den der biologische Lebensprozeß ihm vorschreibt und dessen „Mühe und Plage“ erst mit dem Tod des jeweiligen Organismus ein Ende findet“ (Arendt, H. 1958/97: 90).

Die „Produkte“ dieser Arbeiten, sind überaus flüchtig (Arendt, H. 1958/97: 81), da sie sobald geschaffen alsbald verzehrt, verbraucht bzw. konsumiert sind,

um sie erneut zu erarbeiten. Verbunden mit dem Naturkreislauf ist der Arbeit eine inhärente Fruchtbarkeit eigen, wenn sich der Erfolg der Arbeit zeigt. Gleichwohl wird die Arbeit gesellschaftlich gering geschätzt und schon, im von Hannah Arendt geliebten antiken Griechenland, den Sklaven aufgebürdet. Hingegen sind die Produkte des Herstellens beständig dauerhaft. Dauerhaft, weil sie zum einen andauernd immergleich nach Plan hergestellt werden können, nicht verbraucht, sondern dauerhaft gebraucht werden (sind man von Abnutzungen ab) wie auch dauerhaft dem Naturkreislauf entzogen sind. Wenngleich diese durchaus praktischen Tätigkeiten Voraussetzung für das Handeln sind, ist es erst das Handeln selbst, das den Menschen auszeichnet, die Grundlage der politischen Gesellschaft bildet. Vor allem aber ist das Handeln frei, aller Absehbarkeit und Berechenbarkeit entzogen (Arendt, H. 1958/97: 167), d. h. auch losgelöst von den Notwendigkeiten der Arbeit und des Herstellens.

Freiraumplanung und Arbeit

Als Inge Meta Hülbusch (1978) Innenhaus und Außenhaus schrieb, waren die Arbeiten der Bielefelder Feministinnen zur Subsistenz noch nicht geschrieben und war der Text von Hannah Arendt über die Arbeit ihr nicht bekannt. Liest man Inge Meta Hülbuschs Innenhaus und Außenhaus mit Blick auf Hannah Arendts Arbeit sind direkte offensichtliche Überschneidungen gering.

Inge Meta Hülbuschs beginnt die freiraumplanerischen Betrachtungen ausgehend von ihrer gesellschaftlichen Situation als Mutter durchaus politisch (Calabrese & al. 1987). Vor dem Hintergrund des historisch ausgeführten ökonomischen Kontextes betrachtet sie (städtische) Räume als Aktionsräume bzw. Produktionsstätten der Familien. Sie beschreibt also Räume, Freiräume als materielle Grundlage, ausgehend vom alltäglichen Leben, den alltäglichen Tätigkeiten, die in einer Familie, also zur „Familienarbeit“ wie überhaupt, notwendig sind.

„Zum Verständnis dieser Arbeit ist es nicht nur wichtig, die „Feldabhängigkeit“ aufzuzeigen, sondern vor allem Beispiele von „Aktionsräumen“ und –formen zu zeigen, d. h. Möglichkeiten der Planung und Besetzung (Hülbusch, I.M. 1978: 53).

In den angeführten Beispielen ist zwar die Arbeit, das alltägliche Tun, insbesondere die Kindererziehung präsent, jedoch nicht systematisch ausgeführt oder betrachtet. Zur Erläuterung der Freiraumsituationen ist dies auch nicht notwendig. Dagegen führt sie vor allem aus, wie die Arbeit einerseits und die Organisation der Freiräume andererseits die Kontaktaufnahme, d. h. die Kommunität erleichtern oder ermöglichen aber auch von den unterschiedlichen dort möglichen Tätigkeiten abhängig sind:

„Es gab für mich (als „Familienfrau“) vier Möglichkeiten der Kontaktaufnahme in Gladbeck (...):

1. über die Kinder
2. über das Grabeland

3. über das Einkaufen

4. über den Arbeitsplatz meines Mannes“ (Hülbusch, I.M. 1978: 81).

„Die Kontakte über das Grabeland sehen anders aus“ (Hülbusch, I.M. 1978: 83).

Letztlich besteht die Bedeutung der „Arbeit“, (Inge Meta Hülbusch 1978: 127f) für die Freiraumplanung nicht darin, dass die alltäglich notwendigen Tätigkeiten, die Hannah Arendt unter dem Begriff „Arbeit“ fasst, in Freiräumen (und Häusern) ausgeführt werden müssen, sondern darin, dass Freiraumnutzung, die Aneignung von Freiräumen (Böse, H. 1981) selbst Arbeit ist, da der Freiraum wie das Außenhaus beim Nutzen verfertigt wird. Eine Tätigkeit, die alltäglich besteht und nie endet und „natürlich auch Spaß machen durfte“ (Hülbusch, I.M. 1978: 129).

Dagegen sind Hannah Arendts Ausführungen zur Arbeit systematisch und beginnen im griechischen Altertum. Sie betrachtet die Grundlage dessen, was in den anekdotischen Beispielen Inge Meta Hülbuschs praktisch zu Tage tritt. Dass im biologischen Kreislauf gegebene Tätigkeiten unumgänglich sind, das soziale Leben zu erhalten. Dass diese ‚Notdurft des Leben‘ mühselig und der Erfolg unabwägbar ist. Aber auch dass diese Mühsal Freude bereiten kann.

„Innerhalb des biologischen Kreislaufes, dessen Rhythmus die gradlinige, unumkehrbare Zeitspanne menschlichen Lebens bedingt, liegen Lust und Unlust, die Mühsal in der Erarbeitung und der Genuß bei der Einverleibung der Lebensnotwendigkeiten, so nahe beieinander, daß die konsequente Ausmerzung der Mühsal unweigerlich auch das Leben seiner natürlichsten Genüsse berauben muß, und da dies biologische Leben der Motor des eigentlich menschlichen Lebens ist, kann auch dieses sich der „Mühe der Arbeit“ ganz nur entziehen, wenn es bereit ist, auf die ihm eigene Lebendigkeit und Vitalität zu verzichten“ (Arendt, H. 1958/97: 108).

Dennoch wird seit alters her die Arbeit ob ihrer Mühsal gesellschaftlich gering geachtet und tunlichst vermieden. Bereits im Altertum wurde sie Sklaven aufgebürdet; später verrichteten sie Dienstboten. Dies konnten sich, Hannah Arendt führt es nicht aus, natürlich nur Angehörige höher gestellter Klassen leisten; in den Familien des gemeinen Volkes verrichteten Frauen die Arbeit. Indem ab den 19. Jhd. die Haushalte der Arbeiterklasse mehr und mehr an bürgerlichen Haushalten orientiert wurden, wird versucht, mittels Küchengeräten und Convenience Food scheinbar die Arbeit zu verdrängen. Auch hier zeigt sich, dass Arbeit in den Naturkreislauf eingebunden ist, sie kann nur von Menschen verrichtet werden, auch wenn sie durch Nutzung von Werkzeugen erleichtert wird.

„jede Hausfrau weiß, daß hundert Gadgets in der Küche und ein halbes Dutzend Roboter im Keller noch niemals die Dienstleistungen auch nur eines dienstbaren Geistes ersetzen kann“ (Arendt, H. 1958/97: 110)

Die Geringschätzung der Arbeit bedingt auch, dass sie zumeist im Verborgenen stattfindet. Die Sklaven erledigten die Arbeit abgeschlossen im antiken

Oikos, seit den 1930er Jahren sind Hausfrauen in die Frankfurter Küche verbannt (Glaesener, N. 1997; Protze, K. 1996). Oder umgekehrt wird das Kochen zum Event.

Kommunalität, das Gespräch in der Küche oder über den Gartenzaun findet bei der Arbeit nach Hannah Arendt nicht statt; es ist in die Sphäre des Handelns verschoben.

Arbeit und Bauerei

In der landschaftsplanerischen Debatte unterscheiden wir die Arbeit des Bauerns von der des Landwirts. Die Unterscheidung ist in der (teil-)subsistenzialen Nutzung (Beck 1986) der naturbürtigen Produktionsgrundlagen in der Bauerei einerseits und der marktorientierten Produktion aufgrund der Verwendung externer Produktionsmittel in der Landwirtschaft andererseits (Sauerwein, B. 2021; s. a.: Gehlken, G. 1995; Lührs, H. 1994) begründet. Hannah Arendt unterscheidet die beiden Produktionsweisen nicht, da sie mit wenig praktischem Interesse undifferenziert auf die (US-amerikanische) Landwirtschaft blickt, die bereits von Rosa Luxemburg (1913) als industriell-kapitalistisch beschrieben wurde. Sie (1958/97: 126) betrachtet hingegen theoretisch das Eingebunden sein der Landbewirtschaftung in den Naturkreislauf. Und wahrlich folgen die Arbeiten, des Bauern wie des Landwirts, dem Jahresgang den jahreszeitlichen Rhythmen und führen aber auch bei penibler Arbeit nicht immer zur reichen Ernte, die – wenn nicht verhagelt – die Fruchtbarkeit der Arbeit verdeutlicht.

Im Gegensatz zur Hausarbeit steht die Arbeit des Bauern dem Herstellen näher (dass an dieser Stelle zum platten Verstehen kurz und daher falsch mit Handwerk übersetzt werden kann). Die Nähe zum Herstellen besteht jedoch nicht darin, dass mit Korn und Brot, Milch und Fleisch Dinge erzeugt werden, die gehandelt werden könnten. Die bäuerlich erzeugten Dinge sind immer Teil der Konsumtion, gehen also alsbald als Nahrung in den Kreislauf der Natur über. Sie werden verbraucht und sind nicht wie die Dinge des Herstellens dem Kreislauf der Natur entzogen und dauerhaft gebraucht. Die Nähe zum Herstellen besteht darin, dass das durch den Menschen bestellte Land urbar und über die Jahrzehnte und Jahrhunderte fruchtbarer wird (oder degeneriert). Der bäuerliche Boden ist so betrachtet zwar hergestellt, aber:

„... auch Ackerland ist niemals wirklich ein Gebrauchsgegenstand. Der seine Eigenständigkeit besitzt und für seine Beständigkeit nur einer gewissen Pflege bedarf; der bestellte Boden muß, wenn er Ackerland bleiben soll, immer wieder neu bearbeitet werden; er besitzt kein von menschlicher Mühe unabhängiges Dasein, er wird niemals zu einem Gegenstand. Selbst da, wo in jahrhundertelanger Mühe der bestellte Boden zur Landschaft geworden ist, hat er nicht die Gegenständlichkeit erreicht, die den hergestellten Dingen eigen ist, die ein für allemal in ihrer weltlichen Existenz gesichert sind; muß er immer wieder neu erzeugt werden“ (Arendt, H. 1958/97: 110)

Die Arbeit des Bauern besteht daher auch im alljährlichen Pflügen und Säen zur Kultur des Bodens. Somit ist nicht nur die Mahd der Wiese (Lührs, H. 1994) sondern auch das Pflügen des Ackers eine dienende Tätigkeit. Und – so ist mit Blick auf die Freiraumplanung zu ergänzen, auch die Freiraumpflege (Auerswald, B. 1993).

Mit Blick auf den Acker wird erschreckend deutlich, dass die Landwirtschaft die Fruchtbarkeit der in jahrhunderterlanger Arbeit geschaffenen Böden mit der Grasackerbrache zerstört. Dies hat Hannah Arendt nicht gesehen, da sie Bauerei von Landwirtschaft nicht unterschied. Daher hat sie auch nicht gesehen, dass sich die Arbeit der Bauerei in der Landwirtschaft zunehmend dem Herstellen nähert. Zum einen verkommt der Boden zum bloßen Substrat, in dem ihm die jahrhundertelange Arbeit entzogen wird zum anderen sind die Früchte zwar noch Teil des Naturkreislaufes, jedoch – man denke an die Zuckerrüben oder Kartoffelchips-Produktion – zunehmend auf das Herstellen, d.h. auf ein immer gleiches Produkt ausgerichtet, in dem mit Herbiziden u. ä. versucht wird die Imponderabilität der Natur zu eliminieren.

Die Tätigkeit selbst wird hierbei nicht zum Herstellen, sondern verbleibt als Arbeit, die der Lust beraubt und des Naturzyklus enthoben, entfremdet ist, wie Hannah Arendt die Arbeit im industriellen Herstellungsprozess beschreibt.

Arbeit und Industrie

Im industriellen Herstellungsprozess nähert sich Herstellen von Dingen dem Arbeiten an. Es sind nicht mehr Handwerker, die ihre Dinge in ihrer Werkstatt (natürlich mit Gesellen, etc.) anfertigen und veräußern, sondern Fabrikanten, die Massenprodukte fertigen lassen und verkaufen. Und im Massenfertigungsprozess werden durch Maschinen und Arbeitsteilung die Tätigkeiten zu monotonen Handlungen:

„Das wird deutlich in der endlosen Wiederholung eines Handgriffes, zu dem ja bereits die Arbeitsteilung zwingt, und wenn auch die Maschinen den Menschen in einen unvergleichlich schnellen Rhythmus der Wiederholung gezwungen hat, als der Kreislauf der Natur je vorgesehen und vorgeschrieben hat, so hat doch dies spezifisch moderne Beschleunigungsphänomen nur dazu beigetragen zu übersehen, das alle Arbeit, nicht nur die Arbeit an der Maschine, durch Wiederholung gekennzeichnet ist, daß die Maschine hier dem Wesen der Arbeit entgegen kommt. So steigert auch die Maschine nur die der Arbeit selbst inhärente Fruchtbarkeit, und der Überfluß, den die Massenfabrikation in die Welt wirft, macht die erzeugten Dinge automatisch zu Konsumgütern.“ (Arendt, H. 1958/97: 110)

Somit sind die maschinell industriell hergestellten Dinge im Gegensatz zu den Dingen des Herstellens kurzlebig, alle zwei Jahre ein neues Händi, alle fünf Jahre ein neues Auto, alle naselang ein neues Hemd: Obsoleszenz. Dies heißt indem das Herstellen zur Arbeit wird, ist die Arbeit entfremdet (Marx 1944/1981), werden die ehemaligen Handwerker und Selbständigen als Arbeiter ausbeutfähig, wie Karl Marx und Friedrich Engels beschreiben und wie dies bei der Hausarbeit und Bauerei bereits seit Jahrtausenden der Fall ist, was

aber Hannah Arendt nicht sonderlich interessiert. Mit Blick auf die Bielefelder Soziologinnen könnte man sagen, dass das Herstellen zur Arbeit hausfrauisiert wird (Mies, M. 1983; Werlhof, C.v., Mies, M., Bennholdt-Thomson, V.). Dabei natürlich der Arbeiter wie die Arbeiterin ihrem Tun, der Arbeit entfremdet ist, ist das Arbeiten der Freude und Lust (Arendt, H. 1958/97: 108) beraubt, während die Mühsal bleibt. Ferner kann man anfügen, dass die neuzeitliche Verherrlichung der Arbeit, die Hannah Arendt kritisiert, ideologisch diesen Ausbeutungs- wie Veränderungsprozess einleitet und begleitet. Die Annäherung des Herstellens an die Arbeit verdeutlicht, dass der Begriff bei Hannah Arendt nicht auf die individuellen bzw. familiär notwendigen Tätigkeiten zur Bewältigung des Alltags im gesellschaftlichen Kontext bezogen ist, sondern typisierender Natur, zur Unterscheidung der Tätigkeiten wie zur Darlegung ihrer dynamischen Verflechtungen.

Kommunität und Freiraum

Die Arbeit dient nach Hannah Arendt dem Erhalt des Lebens, um es zu ermöglichen, das Herstellen erleichtert es. Aber erst das Handeln kennzeichnet den Menschen; es ist sein alleiniges Vorrecht (Arendt 1958/97: 27).

„Sprechend und handeln schalten wir uns in die Welt der Menschen ein.“ (Arendt, H. 1958/97: 165)

Dies natürlich nur, wenn „wir“ nicht gerade Sklave oder Diener sind, nicht Knecht oder Lohnarbeiter, sondern all dieser Mühen enthoben, um frei unsere Dinge zu handeln. Solcher Art ist das Handeln frei, aller Absehbarkeit und Berechenbarkeit entzogen (Arendt, H. 1958/97: 167). Das Handeln ist somit nicht notwendig an die Belange der Arbeit oder des Herstellens gebunden, sondern losgelöst von diesen. Dies entspricht durchaus den politischen Debatten, die Zustimmung erheischen wollen. Hannah Arendt beschreibt hier durchaus die Realität, die anscheinend bereits in der griechischen Antike bestand. Sinnvoll kann Handeln hingegen nur bezogen auf die Notwendigkeiten der Arbeit und Absichten des Herstellens sein. Ohne diesen Bezug wird Handeln in freiraumplanerischen Debatten notwendig zum erfinderischen Entwurf (Hülbusch, K.H. 1991).

Resümee

Der Hannah Arendt entnommene Begriff „Arbeit“ ist durchaus geeignet, die zahlreichen allgegenwärtigen wie alltäglichen und somit kaum typisierenden Tätigkeiten mit dem hyperonymen Begriff „Arbeit“ zu bezeichnen, um z. B. die Bedeutung von Freiräumen zu begründen ohne in anekdotische Beispiele oder eklektische Aufzählung einzelner Tätigkeiten zu verfallen. Jedoch ist Arbeit nach Hannah Arendt auf den privaten Raum bezogen, während das Handeln im öffentlichen Raum stattfindet. In meinem Verständnis sind im öffentlichen Freiraum Handeln wie Arbeit gleichermaßen zugegen, ebenso wie in der bürgerlichen Kommune (Beck 1986).

Als erkenntnistheoretische, idealtypische Begriffe (Gerhard 2001) ist die Unterscheidung von Arbeit, Herstellen und Handeln nicht auf das konkrete Tun ausgerichtet, sondern auf das Verstehen der Sphären des Tätigen Lebens. Hier liegt Hannah Arendt durchaus ein dynamisches Verständnis der Tätigkeiten zu Grunde. So enthält auch die monotone Tätigkeit an industriellen Maschinen den Charakter der Arbeit (Arendt 1958/97: 109f) und wird das Handeln reglementiert und tendenziell ins Herstellen überführt (Arendt 1958/97: 213f), um die in beiden enthaltenen Imponderabilien zu minimieren.

Zur praktischen Betrachtung und Bezeichnung der Dinge und Tätigkeiten die im Freiraum getan werden, ist das altwerte Adjektiv „gemein“ eigentlich ganz prima geeignet. Es bezeichnet die Allgegenwart wie die Alltäglichkeit des Tuns, ohne dies in eine Relation zu anderen Tätigkeiten, sei es des Herstellens oder der Lohnarbeit, sei es des Handelns oder des Planens, zu stellen. Denn hierdurch werden die gemeinen Tätigkeiten aus der Perspektive der gesellschaftlich bedeutsamer erscheinenden Tätigkeiten, von der Perspektive des Handels oder der Produktion aus gesehen. Und von solchen Perspektiven betrachtet ist die Arbeit immer gemein und zwar im durchaus diffamierenden Sinn, den das einst ‚hochwichtige und edle worte‘ durch „das herunterkommen“ (Grimm, J. und Grimm, W. 1884/2022: 3169; 3202) beginnend in der Renaissance vermehrt im Barock bekam.

Literaturverzeichnis

- Auerswald, Birgit 1993: Gärtnerische Erfahrungen mit selektiver Freiraumpflege. Notizbuch der Kasseler Schule 29: 153-176.
- Arendt, Hannah 1997⁷: Vita Activa. Serie Pieper 217, 375 S., München.
1958: The Human Condition. 332 S., Chicago.
- Arendt, Hannah 2012: Das Urteilen. 256 S., München.
- Beck, Rainer 1986: Naturale Ökonomie. Unterfinning. Bäuerliche Wirtschaft in einem oberbayerischen Dorf des frühen 18. Jahrhunderts. 260 S., München.
- Bennholdt-Thomson, Veronica 1979: Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Universität Bielefeld, Fakultät Soziologie. Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik. Mskr. 27 S., Bielefeld.
- Böse, Helmut 1981 (1989²): Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums. Arbeitsbereiche des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel 22, 231 S., Kassel.
- Böse-Vetter, Helmut 2017: „Das ist jetzt viel Kleinkram...“ Inge Meta Hülbusch zum 80sten Geburtstag. Notizbuch der Kasseler Schule 90: 4-14.
- Böse-Vetter, Helmut, Karl Heinrich Hülbusch & Heike Lechenmayer 2021: Symposium „Kommunalität“, Felsberg-Gensungen – 30.03.2019. Notizbuch der Kasseler Schule 93: 158-252.
- Böse-Vetter, Helmut & Heike Lechenmayr 2017 (Red.): Über die Arbeit. Notizbuch der Kasseler Schule 90, 224 S., Kassel.
- Calabrese, Dorothea, Gisela Erler, Margit Marx, Jutta Schlepütz-Schroeder, Patricia Langen, Eva Kandler, Dorothee Paß-Weingartz, Inge Meta-Hülbusch, Gisela Klausmann, Hannelore Weskamp, Gaby Potthast, Barbara Köster, Renate Jirmann, Christa Nickels, Ursula Rieger, Eva-Maria Epple, Hildegard Schooß, Barbara Köster, Monika Jaeckel, Greta Tüllmann, Hedwig Ortmann 1987: Das Müttermanifest. 1. Bundesfrauenkongress der

- Grünen zum Thema "Leben mit Kindern – Mütter werden laut" 21.-23.11.1986 in Bonn. Thesenpapier. Zitiert nach
<https://web.archive.org/web/20070927191022/http://www.gisela-erler.de/text16.htm#oben>, gelesen am 09.04.2022.
- Damyranovic, Doris & Antonia Roither: 2008: im Gespräch mit Inge Meta Hülbusch. Innenhaus und Außenhaus, Zoll+ 12: 31-33.
 2021: Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Reprint von 2008 mit einem Nachsatz. Notizbuch der Kasseler Schule 93: 18-21.
- Deuber-Mankowsky 2020: Wie zusammen leben? | Arendt und der Feminismus – feministische Theorien und Arendt. Dorlis Blume, Monika Boll & Raphael Gross (Hrsg.): Hannah Arendt und das 20. Jahrhundert. München.
- Gehlken, Bernd 1995: Von der Bauerei zur Landwirtschaft. Notizbuch der Kasseler Schule 36: 200-292.
- Gerhard, Uta: Idealtypus. stw 1542, 486 S., Baden-Baden.
- Glaesener, Nadine 1997: Die Befreiung der Hausfrau - ein Märchen. Notizbuch der Kasseler Schule 46: 100-111.
- Grimm Jacob & Grimm Wilhelm (Begr.) 1884: Deutsches Wörterbuch. R. Hildebrand (Bearb.) IV. Band, I. Abtheilung, 2. Teil, Lfg 6. gelüst — gemüt. 1999 Bd. 5, Sp. 3169, Z. 38 (dtv-Ausgabe) 2022: zitiert nach digitalisierter Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB>>, abgerufen am 05.04.2022.
- Hülbusch, Inge-Meta 1978: Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe01 der Organisationseinheit Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung 033, 147 + 43 S., Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1991: Entwerfen oder "Planen". Notizbuch der Kasseler Schule 22: 174-181.
- Hülbusch, Karl Heinrich 2017a: Über die Arbeit. Notizbuch der Kasseler Schule 90: 68-77.
- Hülbusch, Karl Heinrich 2017b: ‚Subsistenz‘ Einführung in das Thema. Notizbuch der Kasseler Schule 90: 80-88.
- Hülbusch, Karl Heinrich 2017c: Nachtrag. Notizbuch der Kasseler Schule 90: 88.
- Hülbusch, Karl Heinrich 2021a: Urbanes Unkraut. Notizbuch der Kasseler Schule 91: 17-59.
- Lührs, Helmut 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte oder Von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück? Notizbuch der Kasseler Schule 32, 210 + Anlagen, Kassel.
- Luxemburg, Rosa 1913 Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus, 492S., Berlin.
 zitiert nach 1975: in Brigitte Hoefl, E. Müller & G. Radczun (Red.): Gesammelte Werke 5, 807 S., Berlin.
- Marx, Karl 1844: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844. Institut für marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.): MEW Ergänzungsband Schriften bis 1844, Teil 1: 465-588, Berlin, Hauptstadt der DDR.
 1844: handschriftliches Mskr., o. S., Paris.
- Mies, Maria 1983: Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonialisierung. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10: 115-124.
- Rumpf, Peter 1979: Rezension Innenhaus und Außenhaus. Bauwelt 73(45): 1923.
- Protze, Käthe 1996: Der Zement der Gleichheit. Das Geschlecht als Legitimation für Konformität - Überlegungen zum 'frauenspezifischen Entwurf'. Notizbuch der Kasseler Schule 40: 230-243
- Sauerwein, Bernd 2017: Subsistenz der Theorie – eine Analogie. Notizbuch der Kasseler Schule 90: 152-159.

Sauerwein, Bernd 2021: Die „Grundrentscheiße“ Notizbuch der Kasseler Schule 93: 69-91.
Steinhäuser, Urta 1993: Planen für die Wechselfälle des Lebens. Notizbuch der Kasseler
Schule 16: 1-78.

Troll, Hartmut 2005: Die Kommunalität des Freiraumes. Neubrandenburger Landeskundige
Skizzen 7. 235 S., Neubrandenburg.

Werlhof, Claudia v. 1985: Wenn die Bauern wiederkommen. Frauen, Arbeit und Agrobusi-
ness in Venezuela-349 S., Bremen

Werlhof, Claudia v., Maria Mies & Veronika Bennholdt-Thomson 1983: Frauen, die letzte
Kolonie. Zur Hausfrausierung der Arbeit. 215 S., Reinbeck bei Hamburg.

Wittfogel, Karl-August 1932: Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Marxismus
und Wirtschaftsgeschichte. Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik 67(4): 466-
492, (5): 579-609, (6): 711-731.

1970: Nachdruck, 80 S., Gießen.



Der Einzelne, Einzige, Vereinzelte

Helmut Lührs

„Im Namen der gesellschaftlichen Zwecke jeglicher Couleur ist der Einzelne immer nur Material und Opfer gewesen“ (JAUSLIN K. 1990: 152).

„Vielmehr wird im akademischen Studium erfordert, dass der Stoff, die Menge der Kenntnisse, die Methoden, kurz das Allgemeine, vom besonderen Subjekt, von jedem Studenten mit dessen eigensten Interessen durchdrungen und begriffen werden. In der Massenkultur ist es umgekehrt: da gerinnen die geistigen Gehalte, weil sie von den des Denkens entwöhnten Menschen nicht mehr eigentlich erfahren werden, zu bloßen Schemata, zu Wortfetischen, die dann Räder im gesellschaftlichen Getriebe sind. Die Universität, und das heißt auch sie ... müssen gegen diese Tendenz ankämpfen, selbst wenn es Ihnen noch so bequem scheint, sich ihr zu überlassen. Es ist immer leichter, sich zum Objekt machen zu lassen von dem, was im eigenen Kreise gerade vorherrscht. Die Anstrengung, deren es bedarf, nicht mitzulaufen, bringen nur noch wenige auf. Die gesellschaftlichen Vorbedingungen zu solcher Anstrengung schwinden in der Massengesellschaft rapide dahin“ (HORKHEIMER M. 1952: 158).

„Denn wiewohl die gemeinsame Welt den allen gemeinsamen Versammlungsort bereitstellt, so nehmen doch alle, die hier zusammenkommen, jeweils verschiedene Plätze in ihr ein, und die Position des einen kann mit der eines anderen in ihr so wenig zusammenfallen wie die Position zweier Gegenstände. Das von Anderen Gesehen und Gehört werden erhält seine Bedeutung von der Tatsache, dass ein jeder von einer anderen Position aus sieht und hört. Dies ist eben der Sinn eines öffentlichen Zusammenseins“ (AHRENDT H. 1958/81: 71).

Da der Hof schon lange kein – wie auch immer geartetes – materielles Recht mehr begründet (vgl. KUCHENBUCH L. 1988 / 2013: 147 ff.), scheint es mir in besonderer Weise geboten, ihn von der Vorstellung (im Sinne ALAINS 1991:38) her zu diskutieren, also als eine sachliche Gegebenheit, die etwas – konkret Straße und Haus, die Sphären des Privaten und des Öffentlichen, die Interessen des Einzelnen und die Aller - in einen Zusammenhang setzt (HÜLBUSCH I.M. 1978), der von seinen Teilen her nicht begriffen werden kann. Diese Vorstellung selbst enthält einen metaphorischen Hof, der es erlaubt, diesen Zusammenhang über seine konkret materielle Seite hinaus zu erweitern.

Der Hof als Sache eröffnet ein gesichertes Territorium, das uns durch Arbeit, Erfahrung, Kenntnis anwesend sein lässt und gleichzeitig die materiellen Voraussetzungen für diese Art der Anwesenheit gewährt. Historisch hat der Hof etwas mit dem Feld zu tun, wie er selbst (im Sinne Bourdieus 1970: 125 ff.) ein soziales Feld umreißt, in dem sich in spezifischer Weise die Stadtgesellschaft gleichermaßen konstituiert wie die Gesellschaft eines Dorfes. Diese beiden Momente sind mit der Verabschiedung der bäuerlichen Arbeit einerseits (Dorf)

(BERGER J. 1984) und der Einführung des Zeilen - Geschosswohnungsbaus (Stadt) (HÜLBUSCH K.H. 1996) ruiniert worden.

Wenn es so etwas wie einen Gedanken-Hof gibt (gewöhnlich als Schatz bezeichnet) – und da wäre ich bei der metaphorischen Seite meiner Überlegung – in dem an Erfahrungen, Kenntnissen, konkretem Wissen gearbeitet wird, allein oder in kleineren Gruppen, dann wäre dies der Ort, der uns im Feld des Wissens, vielleicht sogar der Wissenschaften zu Hause sein lässt. Nur jeder Einzelne hat Wissen, verfügt über Erfahrung, aber dieses Wissen bedeutet wenig ohne das Wissen der anderen, ohne das gesellschaftlich erworbene, geschichtlich hergestellte Wissen, in dem das Wissen des Einzelnen seine Relevanz, seine Möglichkeiten, Bezüge, Grenzen etc. erfährt. Der Hof der Gedanken - nochmal als metaphorisch gedachter Zusammenhang - regelt auch hier das Zusammenleben der Leute. Er sichert das Recht des Einzelnen und gewährt zugleich den Zugang zur Kommune, also zum sozial verstanden Recht, das für alle Gültigkeit besitzt. Es war m.E. schon immer ein Ausweis guter Planung, diese Interessensphären so in ein ausgewogenes Maß zueinander zu bringen, dass beide Seite auf angemessene, also eben auch immer nur in einer qualitativ bestimmbaren Weise, zu ihrem Recht kommen können. Dieses Verhältnis zwischen den Interessen des Einzelnen und den Interessen Aller ist nach meinem Dafürhalten seit langer Zeit schon auf das empfindlichste gestört und es ist in keiner Weise absehbar, dass diese Störung zurückgenommen werden würde.

Lange schon hat der Funktionalismus die ihm einst zugewiesenen Orte oder sagen wir auch hier mit Bourdieu gesellschaftlichen Felder (s. z.B. BOURDIEU P. 1991: 25 ff.) der Herstellung einer bestimmten materiellen Wirklichkeit – ein Gebäude, eine Bahn, eine Wohnkaserne u.s.w. (s. HÜLBUSCH K. H. et al. 2013 oder auch die als ‚Typenstreit‘ in die Geschichte eingegangene Auseinandersetzung zwischen Muthesius und van de Velde 1914) - verlassen. Er (der Funktionalismus) bestimmt die Weise des sozialen Verkehrs in der Gesellschaft und zwar nach den gleichen Prinzipien mit denen er sich zuvor der gebauten Wirklichkeit (also unserer Behausungen) bemächtigt hat. So sind nicht nur die materiellen Bedingungen des Lebens für die meisten Leute auf eine ganz unzuträgliche Weise verändert worden (vor denen sie sich nun fortwährend auf der Flucht befinden – Tourismus (vgl. APPEL A. 1992), zugleich wurden die Bedingungen des öffentlichen Gesprächs nach den Gesetzen des Funktionalismus neu eingerichtet. Und dieses Phänomen scheint mir eher jüngerer Natur zu sein. Mir fällt das nicht nur auf, wenn ich die Glotze anmache - was da und die Weise wie es verhandelt wird, war tendenziell immer schon ziemlich doof. Wenn ich mir aber die Verhandlungen der berühmten *res publica*, also der öffentlichen Angelegenheiten vergegenwärtige wie sie seit vielleicht zwanzig Jahren so geführt werden, dann fallen mir drei Veränderungen besonders auf:

a) die Darlegung einer öffentlichen Angelegenheit kommt regelhaft mehr oder weniger inhaltsleer und worthülsenreich daher. Fast nie werden die Philosophie oder die sinnleitenden Prinzipien eines Gedankens oder einer Aussage dargelegt.

b) Beiträge aus dem Auditorium (so es sie denn gibt) werden von mehr oder weniger allen Beteiligten nach zwei Gesichtspunkten goutiert. Tragen sie dazu bei, einen geldwerten Vorteil geltend zu machen oder eine Machtposition zu hofieren, wie spekulativ es dabei auch immer zugehen mag, dann sind diese Beiträge wohl gelitten. Dienen die Beiträge der Sache oder sachlichen Erwägungen, erzeugen sie nicht selten eher Verstörung und / oder Unverständnis, wiederum bei mehr oder weniger allen Beteiligten. Charakteristisch noch für die Situation, dass die Qualität der Beiträge, ihre Zuordnung als rhetorische Figur oder sachliche Erwägung häufig nur schwer entschieden werden kann.

c) Regelhaft sind die Gespräche so eingerichtet, dass absichtsvoll nebeneinander her geredet werden kann und geredet wird. Es geht eben genau nicht darum, ‚die Dinge zu klären, um die Menschen zu stärken‘ (v. HENTIG H. 1985: 49 ff.), sondern um das gerade Gegenteil. Was ich sagen will, nicht nur das Bauen, längst sind alle Angelegenheiten und in besonderer Weise natürlich die öffentlichen Angelegenheiten eine Beute des Funktionalismus geworden.

Dieser Umstand macht sich an den Hochschulen in besonderer Weise bemerkbar. Dabei haben die sog. Bologna – Reformen, seiner Zeit unter einer rot grünen Bundesregierung durchgesetzt, das ihre geleistet. Heute ist das Studium, soweit ich es für meinen Teil übersehen kann, in eine Art Beschäftigungstherapie umgemünzt worden. Die Studies sind schon fleißig, aber sie machen nur das, was ihnen gesagt wird. Das kann der letzte Schwachsinn sein, z.B. die Begrünung der Dächer von Favelas zur Förderung der Biodiversität. Da wird dann das Internet durchforstet, eine bunte Präsentation präsentiert und alle sind zufrieden. Wer nicht mitspielt und z.B. dort, wo ein ‚Lerntagebuch‘ oder die Erstellung eines Kartenspiels gefordert wird, stattdessen einen Aufsatz schreibt, der bekommt das seine, vor allem Ausgrenzung. Es gibt eine für meine Begriffe atemberaubende Homogenisierung dessen, was gedacht wird, gedacht werden darf, gedacht werden soll – soweit der Begriff des Denkens in der akademischen Lehre überhaupt noch Anwendung finden kann. Es geht darum zu funktionieren und funktionierende Subjekte für deren Verwertung auf dem Arbeitsmarkt vorzubereiten. Der berühmte Schatz des Wissens, der Canon von Kenntnissen und Fertigkeiten, auf die sicher zurückgekommen werden kann, wenn es darum geht, eine Arbeit gekonnt und gewusst zu erledigen, ist der Hochschulausbildung nicht nur abhandengekommen. Dieser Schatz gilt nichts mehr. Und so sind die Studies, mit Ausnahme der wenigen klugen Spielverderber, die sozial separiert in Erscheinung treten, weder in der Lage noch Willens ihre ureigenen Interessen wahrzunehmen, nämlich an der Hoch-

schule etwas zu lernen. Und so wird aus dem Einzelnen der Einzige und als lauter Einzige nehmen sie die ihnen gesellschaftlich zugewiesene Rolle als Vereinzelte überzeugt wahr, immer mit der Hoffnung gepaart, in der Konkurrenz aller gegen alle als Gewinner aus diesem Spiel hervorzugehen.

Der Einzige, das ist der Mensch, der aufgehört hat, die gesellschaftlichen Bedingungen (und damit natürlich auch die Geschichte) seiner eigenen Existenz zu denken. Er lebt in der Illusion, als gesellschaftlich produzierender Mensch mit der Gesellschaft wenig, am bestens nichts und mit sich selbst als einzig wirklich relevanter Kategorie wirklich zu schaffen zu haben. Vereinzelt tritt dieser Mensch auf die Bühne des gesellschaftlichen Lebens, in dem er tatsächlich nichts Anderes mehr zu veräußern hat als seine Arbeitskraft. Sie ist das Letzte, was ihm geblieben ist und dieses Letzte erzeugt eine in jeder Hinsicht existentielle Abhängigkeit von der Gesellschaft, die ihm nichts (mehr) gilt. Alle konkreten gesellschaftlichen Bindungen werden konturlos, sind dabei zu verfallen, lösen sich auf: die Familie, die Nachbarschaft, die Straße, der Platz, die Kneipe neben an, die Musik, der Friedhof. Die Reihe der Beispiele ist zu erweitern, wenn wir an die äußerst fragile Lage gesellschaftlicher Institutionen denken, die Parteien, die Gewerkschaften, die Kirche, der Fußball oder die Krankenkassen und die Rentenversicherung. Eine gesellschaftliche Lage, in der nicht ohne Grund Rassisten, Neonazis und Fremdenfeindlichkeit einen neuen und in der vorliegenden Heftigkeit lange nicht gekannten Aufschwung verzeichnen. Vereinzelt und Veröffentlichung sind zwei Seiten einer Medaille. Letzterem hat Habermas seine Aufmerksamkeit geschenkt (HABERMAS J: 1990), das Phänomen der Vereinzeltung, soweit ich es sehen kann, aber eher unberücksichtigt gelassen. Auch Bourdieu, der dem Einzigen ja einen Buchtitel gewidmet hat, scheint das, was den Einzigen macht, nicht so wirklich zu interessieren? Der Einzelne / das Individuum, der Einzige und der Vereinzelt werden in dieser Arbeit eher in Randbemerkungen unisono, ohne weitere Differenzierungen verhandelt (z.B. BOURDIEU P. 1998 / 2002: 215) oder unter die Kuratel des (Neo)Liberalismus gestellt, der der Profitmaximierung zugetan ist und sonst nichts will (ebenda: 19 ff). Natürlich findet Bourdieu das Konzept des ‚Einzelnen und seines Eigenheims‘ jämmerlich, aber die Kritik daran läuft, nun fast unausgesprochen und zwischen die Zeilen geschrieben, immer auf eine Hofierung des Geschosswohnungsbaus hinaus, dem quasi zusätzliche ‚Lebensadern‘ mit all den Häuslebauern entzogen würden (dazu gibt es einen gut versteckten Beleg im Text – nur finde ich die Stelle auf die Schnelle nicht wieder). Es ist M. Steinrücke und F. Schultheis vorbehalten, diesem Gedanken, dem daran gebundenen Klassendünkel und reaktionärem Geschwätz (STEINRÜCKE M., SCHULTHEIS F. 1998 / 2002: z.B. S. 15) in ihrem Vorwort expressis verbis Ausdruck zu verleihen.

„Der Wunsch nach dem eigenen Häuschen wird dabei untersucht als Resultat des Zusammenspiels der alten Sehnsucht nach privatem Glück und vererbbarem Besitz mit den Auswirkungen eines liberalen Schwenks in der Wohnungs-

baupolitik ab Mitte der 70er Jahre. Durch die vermehrte Vergabe persönlicher Kredite wird seither der individuelle Hausbau gegenüber dem gemeinschaftlichen Wohnungsbau (und damit die Geschäfte der Banken und Bauunternehmer) gefördert; mit allen Folgen z.B. in Form einer Isolierung der Eigenheimbesitzer von Kollegen, Nachbarn, kulturellem Leben und der Fixierung aufs Private“ (STEINRÜCKE M., SCHULTHEIS F. 1998 / 2002: 10,11).

Zwei Bemerkungen zum Schluss: die skizzierten Phänomene sind natürlich nichts Neues. Es gibt sie lange schon, aber ich glaube, sie haben an Schärfe zugenommen und sie gewinnen auf diese Weise eine neue, nicht zu unterschätzende Qualität. Die Trennschärfe der Begriffe Einzelner, Einziger, Vereinzelter ist nicht leicht zu bestimmen. Deshalb sind die Begriffe für polemische Debatten ziemlich ungeeignet und für Draufgänger taugen sie gar nicht, aber fürs Planen scheint mir ihr Verständnis und ein weiteres Nachdenken darüber schon wertvoll.

Literatur

- AHRENDT H. 1958 Vita activa oder vom tätigen Leben. München
- ALAIN 1991 81 Kapitel über den menschlichen Geist und die Leidenschaften. Hamburg
- APPEL A. 1992 Reisen ohne das Weite zu suchen. In: Reise oder Tour? Notizbuch 26 der Kasseler Schule: 9 ff. Kassel
- BERGER J. 1984 SauErde – Geschichten vom Land. Frankfurt a.M.
- BOURDIEU P. 1991 Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz M. (Hg.) Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen: 25-43. Frankfurt a.M.
- BOURDIEU P. 1970 Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M.
- BOURDIEU P. et al 1998 / 2002 Der Einzige und sein Eigenheim. Hamburg
- HABERMAS J: 1990 Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt a.M.
- HORKHEIMER M. (1952) 1985 Universität und Studium. In: Gesammelte Schriften in 19 Bänden. Band 8 Vorträge und Aufzeichnungen 1949 – 1973. Frankfurt a.M.
- HÜLBUSCH I.M. 1978 Außenhaus und Innenhaus. Schriftenr. der GhK 01, Heft 33. Kassel
- HÜLBUSCH K. H. et al. 2013 Das Haus. In: das Haus. Notizbuch 80 der Kasseler Schule. Kassel
- HÜLBUSCH K.H. 1996 Die Straße als Freiraum. In Stadt und Grün 4/96: 246 ff. Hannover
- JAUSLIN K. 1990 Denkmale des Ästhetischen. In: Habig I. Jauslin K. Der Auftritt des Ästhetischen. Frankfurt a.M.
- KUCHENBUCH L. (1988) 2013 Haus oder Hof? Zum Bezugsrahmen bäuerlichen Fortkommens im frühen Mittelalter. In: Hülbusch K.H. et al das Haus. Notizbuch 80 der Kasseler Schule: 147 ff. Kassel
- MÜTHERSIUS H. (1914) 1964 Die Werkbundarbeit der Zukunft. In: Posener J. Anfänge des Funktionalismus Von Arts and Crafts zum Deutschen Werkbund: 199-204. Bauwelt Fundamente. Frankfurt a.M. Berlin
- MÜTHERSIUS H. (1914) 1964 Leitsätze. In: Posener J. Anfänge des Funktionalismus Von Arts and Crafts zum Deutschen Werkbund: 205. Bauwelt Fundamente. Frankfurt a.M. Berlin
- POSENER J. 1964 Anfänge des Funktionalismus Von Arts and Crafts zum Deutschen Werkbund. Bauwelt Fundamente. Frankfurt a.M. Berlin
- STEINRÜCKE M., SCHULTHEIS F. 1998 / 2002 Vorwort zur ersten Auflage In: Bourdieu P. et al Der Einzige und sein Eigenheim. Hamburg

- v. HENTIG H. 1985 Die Menschen stärken, die Sachen klären. Ein Plädoyer für die Wiederherstellung der Aufklärung. Stuttgart
- v. de VELDE H. (1914) 1964 Gegen-Leitsätze. In: Posener J. Anfänge des Funktionalismus Von Arts and Crafts zum Deutschen Werkbund: 206 - 207. Bauwelt Fundamente. Frankfurt a.M. Berlin



Inge Meta Hülbusch 1978 - 'Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum'

Nachgelesen, zitiert, kommentiert und nach 45 Jahren von heute aus betrachtet von

Karl Heinrich Hülbusch ¹⁰

„Wir glauben weder an das Nichts jenseits des Grabes noch an das durch erzwungenen Verzicht erkaufte Seelenheil; wir möchten, dass es ein gutes Leben sei, weil wir wünschen, dass es ertragreich sein möge. Lazarus muss seinen Misthaufen verlassen, damit der Arme sich nicht mehr über den Tod des Reichen freue. Alle müssen glücklich werden, damit das Glück einzelner nicht mehr strafbar und von Gott verdammt sei. Der Landmann soll, wenn er sein Getreide aussät, wissen, daß er am Werk des Lebens arbeitet, und sich nicht freuen, daß der Tod ihm zur Seite geht. Und schließlich soll der Tod weder eine Strafe für Wohlergehen noch ein Trost in der Not sein. Gott hat ihn weder zur Strafe noch zur Entschädigung für das Leben bestimmt; denn er hat das Leben gesegnet.“

George Sand. Das Teufelsmoor. 1846/1961: 11-12

„Ich gehe raus – und bin doch zu Haus“ (I.M.H. 1987/1997)

Wenn ich 'Innenhaus und Außenhaus' nicht auf das plakative Verständnis der Zusammengehörigkeit von privatem (= umbauten) Raum und sozialem (= privatem) Freiraum vereinfache, muss ich die Begründung der Autorin für diesen Arbeitsplatz verstehen und auf den Gegenstand übertragen. Muss mich also nicht an die grünplanerische Fiktion vom 'Außenwohnraum' (Taut, B. 1924) für die Freizeit und zur Erweiterung der Wohnlandschaft erinnern, sondern an die Erfahrung aus der Geschichte [von 200 Jahren und weiter zurück bis zu Katharina v. Bora (um 1530)] der handwerklich/gewerblichen Haushalte mit Selbstversorgerbauernwirtschaft. In diesen Haushalten lebten und arbeiteten Dreigenerationen-Familien der 'postfigurativen Kultur' (Mead, M. 1974 / siehe bei Hülbusch, I.M. 1978 u. Hülbusch, I.M. <I.M.H.> u. Läscher-Bauer, U. 1978/1997: 44 – 46). Für diesen Haushalt mit Selbstversorgerbauernwirtschaft, die als Anleihe an den Bauernhof mit einem Wirtschaftshof und Wirtschaftsgebäuden ausgestattet war, galt bis in die 60iger Jahre des 20. Jahrhunderts eine Einheit von 'Haus und Hof', die vom Haushalt der Mehrgenerationenfamilie und damit von der 'Familienfrau' bestimmt wird. Denn die Ertragserwartung vom 'Hof' wird vom Haushalt her ge-

¹⁰ Ich danke Bernd Gehlken -für kritische Lesung und Anregungen, Anne Blaß und Johanna Hülbusch.

prägt und nicht, wie L. Kuchenbuch (1988/2013: 147 – 157) für die klassische Bauernwirtschaft beschreibt, von

„der Ertragserwartung von außenstehenden Instanzen“

der Herrschaft oder – jünger, des Marktes. Nach Kuchenbuchs Überlegungen können wir diesen Typus des ‘autonomen’ = selbständigen Haushalts das ‘ganze Haus’ nennen, weil vom ‘Hof’ – im Sinne des ‘Bauernhofs’ nur die der Hauswirtschaft ohne Marktorientierung zugehörige Selbstversorgung übrig bleibt. Und gerade die fehlt der Zweigenerationenfamilie der Industriegesellschaft, nach M. Mead der ‘kofigurativen Kultur’, die von billigen Schematikern aller Couleur verächtlich die Kleinfamilie genannt wird. Wenn die Großeltern-generation verdrängt wird, fehlt die Anwesenheit versierter Arbeitskräfte nicht nur für alltagspraktische Arbeiten, sondern auch als Groß- und damit Nebeneitern:



Abb. 1 (links) Jean-Francois Millet –ca.1858- Die ersten Schritte.

Abb. 2 (rechts) Georgios Jakobides –1889- Erste Schritte (1.Version)

Der

„Ausfall der Großeltern als Familienmitglieder und damit auch Miterzieher unserer Kinder“ (I.M. H. u. Läscher-Bauer, U. 1978/1997: 47)

als auch praktische Zwänge der Verfügung über die materielle Gelegenheit führen zu einer

„von den Männern der Industriegesellschaft, der ‘kofigurativen Kultur’ M. Meads uns Frauen aufgezwungene Immobilität“.

Die Experten, die im Moment mal wieder Konjunktur haben und für ihr politisches Süppchen wieder mal alles besser wissen – Grüne Jusos und SPDisten –, haben keine Ahnung vom Haushalt und der Arbeit der Familienfrau sowie den Haushalt in 'Haus und Hof' der Bauernwirtschaft schlicht vergessen. So passiert es auch I. Weber-Kellermann (1975), wenn sie die 'Familie des Konsums' entwirft, die vorher und hinterher von allen Propagandisten des Markt-Imperialismus, was manche Schlaumeier nicht mal gemerkt haben, nachgeplappert wird.

„Abgeschlossen von der beruflichen und politischen Lebenswelt des Mannes widmete sich die Frau den Hausgeschäften und zwar vornehmlich als Verbraucherin. Denn es bleibt festzuhalten, daß sich die Familie, die innerhalb des Oikos, des großen Haushaltes, weitgehend auch im Besitz eigener Produktionsmittel gewesen war, zu einer Familie des Konsums wandelte und daß es von nun an zu ihrer wesentlichen Funktion gehörte, diesen Konsum zu gestalten, nachdem die Produktion von den verschiedenen Institutionen der Wirtschaft übernommen wurde.“ (Weber-Kellermann, I. 1975: 102 ff / zitiert bei I.M.H. 1978: 45).

Mit einer These aus der Erfahrung des Haushaltens.

Die von I. Weber-Kellermann vorgetragene und allenthalben verbreitete Behauptung von der 'Familie des Konsums' ist der Wunschtraum der Marktproduktion, die 'häusliche Produktion' zu übernehmen,

„daß die Arbeiten, welche der Familienkonsum erheischt durch Kauf fertiger Waren ersetzt werden“ (K. Marx / bei I.M. H. 1978: 104).

Um das zu erzwingen, ist in hervorragender Weise die Enteignung bzw. Reduzierung der Gelegenheiten und Ausstattung des Lebensortes der Familie geeignet. Diese Enteignung des Arbeitsplatzes hin zum Ort gelangweilter Beschäftigung, zur Demonstration von Lebensart, die eine 'Produktion der Reproduktion', die Arbeit des täglichen Lebens nicht zulässt, schmackhaft zu machen, gibt es eine lange Illusionstradition:

„Immer seit seiner 'Austreibung aus dem Paradies' hat der Mensch dazu geneigt, Arbeit als Mühe oder Sklaverei zu beklagen und die als glücklich zu preisen, die scheinbar wählen können, ob sie arbeiten wollen oder nicht. Tatsache ist aber, daß der Mensch zu arbeiten lernen *muß*, sobald seine Intelligenz und seine Fähigkeiten bereit sind, 'an die Arbeit gesetzt' zu werden, damit die Kräfte seines Ichs nicht atrophieren. Die Evolution hat es mit sich gebracht, daß der Mensch, wenn er das Alter der Belehrung in den Grundelementen seiner Kultur erreicht, das unspezialisierteste aller Tiere ist. (...) Jetzt wird es für das Kind notwendig in Grundmethoden unterrichtet zu werden (...).“ (Erikson, E.H. 1964 /1971: 106 – 107).

Und dazu braucht das Kind vom ersten Tag des Lebens eine liebende Begleitung und Anleitung, wie sie allen Mitgliedern der Familie zukommt zu ihrer

psychosozialen wie sozialpsychologischen Reife. Diese Reife vollzieht sich nur bei individueller Begleitung und Unterweisung, in familialer Geselligkeit und begleitet vom Alltag und der täglich notwendigen Arbeit, die uns alle zusammen in der vorhersehbaren Zufälligkeit und dennoch Erwartbarkeit begegnen und zu handeln lehren – als tätiges ‘weltschaffendes’ Wesen. Vom Haushalt, auch vom Bauernhaushalt wird demgegenüber nur das an Tätigkeit des Haushalts bemerkt, was industriell substituierbar ist – sich als Produkte herstellen oder kalkulierbare Dienstleistungen anbieten und abrechnen lässt. Das, was die primäre Sozialgruppe aneinander lernt, bestätigt, lehrt und bestärkt, was das gesellig-menschliche ausmacht kann in den Kalkulationen nicht vorkommen.

I. Meta Hülbusch geht mit einer These aus Erfahrung, Wissen und Können an ihre Überzeugung heran, die jede Bevormundung zurückweist. Sie sagt, weil ich Kinder habe, bin ich für ihr psychisches, intellektuelles, soziales Gedeihen verantwortlich. Dafür brauche ich, mein(e) Kind(er), meine Familie einen Lebensplatz, der die Qualität eines häuslichen Arbeitsplatzes mit einem Tor zur Welt hat, damit alles, was getan werden muss, selbständig getan werden kann. Alle Dinge, die eingerichtet werden, haben deshalb dem erfahrungsgemäß praktischen Gebrauch der Haushalte (im Einzelnen) und der Kommune zu dienen. Das Alltagsleben hat darin Zeit und Platz für Muße.

Das Domizil der Familie ist das Haus mit Innenhaus und Außenhaus, privatem und sozialem Raum auf privatem Grund, ‘einem Stück Eigentum’ (s. dazu bei H. Arendt 1958/2010: 321ff).

I. M. Hülbusch diskutiert in ihrer Studie gegen diese – allgemein verbreitete und geglaubte subtile Mischung aus halbrichtiger Feststellung, Unterschlagung, Verschwiegenem und marktkonformer politischer Projektion, die allenthalben über die Zweigenerationenfamilie ausgekippt werden. Und das ohne Verschwendung auch nur eines Gedankens an die Veränderung der Sozialpsychologie wie Sozialökonomie der Familie in der ‘kofigurativen Kultur’ (s. Mead, M. 1974 / bei I.M.H. 1978 bzw. I.M.H. u. Läsker-Bauer, U. 1978: 44 – 46). Denn dann hätte ‘man’ verstehen müssen, dass die Arbeit des Haushalts immer schon – also auch in der Bauernwirtschaft - übersehen, so en passant mitgenommen wurde. Bis auf einige Qualitäten hat sich nicht viel geändert, aber die Arbeitskraft drastisch vermindert, damit die Vermarktung des Haushalts bis heute als ‘Befreiung’ gefeiert werden kann, was K. Marx (Kapit. Bd. 1: 417) als ein einsichtiger Analytiker des Verdikts von der ‘Familie des Konsums’ durchschaute:

„Die Arbeiten welche der Familienkonsum erheischt wie Nähen, Flicker u. s. w., müssen durch Kauf fertiger Waren ersetzt werden. Der verhinderten Ausgabe von häuslicher Arbeit entspricht also vermehrte Geldausgabe.

Es kommt hinzu, daß Ökonomie und Zweckmäßigkeit in Vernutzung und Bereitung der Lebensmittel unmöglich werden. Über diese von der offiziellen politischen Ökonomie verheimlichten Tatsachen findet man reichliches Material

Aus diesem Zitat im Kapitel 'zur politischen Dimension von 'Innenhaus und Außenhaus' (s. I. M. H. 1978: 104 / bzw. 101 – 108) folgert I. M. Hülbusch (1978:104):

„Das Kapital (i. S. d. Marktes; Anm. K. H. H.) sucht die für die Konsumtion nötige Familienarbeit zu seiner Selbstverwertung zu usurpieren“.

Denn wenn der Lebensort der Familie mit 'Innenhaus und Außenhaus' nicht gewährleistet ist, das Haushalten beeinträchtigt wenn nicht gar maßlos erschwert wird, ist das erste Prinzip eines gedeihlichen Haushalts permanent vom Mangel durch marktkonforme Taylorisierung bedroht:

„Hier kommt es mir vor allen Dingen darauf an zu zeigen, daß rationelles Haushalten identisch ist mit Sparen“ (I. M. H. 1978: 118), um „damit den Finanzspielraum des Familieneinkommens – ohne ein mehr an Einkünften – zu vergrößern – also die wirtschaftlichen Existenzbedingungen zu entlasten“ (I.M.H. 1978: 128),

um der Selbständigkeit mehr Platz zu geben. Dies betrifft auch die Zeit, die sparsam zu brauchen ist, damit wie beim Geld immer ein Vorrat zur Hand ist.

Eine junge Familienfrau erzählte, dass sie die zu Corona staatlich verordnete Aussetzung all der Maßnahmen zur 'Befreiung' von der 'Arbeit' als Befreiung vom Zeitstress wahrgenommen habe. D. h. doch nichts anderes, dass die 'Befreiung von der Arbeit' den Befreiten die Zeit stiehlt, die sie ihnen lt. Propaganda gewährt (s. Protze, K. 1995: 43-2.0, Stephan, C. 2021: 79-81).

I. Meta Hülbuschs Antwort oder Prognose zu diesem Phänomen:

„auf der einen Seite steht das Recht der Frauen, 'sie selbst zu sein' (K. Struck), auf der anderen Seite steht das Recht des Kindes, es selbst zu sein, d. h. beide erheben den Anspruch auf Autonomie mit dem Erfolg, daß beide letzten Endes in (und von / Anm. K. H. H.) Anstalten verwaltet werden“ (I.M.H. 1978: 33),

Das bedeutet, dass sie 'außengelenkt' (H. Rießmann 1950/1958) und in 'einer unausgesprochenen Aggression gegeneinander' (s Brückner, P. 1973: 89) bestehen, die aus einer imaginären Zeitnot hergestellt wird. In den Interviews zum Haushalten und Kochen von J. – C. Kaufmann (2006/2014 – Kochende Leidenschaft) wird von fast allen Interviewten stereotyp, fast zwanghaft beklagt, dass einen Zeitnot plagt, weil jede der Besorgungen von halbfertiger und fertiger Ware mehr Zeit in Anspruch nimmt – nicht nur beim Einkauf, als sie einzusparen verspricht. Die extern organisierte Taylorisierung des Haushaltens schob sich schon damals so in den Vordergrund, machte sich so feist

breit, dass wichtige und gut bekannte Arbeiten aus dem Haushalt verdrängt wurden.

„Ich erinnere mich an die Sorgen der Kinderärzte in den 60iger Jahren über die zunehmende Rachitis, auch auf dem Land, da man es aus übertriebener Sorgfalt oder Gleichgültigkeit nicht für nötig hielt, die Babys nach draußen zu stellen, und zwar mit heruntergeklapptem Verdeck. Das Kind braucht das direkte Licht, nicht den Platz unter einem Balkon oder Verdeck (oder unter beidem). Ohne nicht überdachte Terrasse bleibt also nur das Ausführen des Kindes, und zwar täglich ein paar Stunden, wenn es gut gedeihen soll. Damit fängt also der Alltag einer Mutter nach der Geburt des Kindes an: mit dem schlechten Gewissen, der Sorge darüber, durch die Wohnverhältnisse könne das Kind Schaden nehmen. Also fährt man es aus, und läßt während der Zeit alles liegen, was sich besonders in den ersten Monaten des Kindes anhäuft. Gut, man darf auch an der frischen Luft sein, erholt sich ja so gut nach der Entbindung Was macht man aber, wenn man noch mehr Kinder hat, etwas ältere zwar, aber immerhin noch kleine hat, die nicht mitgehen wollen oder können? Man bleibt Zuhause und das Baby auch. Und schon meldet sich wieder das schlechte Gewissen Natürlich sind das keine weltbewegenden Probleme: es gibt ja Tabletten dagegen, wie gegen den Kummer auch (und Alkohol ...). Nur ein Beispiel“ (I.M.H. 1978: 67).

So erfindet die GrünplanerIn, nachdem sie über 200 Seiten die Freizeitindustrie der Grünplanung für und gegen Frauen erforscht hat und – siehe da, ganz was Neues: die öffentliche Grünfläche als ‘Arbeitsplatz’ (Spitthöver, M. 1989: 211ff.) nach der lapidaren Feststellung, dass die

„Aufgabe der Kindererziehung, (die) in der Regel in den Arbeitsbereich der Frau fällt. Für (Klein-) Kinder betreuende Frauen dürfte sich das Bild von der Parkanlage als Ort von Muße und Entspannung zumindest relativieren.“

Dann wird es wieder groß und generell und allgemein und feministisch, überheblich. Denn wer, außer der GrünplanerIn ist so billig vermessen die Grünfläche als ‘häuslichen Arbeitsplatz’ anzudienen und anschließend ahnungslos über die Arbeit herzuziehen.

„Diese den Frauen abverlangte Arbeit ist vom Arbeitsinhalt her widersinnig und unproduktiv, in diesem Sinne verschwendete Arbeitskraft und deshalb eine Zumutung. Aber diese Arbeit ist die Regel und – da sie von Frauen gratis verrichtet wird (‘aus Liebe’) denkt sich auch niemand etwas dabei.“ (dies.: 215)

Komisch, dass die GrünplanerIn denkt wie der ‘Kapitalist’ und beleidigt ist, daß die ‘Arbeit’, über die sie leichtfertig räsoniert, keinen Wert, geschweige einen Mehrwert einbringt. Und das, weil sie nicht nachvollzieht, nicht versteht, daß die ‘Arbeit’ für das tägliche Leben dem Leben dient und im Gegensatz zum ‘Herstellen von Waren’ unproduktiv ist (s. Arendt, H. 1958/1981: 103ff.). Im Gegensatz zum Herstellen von Waren jedoch ist es Arbeit. Mag ja sein, daß der GrünplanerIn ‘Arbeit’ nicht fein genug ist. Und sie mag ein Faible für die kapitalistische Produktion und deren Profite haben. Eine Legitimation über die

Arbeit des Haushalts, an dem kein Kapitalist etwas verdienen kann, - mal abgesehen davon, dass er/sie die Ernte der Arbeit ausbeuten kann wie eine Kolonie (wozu der schöne Titel eines Beitrags von Roland Günter "Unsere Neue Heimat - ein von oben besetztes Land" prima paßt ¹¹) ist keine Legitimation über die Arbeit herzuführen. Es wäre für die GrünplanerIn eher des Nachdenkens wert, wer denn für die Armseligkeit des 'Arbeitsplatzes' Grünfläche verantwortlich ist. Wer tut den Menschen diese Hilflosigkeit an? Darüber könnte sie rasonieren, wenn sie nicht vom Begriff des 'sich sonnenden Luxusgeschöpfs', das für kurze Zeit ein Kind hat (s. Spitthöver, M. in Hess, Lila 15.10.88 – FR: Von der Unweiblichkeit der Städte) ausgeht und dann überfordert ist, wie jene neuen Väter, die sich bejammern und ins Junggesellen-Dasein flüchten:

„Wann hörte die Selbstverleugnung auf, die mit der Geburt der Kinder begann? Hatte ein Vater kein Eigenleben mehr, stand er nur noch in der Verantwortung für seine Kinder?

Weshalb, verdammt noch mal, mußte Leander ununterbrochen dafür sorgen, daß seine Kinder ein gutes Leben hatten? Hatte er nicht auch ein Recht auf ein eigenes? Schließlich war der Umzug auf die Insel seine Rettung gewesen“

(Breuer, Th. 2013/2016: 45 – Leander und die Stille der Koje. Leer).

Die großen Vorwürfe und Unterstellungen sind so herrlich abstrakt und lassen – geradezu unauffällig zu, die, die die Arbeit tun, für blöd zu verkaufen und sich selbst als bevormundender Heilsbringer aufzuspielen. Für M. Spitthöver (und viele andere) gilt explizit, was K. Protze (1997: 5) der Falschmünzerei und Unseriösität ins Stammbuch schreibt, wenn sie auf die Verwertung von 'Innenhaus und Außenhaus' blickt.

„Denn dieses Buch wird von KollegInnen selten gelesen, noch seltener verstanden, aber oft und gerne verwurstet. So werden die Begriffe manches mal kunstvoll abgewandelt, so daß die Debatte ums Haus letztendlich wieder beim Geschloßwohnungsbau endet. Daß der Name der Autorin nicht auftaucht gehört zu dieser 'Vereinnahmungsstrategie' dazu.“

Dass M. Spitthöver sich in der Habilitation des Plagiats bedient und die Charakterisierung des Haushalts und dessen Ort - 'Innenhaus und Außenhaus' als Arbeitsplatz unzitiert und unrichtig übernimmt, ist mehr als peinlich. Denn die Grünfläche ist und bleibt eine Dekoration des Mangels, der mit sogenannten 'Nutzungen' überklebt wird: Etikettenschwindel. Veronika Bennholdt-Thomsen hat in reduktionistischer Verkürzung, die auch Ingeborg Weber-Kellermann unterläuft, weil den AutorInnen scheinbar der Beruf aller Berufe, das Haushalten unbekannt ist, die Unterstellung von der 'widersinnigen und unproduktiven Arbeit des Haushaltens' – auch diese Herkunft ist bei Spitthöver 'vergessen' – sehr geschickt lanciert:

¹¹ Günter, R. 1982. In: Arch+ Heft 62. S.6-9. Stuttgart

„Die Kennzeichnung der Frauenarbeit soll deutlich machen, daß die Arbeiten, die wir Frauen in dieser Gesellschaft tun, weder frei gewählt werden, noch daß es sich dabei um spezifisch weibliche und noch viel weniger um besonders sinnvolle Tätigkeiten handelt“ (Bennholdt-Thomsen, V. 1983: 212 / 207 – 222).

Eine demagogisch geschickt vereinnahmende Sentenz, die ich hier bei I. M. Hülbusch (1987/1997: 75) zitiere. Wenn ich diesen Text und die anderen aus der Sammlung ¹²

„Ich gehe raus – und bin doch zu Haus“ – und andere Texte von I. Meta Hülbusch – Notizbuch 47 der Kasseler Schule 1997 -,

lese, sehe ich die Zitate zur ‘Subsistenz’ der LeserIn ironisch zur Prüfung vortragen. Denn in allen Texten vertritt I. M. Hülbusch bewusst und überzeugt das Haushalten, die Arbeit der Familienfrau und kritisiert vehement die Schädlichkeit und Unbrauchbarkeit des ihr zugemuteten Arbeitsplatzes:

„Dieser Arbeitsplatz“ – a la Spithöfer, Neue Heimat oder utopische Feministinnen (s. Dörhöfer, K. 1990: 15 ff) – „spricht allen Anforderungen Hohn“ (I.M. H. 1978: 68).

Sie widerspricht vehement den Herabsetzungen des Haushaltens, wie es allenthalben propagiert wird und darauf aus ist, den Haushalt durch Taylorisierung immer weiter zu entleeren und, wie Weber-Kellermann so schön schreibt, von den ‘verschiedenen Institutionen der Wirtschaft übernehmen zu lassen’. Und wendet sich gegen das

„Gerede von der vielen freien Zeit (s. Broyelle, C. 1974 – Die Hälfte des Himmels. Berlin) der Familienfrauen und deren geringen Nutzen für die Gesellschaft“. Denn: „Eine Familienfrau hat einen vollen Beruf.“ (I.M. H. 1978: 120).

Und dann ist darauf aufmerksam zu machen, für die eiligen Produktiven, dass Arbeit immer mit Geduld und Ausdauer verbunden ist, die dem Eiligen wie Zeitverschwendung erscheint, was dazu führt, dass

„die lehroffiziellen konsumptiven Kompensationsprogramme (vgl. M. Gronemeyer 1977) einer Planung (...), die nur von den Erfahrungen aus zweiter Hand, also der Propaganda (vgl. A. Gehlen) lebt“ (I.M. H. 1978: 128)

den privaten Raum als Arbeitsplatz des Haushalts nicht kennen. I. M. Hülbusch kontert das Zitat von Barbelies Wiegmann:

„Wir wollen von Euch die Hälfte der Welt und geben Euch dafür die Hälfte der Familie (Barbelies Wiegmann, Frankf. Rundschau 24.5.1986)“ (I.M. H. 1987/1997: 73)

¹² Zum 60. Geburtstag zusammengestellt von Helmut Böse Vetter mit einem Vorwort von Käthe Protze

Und fragt mit süffisanter Ironie:

„Was haben wir Frauen denn zu Hause schon Besonderes anzubieten als ‘platten Alltag’? Sollen wir denn da ‘gags’ reinbauen, nur um sichtbar zu werden? Für wen denn? Was enttäuscht wen?“ (dies.: 74)

Inge Meta Hülbusch ist vom Haushalt, dem Arbeitsplatz der Familienfrau aus Erfahrung überzeugt. Eine Erfahrung, die bis zu ihren Kindertagen in der Dreigenerationen-Familie der ‘postfigurativen Kultur’ zurückreicht. Manchen professionellen und politischen Leuten ist Erfahrung suspekt, weil sie dem erfahrungslosen Expertentum widerspricht oder der entrüsteten Feststellung eines Experten:

„Aber du hast doch 3 Kinder!“ Als ob das nicht meine Sache wäre und außerdem – was spricht gegen die Erfahrung mit Kindern als Voraussetzung für die Freiraumplanung“ (I.M. H. 1985/1997: 87)

Erfahrung, also Wissen und Können entgegen setzt. Nun, die Feministin suggeriert die Abschaffung des Haushalts und der Arbeit und vergisst mitzuteilen, wer denn und wie die ‘Arbeit’ macht. Nun, keine Sorge, für das, was zu taylorisieren ist steht der Anwärter – der Markt imperialismus auf der Matte. Und den Rest, na ja, den räumt die Familie weg, macht sauber und räumt auf, wie das Verordnungsregime das die letzten zwei Jahre den Familien aufgebremmt haben. Die ‘parteilpolitische’ Verwaltung im Habitus ‘hegemonialer Männlichkeit’ – die ist ungeschlechtlich, war I. Meta Hülbusch bekannt und literarisch besprochen, die den Ersatz der Familie durch den Staat bzw. die Staatsverwaltung als parlamentarisch rechtsfreie Instanzen per Dekret /=Verordnung zu manipulieren, staatsabhängig zu machen sucht, was in dem

„frommen Wunsch des damaligen SPD-Generalsekretärs Olaf Scholz, die ‘Luft-hoheit über den Kinderbetten zu erobern’“ (Stephan, C. 2021: 73 – 74)

bemerkenswert ‘ehrlich’ – wie manche Worte den Sinn verlieren – zum Ausdruck gebracht wird. Nicht ganz zufällig fällt die Geistesverwandtschaft zwischen Feminismus und SPD auf – zum Beispiel ‘gender mainstreaming’ und die Protektion durch SPD-Kanzler Gerhard Schröder oder der Bau der Wohnkasernen im Nachkriegsdeutschland durch den SPD-eigenen Baukonzern ‘Neue Heimat’. Die allgegenwärtige Auflösung des Lebenszusammenhangs durch ‘Isolierung bei allseitiger Abhängigkeit’ (Brückner, P. 1973: 113 / siehe bei I.M. H. 1978: 32) hat u. a. zur Folge

„Daß die Zeit, die Eltern mit ihren Kindern verbringen, allem Anschein nach stark zurückgeht; positiv formuliert: daß Eltern wie Kinder Zeit und Raum erhalten, für sich selbst zu sein (...). Auch hier verliert, infolge dieser (Kontakt-) Vermeidung, die Familie den Charakter der – relativ autonomen – Agentur der Gesellschaft, (...). Die Schutzfunktion der Familie schrumpft. ‘Vermeidung’ wäre

dann eine andere Form der Aggression gegen das Kind“ (Brückner, P. 1973: 98 / bei I. M. H. 1978: 32 – 33),

die unter dem Phänomen sozialpsychologischer Verwahrlosung virulent wird. Das Versprechen der innerfamilialen Unabhängigkeit hat den Verlust der Zeit-souveränität und institutionelle Abhängigkeit mit entsprechendem Zeitstress zur Folge, was I. Meta Hülbusch daraus folgernd zusammenfaßt:

„Es gibt auch hier wieder zwei Pole: auf der einen Seite steht das Recht der Frauen ‘sie selbst zu sein’ (K. Struck), auf der anderen Seite steht das Recht des Kindes, es selbst zu sein, d. h. beide erheben den Anspruch auf Autonomie (=Isolierung / Anm. K.H. H.) mit dem Erfolg, daß beide letzten Endes in Anstalten verwaltet werden: ...“ (I.M.H. 1978: 33)

Alle diese Anstalten nehmen Zeit in Anspruch, enteignen sie der Familie zur ‘Selbstverwertung der ‘Anstalten’, machen aus einem ‘Wert’ im alltäglichen Leben einen „Mehrwert“, tun als würden sie Menschen bestärken, während sie diese ausbeuten. Diese Anstalten, die durch Inanspruchnahme von individueller und geselliger (familiärer) Zeit eine Dressur / Hörigkeit durch permanenten Zeitstress herstellen, untergraben mit der Erzeugung von Langeweile in den Wartezeiten und Pausen die Selbständigkeit. Langeweile, weil ‘freie Zeit’ jetzt ‘tote Zeit’ ist:

„So werden die zwei Stunden, die man rausgeschlagen hat, zu zwei Stunden entsetzlicher Langeweile, Einsamkeit und Trostlosigkeit“ (Broyelle, C. 1974: 44 / bei I. M. H. 1978: 120).

Mit jeder Arbeit, die dem Haushalt enteignet wird, um sie den ‘verschiedenen Institutionen der Wirtschaft’ zur gefälligen Mehrwerterzeugung zu überreichen, wird der Haushalt zur Wohnung, auf ein Arrangement für die Freizeit reduziert.

„Zu den Verhaltensweisen, die hier unpassend sind, gehören Arbeit (i. S. v. H. Arendt / Anm. K. H. H.) – außer der am Aussehen, – Politik, Diskussion u. s. w.“ (Haug, W. F. 1972: 120 – 122 / bei I.M. H. 1978: 106).

Worin heutzutage, wie A. Reckwitz (2021: 316/317) uns erzählt, die Dressur ihr ‘Erziehungs’-Werk schon getan hat:

„Die neue Mittelklasse entwickelt demgegenüber ein komplexes Wohnwissen, um die kluge Zusammenstellung des Heterogenen in seiner Vielfalt und Interessantheit, aus der sich trotzdem ein stimmiges Ganzes ergibt“.

Sie muss nicht mehr mit ein bisschen ‘Warenästhetik’ auskommen, sondern legt ‘Wert’ auf das volle Programm der Unterhaltungsindustrie, mit dem auch die Neugier der Kinder lahm zu legen ist. Da braucht man sich keine Gedanken über die Lernbarkeit des Lebensortes zu machen. Die mitleidige Attitüde der Grünplaner a la Spithöver, weist I. Meta Hülbusch zurück und darauf hin,

dass die Arbeit ihre 'Sache' ist und der Arbeitsplatz ein politisch zu verantwortender Skandal.

„Mitleid ist das wenigste, was wir benötigen (Güte hat etwas mit Zupacken zu tun), wenn wir, als Mütter, für unsere Kinder die Möglichkeit der Sozialisation ohne Zwang durch Erwachsene schaffen, d. h. ohne ständiges Ausführen, Behüten, Einsperren ihnen die Chance geben, im Rahmen ihrer (begrenzten) Möglichkeiten sich selbst Freunde zu suchen, die Umgebung zu erfahren, sich zu betätigen und dabei zu lernen, an der Erwachsenenwelt teilzunehmen“ (I. M. H. 1978: 71 – 72).

Den Mut, das Vertrauen in die Selbstsicherheit und zu anderen Menschen zu lernen – das ist Erziehung, Arbeit in der Arbeit. Diese Arbeit, die innerhalb des Haushaltens wie nebenher erscheint, gehört ganz bewusst zur materiell nötigen Arbeit und ist ohne diesen konkreten Anlass nicht möglich. Hat also nichts mit der voyeuristischen Zwangsbeaufsichtigung am 'Arbeitsplatz' Grünfläche gemein. Sozialtechnokraten sehen nur Zeit und Geld, denken in 'Ware' und können nicht verstehen, dass die Familie keine Fabrik ist, die Waren herstellt. Dass also Arbeit, im Gegensatz zum abstrakten Herstellen für den Markt, unmittelbar dem Leben dient, der materielle Ausdruck gleichzeitig von der sozialen Mitteilung getragen wird und diese den materiellen Ausdruck trägt. So wie der Technokrat und der Imperialist des Markts sich den Alltag zurechtlegt, die 'Lufthoheit' herstellt

„verwandelt die Verdinglichung das Konkrete ins Abstrakte und konkretisiert dann das Abstrakte. Verwandelt auch Qualität in Quantität.“ (Berger, P. L. u. Pullberg, St. 1965: 105)

und regrediert so ganz nebenher und zufällig die Mütter 'zu Subjekten zum Beobachten und Behüten',

„Opfer einer Kultur, die Frauen und Mütter zu Voyeuren der Leben ihrer Kinder machen will und ihnen Blöcke vor die Füße legt, wenn sie sie selber zu sein versuchen“ (Struck, K. 1976 / b. I. M. H. 1978: 72)

Das haben jetzt die Anstalten im Griff, wie Chr. Peters (2021: 27) mit zynischer Ironie mitleidslos feststellt:

„Sie rasen auch nicht mehr mit ihren Tretrollern die Straße rauf und runter. Wahrscheinlich ist es den Eltern zu gefährlich oder die Kinder verbringen sowie so den ganzen Tag in Kindergärten und Schulen mit angeschlossener Hortbetreuung, wo sie pädagogisch wertvollen Beschäftigungen ausgesetzt sind,“

Was lernpsychologisch lernbar ist und sicher Ausdruck 'komplexen Wohnwissens', bei der Erfahrung nur stört. Und das alles unter dem Siegel der aufopferungsvollen Bemühungen der, wie Kerstin Dörhöfer (1990: 15) anmerkt

„Befreiung der Frau von der 'Sklaverei' der Hausarbeit.“

Nett, dass K. Dörhöfer uns im gleichen Beitrag belehrt, was diese Befreiung für den Markt wert ist:

„Die gesamtwirtschaftliche Wertschöpfung durch Hausarbeit auf die BRD bezogen, betrug 1982 gut 1.089 Milliarden DM. Im Verhältnis zum Bruttosozialprodukt macht das einen Anteil von 68% aus.“

Was ein nettes Sümmchen ist und die Feststellung rechtfertigt:

„Feministische Ansätze in Architektur und Planung haben also eine materialistische Grundlage. an der Frage der Organisation der Hauswirtschaft setzen auch frühere feministische Ansätze in Planen und Bauen an, wie es so schön heißt: in der Befreiung der Frau von der ‘Sklaverei der Hausarbeit’.

Das erinnert an die ‘Bauernbefreiung’ der Stein-Hardenberg’schen Reformen, die die Bauern vom Land befreit haben. Merkwürdig ist, dass so niemand diese unverhohlene Kumpanei des Feminismus mit dem Marktimperialisismus befragt, geschweige denn kritisiert hat. Jedenfalls wärs interessant zu wissen wieviel – mal abgesehen von dem Surplusprofit der letzten zwei Jahre – von den 1000 Milliarden hauswirtschaftlicher Wertschöpfung der Markt inzwischen konfisziert und die Haushalte ärmer gemacht hat. Und wieviel Zeit von den so ‘Befreiten’ dafür ‘geopfert’ werden muss.

‘Verdeckte Arbeitslosigkeit’

So führten die Statistiker in den 50iger Jahren geringe Erwerbsquoten für agrarische Regionen ein und folgerten daraus die Notwendigkeit gewerblich-industrieller Ansiedlungspolitik. Wenn G. Maak (1996/2014: 110) resümiert:

„So eroberte die moderne Zeit schließlich auch das letzte Bollwerk der Bauern: die Familie, das Weitergeben von Generation zu Generation, die Kontinuität

dann ist das ‘Bauernsterben’ immer zu einseitig ausgelegt worden. Denn die ‘Familie’ war es, die aufgelöst werden sollte, also die Familie, die der Vermarktung des Alltags im Wege stand. Denn die Wertschöpfung, von der K. Dörhöfer redet, ist eine fiktive Rechnung, solange sie nicht als Umsatz verbucht werden kann, weil an der Arbeit, die wir für uns selbst tun, kein Kapitalist etwas verdienen kann und die Metropole (also der Staat) davon nichts zu ihrer ‘Subsistenz’ (s. Sombart, W. 1922/1983) partizipieren kann.

I. M. Hülbusch spricht in all ihren Beiträgen von der Arbeit und denkt nicht daran, die etwas popanzige, dem Jargon der Zeit gewidmete ‘Produktion der Reproduktion’ (s. I. M. H. 1978: 8, 2008: 31) zu verwenden. Sie ist damit in guter Gesellschaft, wenn wir H. Arendts Unterscheidung in ‘Arbeiten’ für das tägliche Leben und das ‘Herstellen’ von Dingen, Waren annehmen. Die Arbeit für das tägliche Leben genügt sich selbst und besteht nicht – wie der Kapitalist das in seinem Sinne auslegt – aus der Verausgabung ‘produktiv’ erzeugten Reichtums. Nur, wenn ich die Menschen an der Arbeit hindere, sind sie auf den

Konsum aus der Warenproduktion angewiesen, also auf den Erwerb von Geld für den Erwerb der jetzt notwendigen 'Dinge'. Und es gibt nur das, was und wie der Markt es aussucht. Es sei hier noch einmal – stellvertretend für andere – das Zitat von I. Weber-Kellermann angeführt:

„...zu einer Familie des Konsums wandelte und daß es von nun an zu ihrer wesentlichen Funktion gehörte, diesen Konsum zu gestalten, nachdem die Produktion von den verschiedenen Institutionen der Wirtschaft (und der Bürokratie / Anm.) übernommen wurde“ (Weber-Kellermann, I. 1975 / bei I.M.H. 1978: 45).

Die 'Institutionen' dirigieren unser Alltagsleben, wenn der Lebensort kein Arbeitsplatz mehr ist, sondern nur noch Aufenthalt gewährt.

Der Arbeitsplatz.

In all ihren Beiträgen ruft I. Meta Hülbusch die Arbeit in den Zeugenstand, wenn sie die Notwendigkeit, den Lebensort der Familie als Arbeitsplatz zu verstehen, erklärt. Doch sieht sie sich nicht genötigt über einige klassische Beispiele, Situationen, Fälle, an denen der Hof des Haushalts erkennbar ist, hinaus mit einer Art enzyklopädischer Vollständigkeit aufzuwarten. Denn diese Art der Taylorisierung mag einen Unternehmer interessieren, der eindimensional immer dasselbe produziert. Doch der Haushalt ist kein Unternehmen. Deshalb wirken die Berechnungen, die im Kap. 7. 1. (b. I. M. H. 1978) – Zum Beispiel: Hausarbeit (S. 109 – 121) – abgebildet sind, auch so absurd, wenn nicht expertokratisch albern. Das Beispiel, wie ein Baby über längere Zeit die Zeitdisposition des Haushalts bestimmt, zu der noch andere Notwendigkeiten gehören, die nach einiger Zeit von wiederum anderen abgelöst werden und mehr oder weniger ständig veränderte Arbeitsanforderungen nach sich ziehen, habe ich schon berichtet. I. Meta Hülbusch berichtet von einer anderen 'Szene', die mit ständig veränderten Fragen zur Orientierung jahrelang virulent bleibt:

„Wenn wir als Mütter für unsere Kinder die Möglichkeit der Sozialisation ohne Zwang durch Erwachsene (hier sind die ZeitverwalterInnen gemeint / Anm. K. H. H.) schaffen, d. h. ohne ständiges Ausführen, Behüten, Einsperren ihnen die Chance geben, im Rahmen ihrer (begrenzten) Möglichkeiten sich selbst Freunde zu suchen, die Umgebung zu erfahren, sich zu betätigen und dabei zu lernen, an der Erwachsenenwelt teilzunehmen“ (I. M. H. 1978: 71 – 72)

sind wir, die Eltern, der Hintergrund, das sichere Fundament. Das Gegenteil dieser vom Haushalt her gesicherten Selbständigkeit, auf die Kinder sich verlassen können müssen, ist nicht zu kompensieren. Das ist Teil der Erziehung, die Begleitung und Einführung in die Welt, die nur nebenher möglich ist und voraussetzt, dass ich gleichzeitig eine notwendige Arbeit zu tun habe, weil ich sonst in die Abhängigkeit gedrängt werde,

„die Frauen und Mütter zu Voyeuren der Leben ihrer Kinder machen will (K. Struck 1976)“ (I. M. H. 1978: 72).

Das ist genau die unselbständige Rolle, die Mütter und Väter lächerlich macht (s. Erikson, E. H. 1959/1973: 72 – 73) und von GrünplanerInnen mit dem 'Arbeitsplatz Grünfläche' offeriert wird. Aber auch die Zeit stiehlt, weil das nicht der Arbeitsplatz ist, wo – statt gelangweilt und dumm herumzustehen, Arbeit getan werden kann; der Haushalt heutzutage aber auch keine 'Bediensteten' hat. Mit zwei rhetorischen Fragen, die bis heute noch kein Urbanitäter beantwortet hat, fordert I. Meta Hülbusch das damals schon grassierende Urbanitätsgeschwafel heraus (1978: 71):

„ – was habe ich davon? Was haben die Kinder davon?
- was bedeutet 'Urbanität' für eine Mutter mit kleinen Kindern in ihrem Alltag?“

Ein junger Urbanitäter weiß die Lösung:

„Urbanität im Sinne einer arbeitsteiligen Gesellschaft und der Entlastung von Arbeit sowie mit Repräsentation und Stilisierung städtischer Lebensweisen, wie sie etwa Bahrdt beschrieben hat“ (Körner, St. 2017: 143)

Auch H. P. Bahrdt hatte ein Faible für den Markt und die zwanghafte Abhängigkeit davon und nannte das dann 'Öffentlichkeit'. Hannah Arendt widerspricht diesem Ansinnen:

„was man euphemistisch Massenkultur nennt und was in Wahrheit ein Gesellschaftszustand ist, in dem die Kultur zum Zwecke der Unterhaltung der Massen, denen man die leere Zeit vertreiben muß, benutzt, mißbraucht und aufgebraucht wird“ (Arendt, H. 1958/2010: 157 – 158).

Hier, glaube ich, ist es angebracht, auf den Corona-Angstterror hinzuweisen, der die Leere bei stillgelegter Unterhaltungsindustrie als Massenhysterie der Selbstbezogenheit offenbart hat. Die Leere, die behauptet, dass sie von der 'Sklavenarbeit' des Haushaltens befreie, lässt den nicht zu vermarktenden Teil als Abfall zurück. Zeit die jetzt tatsächlich 'sinnlos' ist und 'freie Zeit' hinterlässt, für die es keinen Sinn gibt, weil das Freizeitwohnen keine Gelegenheit fürs Arbeiten vorhält. Wenn wir Virginia Woolfs programmatische Rede 'Ein eigenes Zimmer' und dem Wunsch nach 500 Pfund lesen, werden wir belehrt, dass diese Forderung zum Haushalt gehörte, also diesen nicht abschaffen soll, sondern einen Arbeitsplatz gewährt (Woolf, Virginia 1929/2001: 103ff), mit Zeit, für die Arbeit oder wenn ich mit der Zeit gehaushaltet habe, um Zeit zu haben. Das ist für Lehrende nicht anders. Sie 'müssen' ihre Arbeit als Lehrertun, damit ihr akademisches Nachdenken nicht leerläuft. I. Meta Hülbusch hat diesem Gedanken ganz praktisch Ausdruck gegeben:

„Seit unser ältestes Kind laufen kann, - vorher haben wir gar nicht daran gedacht, das war für uns selbstverständlich – haben wir nur noch Parterre gewohnt, uns auf ebener Erde eingerichtet, mit einem Hof oder Garten, der einzusehen und zuzumachen war. Was sich da zwischen den einzelnen Umzügen jeweils entwickelt hat, war sicher kein Freiraum an sich, aber wir konnten was machen. Die

Kinder wollten spielen, ich wollte Zeit für mich. Also mußte es eine praktische, nicht unbedingt aber ideale Lösung geben.“ (I. M. H. 1983/1997: 81)

Wie sie denn wenig von dem spricht, was die KritikerIn des Haushalts unter ‘Zwangsarbeit’ missachtet, so wie Lehrende gerne über das Unterrichten herziehen, um vom Reisen und Essen zu schwärmen -, sondern hervorkehrt, was dabei wichtig ist. Wie z. B.:

„Viele werden jetzt denken, daß wir jetzt wieder bei der ‘Wäsche im Wind’ angelangt sind. Irgendwie sind wir es auch, aber ‘gesehen durch ein Temperament’ (vgl. Cézanne, P. 1957: 74 / 79). Es hat absolut nichts mit Emanzipation zu tun, wenn ich die Wäsche in den Trockner stecke, nur weil meine Mutter sie auf die Leine gehängt hat. Also: Wenn ich eine Arbeit für notwendig und sinnvoll halte, darf sie auch sichtbar sein, unabhängig von den ästhetischen Bedürfnissen anderer (....). Das Produkt einer soliden Arbeit (ich rede hier von Haus und Hof) ist nie unästhetisch. (...)

Wir können nicht Arbeitsplätze fordern und uns gleichzeitig als Arbeitende unsichtbar machen.“ (I. M. H. 1991: 15 -16)

Thorstein Veblen (1899/1987) spricht da von ‘ökonomischer Schönheit’, die das Bauhaus uns mit seiner geleckten Sauberkeit madig gemacht hat, so dass diese Selbstsicherheit gegen den Marktimperialismus versichert werden muss. Die Ambivalenz des Alltags und der Arbeit für das tägliche Leben, die unmittelbar dem Wachsen, Gedeihen, Erhalten dient, führt uns H. Arendt vor Augen:

„Von solchen Heldentaten (die Reinigung des Augiasstalls / Anm.) ist allerdings faktisch im täglichen Kleinkampf, den der menschliche Körper um die Erhaltung und Reinhaltung der Welt zu führen hat, wenig zu spüren, die Ausdauer, deren es bedarf, um jeden Tag von neuem aufzuräumen, was der gestrige Tag in Unordnung gebracht hat, ist nicht Mut, und es ist nicht Gefahr, was diese Anstrengung so mühevoll macht, sondern ihre endlose Wiederholung.“ (1958/2010: 119)

Der Markt, der verspricht, diese Mühe zu beseitigen, verwandelt sie in Abfall. An anderer Stelle spricht H. Arendt vom

„Segen, den das Arbeiten über ein ganzes Leben bereiten kann, kann das Herstellen niemals leisten, denn es handelt sich hier keineswegs um die immer kurzen Augenblicke der Erleichterung und Freude, die sich einstellen, wenn eine Leistung vollbracht ist. Der Segen der Arbeit ist, daß Mühsal und Lohn einander in dem gleichen regelmäßigen Rhythmus folgen wie Arbeiten und Essen, die Zubereitung der Lebensmittel und ihr Verzehr, so daß ein Lustgefühl den gesamten Vorgang begleitet, ...“ (ebd.: 126 – 127).

Und es ist immer wieder deutlich, dass das Leben mit Generationen das Haus braucht und das Außenhaus, das zudem die Tür in die Welt hat:

„Um an der Seele zu dauern und wachsen zu können, braucht das Kind das Stetige, das Verlässliche. Da muß etwas sein, das nicht versagt. Das Haus genügt nicht, die Welt gehört dazu“ (Buber, M. 1933 / in: Mendes-Flohr, P. 2022: 199).

Das Stetige – Lebens- und Arbeitsort – müssen über die Tage und Jahre verschiedenem Gebrauch und am gleichen Ort auch der Muße, Ruhe, Kontemplation genügen.

„Die Kinder wollten spielen, ich wollte Zeit für mich. Also mußte es eine praktische, nicht unbedingt aber eine ideale Lösung geben.“ (I. M. H. 1983/1997: 81)

Marguerite Duras (1987/1988: 68) sind die 'idealen' Lösungen ein Graus, weil

„die zu gut konstruiert, die zu durchdacht sind, ohne den geringsten Makel, im voraus von Spezialisten durchdacht“,

aber gerade dadurch falsch und unbrauchbar. Im Gegensatz zu den 'praktischen Lösungen', die der Improvisation bedürfen, der Anpassung an den Haushalt und nicht umgekehrt. Dieser Gedanke gehört zu Prinzipien der Sparsamkeit und des Vorrats, die der Reichtum des Haushalts und der Großzügigkeit sind. Wobei Sparsamkeit nicht nur aufs Geld, sondern auch und vor allem auf Zeit bezogen ist. Denn mit der muss man sparsam sein, damit immer noch Zeit zur Verfügung ist, wenn sie nötig wird oder um den Kindern und sich selbst Zeit zu lassen. Denn auch dafür braucht man Zeit. Dafür ist ein Arbeitsplatz nötig, der die Gelegenheiten für die verschiedensten Arbeiten vorhält, sie erleichtert statt sie zu erschweren

„ich möchte versuchen deutlich zu machen, daß gesellschaftliche 'Rand'-Gruppen, zu denen außer den Armen, den Alten auch junge Familien mit mehreren Kleinkindern zählen, durch ähnliche Umweltbedingungen der Armut entgehen können.“ (I. M. H. 1978: 79)

'Armut' besteht am geringsten beim Geld, wenn die Selbständigkeit des Handelns und Arbeitens gewährleistet ist und die Zeit – von zu viel bis zu wenig, nach den Bedingungen des Haushalts selbständig geordnet und gebraucht werden kann. Dafür ist ein Lebensort gut, der – um mit Marguerite Duras zu sprechen, 'Makel' aufweist, oder anders, nicht perfekt und geleckert tut.

„Die Wohnstandortwahl wurde von uns nach den Bedingungen und Anforderungen der häuslichen Produktion durchgeführt. Dies setzte voraus, daß eine Verfügung über das physische Ausgangsmaterial von Innenhaus und Außenhaus, die eine Veränderung und Anpassung an unsere Alltagsorganisation ermöglichte, gegeben war. Das ist in der Regel nur in halbfertigen unperfekten Wohnangeboten durchführbar, die zudem den Vorteil haben, billiger (preiswerter / Anm. K. H.H.) zu sein und damit den Finanzspielraum des Familieneinkommens – ohne ein Mehr an Einkünften – zu vergrößern, also die wirtschaftlichen Existenzbedingungen zu entlasten“ (I. M. H. 1978: 128)

Wie I. Meta Hülbusch später (2008: 31) resümiert, war der

„Ausgang meiner Bestandsaufnahme 1978 meine Situation als vierzigjährige Ehefrau, mit drei Kindern im Alter zwölf, acht und sieben Jahren war. Ich ver-

suchte mit den Augen einer Frau, einer Mutter, mit guter Ausbildung und Berufserfahrung und der Erfahrung häufigen Wohnungswechsels ein Resümée zu ziehen und zu verstehen. Ich wollte mir mit Wissen einen Freiraum schaffen. Dieses Resümée hat für mich immer noch Gültigkeit“.

Wenn sie den Gedanken mit der Feststellung beschließt:

„Der Schwerpunkt ‘Produktion’ ist in seiner ganzen Breite (und Tiefe / K. H. H.) heute aktueller denn je, sowie Denken und Schreiben im ‘Zimmer für mich allein’ – inklusive Zeit für mich, die ich mir allerdings selbst geben muß – bis zur Schaffung einer Subsistenzgrundlage durch die sogenannte häusliche Produktion im Innenhaus und Außenhaus. Das setzt fortwährende Aneignung voraus“ (Unterstreichung K. H. H. / ebd.)

weist sie darauf hin, dass auch hier die ‘Aneignung’ den Gebrauch oder die Inwertsetzung vom Verstehen her auslegt. Was auch die Selbstversorgung (Subsistenz) im Sinne wesensmäßiger Selbständigkeit umfasst. In einer Zeit, da die Abhängigkeit vom Markt die Leere so weit getrieben hat, dass sie von der Unterhaltungsindustrie gefüllt werden muss, wie A. Arendt (1958/2010: 13) voraussagte:

„Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, also die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht. Was könnte verhängnisvoller sein?“

Schon im alten Rom wurde da ‘panem et circenses’ empfohlen.

„Neue Heimaten“

Die politisch-industrielle Fortschrittspropaganda hatte in den 70iger Jahren außer der Atomindustrie – Wyhl, Würgassen, Kalkar, Brokdorf, Borken, Volkmarzen, die Nachrüstung, die Berufsverbote, die Gebietsreform u. s. w., u. s. w., auch noch die Städtebauförderung mit der Stadtsanierung im Köcher. Die sollte den Wohnungs-Altbaubestand abreißen und durch ‘modernen Wohnungsbau’ ersetzen. Damit der Spekulant zu seinem Profit kommt, der mit erhöhten Abschöpfungsraten aus der ‘Reproduktion’ gewonnen wird, werden die sogen. unrentierlichen Kosten vom Protegé Staat übernommen. Gleichzeitig wird mit großzügig geizigen Wohnungsgrundrissen in den Wohnkasernen eine Normierung der Verhaltensdispositionen und eine Forcierung der Abhängigkeit vom monopolisierten Markt erzwungen, der ‘Angriff’ auf den Haushalt betrieben. Die ‘Modernisierung’ hatte nur das Ziel genau die Lebensorte abzureißen, die einen Freiraum für die Interpretation des Gebrauchs ließen, also die Art der ‘Aneignung’ aufzuheben. Die Literatur der 70iger Jahre, damals sogar noch in den Fachzeitschriften, gibt vielfach Auskunft. In Kassel kam dem Abriss des vorderen Westens die Gründung der GHK mit bisher unbekanntem Bewohnergruppen – Lehrende und Studierende – in die Quere, so dass der Chef der Kasseler gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft sich um

1975/76 in der HNA beschwerte, dass seine Geschäftstätigkeit ohne Abriss von Wohnraum beeinträchtigt würde.

Ein Beispiel, wie die Neue Heimat - 'eine sozialdemokratische Utopie und ihre Bauten' (Lepik, A. u. Strobl, H. 2019) – aus dem Stadtteil St. Georg das 'Hamburg Alsterzentrum' zu machen gedachte:

„Ganz im Schöpfergestus einer 'Weltarchitektur' heißt es: 'Und wenn sich seine hohen Häuser (...) im Wasser der Außenalster spiegeln, wird Hamburg stolz darauf sein, dem Städtebau der Welt einen so kräftigen und interessanten Impuls gegeben zu haben' (dies.: 185).

In dieser Festschrift für die Neue Heimat - 'ein von oben besetztes Land' (R. Günter, 1982) - wird Kritik, die alt und zutreffend ist, mit spitzen Fingern in Nebensätzchen verpackt, untergebuttert, die Mietskaserne hochgelobt. Menschen kommen in diesem Opus nur als Statisten, also als Sachen vor. Alles, auch ihr Spielraum ist vorgefertigt. In solchem Arrangement kann sich niemand der Normierung entziehen, so dass diese Beschwerde, von der K. Marx (Kapital, Bd. 2: 510f / bei I. M. H. 1978: 106 – 107) berichtet:

„Nebenbei. Der Herr Kapitalist, wie seine Presse, ist oft unzufrieden mit der Art, wie die Arbeitskraft ihr Geld verausgabt“

nicht mehr nötig ist, weil darüber vorweg und zwangsweise schon entschieden ist. Ist es nicht merkwürdig, dass die modernistischen Monstren irgendwann als 'sozialer Brennpunkt' enden, der wie die 'Pruitt-Igoe-Bauten' (s. Wolfe, T. 1981/1984: 64 / Bild 17) gesprengt, geschleift – oder vornehmer, zurückgebaut werden. Diese im Moment der Herstellung exzentrisch funktionstreu erscheinenden Gebilde des Geschoßwohnungsbaus à la Bauhaus werden nicht mehr funktionsfremd für Neuinterpretationen, nur noch abbruchreif. Sie kriegen keine Patina ehemaligen Gebrauchs. Deshalb ist man in diesen scheinbar zeitperfekten Kasernen mit Lebens- und Alltagserfahrung fremd und bleibt es auch, zieht aus, wenn die Gelegenheit besteht, weil man dann mit seiner Lebens- und Arbeitserfahrung erprobend sich wieder einrichten kann, statt eingerichtet zu werden. Anders formuliert:

„Hier können wir etwas machen, das erstens für unsere Alltagsorganisation notwendig ist und zudem auch noch Spaß machen kann“ (I. M. H. 1978: 128).

Und dann skizziert I. Meta Hülbusch ihre Ideen von den praktischen Veränderungen der Ausgangssituation:

„Der Welt meinen Stempel aufzudrücken, heißt nicht sie zu zerstören, sondern ist eine Frage des Sichtbarmachens des eigenen Umformens“ (I. M. H. 1991/1997: 15 / s. 178: 127 – 130).

Diese Art der Inbesitznahme ist oft nur zeichenhaft, dekorativ, mit Farbe signalisiert, unter dessen Schirm die Vervollständigung erfolgt. Um sich Zuhause zu

machen, wird mit Zeichen und improvisierter Einrichtung begonnen, was dann später etabliert, wie vernachlässigt erscheint und selbstverständlich ist.

„Wenn Planer sich über etwas hermachen“ (I. M. H. 1978: 90),

braucht man sich nicht zu wundern. Es mag ja sein, wie K. Dörhöfer (1990: 19 – 20) der Leserin weismachen will, dass der Entwurf der ‘Frankfurter Küche von Margarete Lihotzky’

„mit einer Erfahrung und Kenntnis für Hausarbeit durchdetailliert worden ist, die äußerst überrascht“.

Doch vom Haushalten, der Arbeit des Haushaltens der Familienfrau hat sie keine Ahnung, keine Ahnung davon, dass die Küche kein industrieller Arbeitsplatz ist. Denn das Kochen ist eine Arbeit, die neben anderen Arbeiten getan wird und auch andere Mitglieder der Familie / Hausgemeinde beteiligt und auch das Außenhaus in Anspruch nimmt. Die Familie ist keine Ich-AG und kein Ein-Frau-Unternehmen wie es allen, die von der ‘Kleinfamilie’ und deren konsumptiver Reduktion palavern, vorschwebt, sondern eine primäre Gemeinde, an der alle Gemeindemitglieder gleichermaßen – nicht gleich, beteiligt sind. Für die Lebenserfahrung der Generationen, auf die sich I. Meta Hülbusch bezieht, ist die ‘Familienfrau’ die Chefin (s. Kaufmann, J. C. 2005 – 2014), die den Takt gibt, in dem die Mitglieder verantwortlich beteiligt sind. Was voraussetzt, dass die Chefin ganz bewusst delegiert, anfordert, wie (z. B.) von den Männern genauso bewusst angefragt und angenommen werden muss. Was in Zeiten von Selbstbezogenheit bei unsicherer Selbstgewissheit anstrengend sein kann. Trotzdem, so erzählte mir eine junge Familienfrau aus der Generation unserer Kinder, muss die Chefin oder der Chef bestimmte Arbeiten für sich behalten, damit sie die Übersicht über Zustand und Vorräte des Haushalts behält. Denn auch hier gilt, dass Mängel an Zustand und Vorräten Geld und vor allem Zeit, also Gelassenheit kosten. Ein Kollege hat mich darauf hingewiesen, dass diese Eigenheit des Haushalts von den Soziologen unter dem Begriff ‘mental load’ verwurstet wird, und dass man sich darin coachen lassen kann, seine ‘geistig-seelische Einstellung’ dazu manipulieren lassen kann, von Leuten, die von der Arbeit keine Ahnung haben. Denn, wenn es darum ginge, die Arbeit zu verstehen und einschätzen zu wissen, wäre es klug, eine Haushaltungs-Schule – falls es sowas in Zeiten bedeutungsschwerer Leerworte noch gibt, zu absolvieren. So viel zu dem, was „Coaching“ genannt wird. Die ‘Frankfurter Küche’ macht vor, wie die Ernährung mit fast food vermarktet, aufgezwungen werden soll. Und beispielhaft, man könnte dazu neigen, das für einen Satirebeitrag aus dem Tollhaus zu halten, empfehlen die Experten des Bundesministeriums f. Wirtschaft (1970: 10 / bei I. M. H. 1978: 112)

„Zur Planung des Einkaufs wird jeweils ... sowie die täglichen Einkäufe der Kinder festgelegt. Hierbei werden günstige Märkte berücksichtigt“.

Den Schlaumeiern ist wohl völlig fremd, dass

„man die Kinder nur zum Kaufmann um die Ecke zum Einkaufen schicken kann, wenn man ökonomisch wirtschaften will, d. h. nicht betrogen werden will“.

Zapf, K. (1969: 239 + 255) empfiehlt, zur Entlastung der Arbeit 'Märkte' u. a.

„Das heißt, die Entlastung ist stets mit Kosten verbunden“ (I.M.H. 1978: 114).

Die Experten produzieren besserwisserische Schikanen – die Stadtplaner, Architekten, Grünplaner, Neue Heimaten-Schlaumeier am Schreibtisch. Anders die Familienfrau Marguerite Duras (1987/1988: 50 – 72):

„... im voraus von Spezialisten durchdacht. Unter Makel verstehe ich das Unvorhersehbare, das die Benutzung eines Hauses offenbart. Das Esszimmer ist groß, weil man dort die Gäste empfängt, während die Küche zu klein ist, zunehmend kleiner. Aber man ißt immer dort, zusammengepfercht – wenn einer hinausgeht, müssen alle anderen aufstehen, aber man hat es nicht aufgegeben. Man möchte die Leute davon abbringen, in der Küche zu essen dort ist es warm und man leistet der Mutter Gesellschaft, die kocht und gleichzeitig redet. Es gibt keinen Raum mehr, wo man wäscht und bügelt, dabei ist er unersetzlich, wie eine große Küche, wie ein Hof“ (dies.: 68).

Die Architekten bauen für ihre Vorlieben und nicht für den Gebrauch. Warum z. B. gibt es – verdammt noch mal seit über 100 Jahren den Normherd, auf den keine zwei Pötte passen, wenn man für 5, 6, 7, 8 Leute kocht und nicht nur ein Junggesellenportionchen Warmgemachtes? Ach - 'Frankfurter Küche'.

„Sich einrichten müssen“

„Die Planungserfahrungen kamen durch 'sich einrichten müssen'.“

konstatiert I. M. Hülbusch (1983/1997: 81) und führt aus, dass es dabei nicht um das Oeuvre des Werks geht – das 'Oeuvre' ist eine Kategorie der Verdinglichung, die Bedeutung ohne Handlung und Handelnde 'besitzt',

„in dem das Handeln ohne den Handelnden, die Praxis ohne ihre Urheber definiert wird“ (Berger, P.L. u. Pullberg, St. 1965: 108).

Im Gegensatz dazu meinte I. M. Hülbusch die Arbeit, die in den Menschen fortlebt.

„Wenn bauen ein 'Prozeß' ist, gebührt den Frauen, als den Meisterinnen des Sich-Einrichten-Könnens die Zuschreibung eines Oeuvres, des Lebenswerks an sich. Wir zeigen den Umgang mit den Dingen, ohne den die Dinge tot sind“.

Das 'Haus ohne Makel' ist wie fast food: man wird eingerichtet, abgerichtet, bevormundet, enteignet. Denn das 'Sich-Einrichten zu ebener Erde' heißt wie bei den Kindern

‘sich selbst Nachbarn suchen, die Umgebung erfahren und dabei Leute und Gelegenheiten kennen zu lernen, sich vertraut machen – mit der Straße, der Nachbarschaft, dem Markt – sich Zuhause machen.’

Eine Arbeit zur Teilnahme an der Kommunalität und deren Konstitution, (s. Troll, H. 2005) zu der der ‘Schlüssel nicht unter der Matte liegt’ (s. Cardinal, M.), sondern im Tor des Außenhauses steckt.

„Ohne Eigentum, wie Locke sagte, können wir mit dem Gemeinsamen nichts anfangen, es ist ‘of no use’“ (Arendt, H. 1958/2010).

Dieses Eigentum, wo ich Zuhause bin, braucht ein Territorium, das sich im ‘Außenhaus’ manifestiert, das – von draußen, vom ‘Gemeinsamen’ her wahrgenommen -, ist der Eingang zum Haus. Vom Haushalt her, also vom ‘Innenhaus’ aus ist das Außenhaus Arbeitsplatz, Aufenthalt, Empfang und Ausgang – alles zusammen, was im Geschoßwohnungsbau unmöglich auf die Dicke des Türblatts zusammengepreßt wird (s. Hülbusch, K.H. H. 1995/2002: 92 ff.) Mir gefällt immer noch der Vortrag, den I. M. H. 1979 beim IDZ gehalten hatte und der von Arch+ nicht veröffentlicht wurde, weil

„Ich (!) wohl als streitbare Bürgerinitiativlerin die Pointen etwas ungewöhnlich gesetzt hatte.“ (I. M. H. 1981/1997 – Lakaienarchitektur: 13) weil es
„um die Handlungsfähigkeit der Leute, die erreicht Ihr niemals mit Eurer Organisation, die wollt Ihr ja auch nicht, geht.“ (I. M. H. 1983/1997: 83)

„Das Außenhaus“ (1979/1997: NB 10: 47 – 51)

Dem Experten bzw. Reduktionisten ist das ‘natürlich’ alles zu viel, was nicht zählt. Dabei ist das Außenhaus der preiswerteste Teil des Hauses. Das weiß auch der Spekulant und Entwerfer, der deshalb die vorenthaltenen ‘Außenhäuser’ in einer Grünfläche zentralisiert und sich dafür als jovialer Wohltäter feiern lässt. Und damit rechnet, in Zeiten noch willfährigerer Regierung – a la Harburger Grüne Ökotechnokraten – die Grünflächen mit Geschoßwohnungsbauten zu verdichten.

Für den Teil des Titels

‘Umbauter Raum’

ist rückblickend eine genauere Benennung in

‘privaten Raum’

angebracht. Wahrscheinlich hatte die Autorin – und nicht nur die – damals den Eindruck, den Menschen damit zu nahe zu treten, eine Schwelle zu überschreiten. Denn aus der Lebenserfahrung in einem Dreigenerationen-Haushalt mit Selbstversorgerbauernwirtschaft war diese Schwelle erst hinter die Küche verlegt, die bei uns Zuhause (K. H. H.) vom Kuhstall und der Waschküche mit

Milchkammer und Gemüsegarten für Bekannte zugänglich war. Und Bekannte, sprich Nachbarn, gab es damals viele. Wobei wir auf

‘Haus und Hof’

wären. Nachdem ich die Fülle der Assoziationen zu ‘Innenhaus und Außenhaus’ mehrmals gelesen, jedes Mal in anderer Folge geordnet und die Begründungen für den Begriff des ‘Außenhauses’ mit vielen Zitaten aus Metas Schriften illustriert habe, war ich jedes Mal mit dem Manuskript unzufrieden. Es war nicht falsch, aber es war auch nicht richtig, nicht ganz zutreffend, was sich abgebildet hatte. Bis mir dann deutlich wurde, dass ich nicht nur anders lese als Meta schreibt, meine Art der Rezeption nicht einen anderen Gegenstand, sondern eine andere Dramaturgie der Erinnerung zum Ausdruck bringt. Was dann auch viele unserer Streite, die wir fast immer einsichtig und fruchtbar zum Abschluss brachten, verstehen ließ:

„Sie konnte aber auch gut streiten ... - auch gegenüber Freundinnen (und auch gegenüber Kiwi, wie viele von uns immer mal miterleben durften)“

berichtet Käthe Protze in ihren Erinnerungen (2022: 8) an Meta. Ich komme später darauf zurück, weil diese Beobachtung im Hinblick auf die Indizienkunde eine Unterscheidung zwischen der verständigen KennerIn, also der BeobachterIn und der KönnerIn, die gerne als ‘Betroffene’ dümmlich herabgesetzt wird, nötig macht. Das ‘ganze Haus’ ist historisch-rechtmäßig ‘Zubehör der Hofstatt’ ist bei L. Kuchenbuch (2013: 153) zu lesen. Dem fügt er hinzu, dass

„dem Haus zwar als dinglichem Gegenstand Beachtung geschenkt wird, nicht jedoch als rechtlichem, wirtschaftlichem und sozialem Bedeutungsträger..... Den Siegeszug der Hofstätte zum Rentenindex des Betriebes (also des ‘Hofes’ / Anm. K. H. H.), das ist meine These, konnte das Haus weder hindern noch beeinflussen“ (ders.: 157).

Im Notizbuch 93 (2021) mit K. Protzes Erinnerungen an Meta, sind Beiträge von B. Gehlken bzw. B. Sauerwein zur neueren Agrarstruktur abgedruckt, die im weitesten Sinne nur noch die Verhältnisse der industriellen Agrarproduktion mitteilen, bei der das ‘Haus’ (i. w. S.) nicht mehr beteiligt ist. D. h. es gibt zum Hof keine Haus-Wirtschaft mehr. Die ist vom Betrieb geschieden. Vom Betrieb, der steuerlich nach Ausgaben – Einnahmen und Gewinn und Verlust veranlagt wird. Das war für den Bauernhof bis in die 60iger Jahre anders. ‘Haus und Hof’ galten als Einheit, die nach Bodenklimazahl und Wirtschaftsfläche steuerlich pauschal d.h. ohne Buchführung veranlagt wurde, so dass die Beteiligung der Familie am Ertrag des Hofes nicht aufgerechnet wurde. Erst um 1955 begannen mit der Aufnahme von Krediten für den Erwerb von Maschinen und Traktoren (Noch-) Bauern die Buchführung einzuführen, um Kredit- und Investitionskosten steuermindernd absetzen und den Weg zum Wachstumsbetrieb

beschreiten zu können. Bis dahin waren 'Haus und Hof' eine betriebliche Einheit und nicht Ausdruck einer irgendwie charakteristischen Architektur oder eines Ortes. Was übrigens auch für die 'gewerblichen Haus- und Hofwirtschaften', bei denen die Wirtschaftsgebäude der Bauernwirtschaft z. T. durch Werkstätten ersetzt werden, galt. Hier aber war der Betrieb steuerpflichtig, während die Selbstversorgerbauernwirtschaft zum Haushalt, der nicht der Steuer unterliegt, gehörte. D. h., die Arbeit, die wir für uns selbst tun, selbst wenn sie von den Marktfetischisten als Schwarzarbeit betrachtet wird, ist nicht steuerpflichtig. Noch haben die Staatsbürokraten sich an diese Vermarktung nicht ran getraut und gehen stattdessen den Weg der Entmündigung (durch Experten) und den Entzug der häuslichen und familialen Arbeitsplätze. Die bäuerliche Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der Bauernfamilie, deren Arbeitsplatz 'Haus und Hof' waren, gibt es nicht mehr. Das gilt auch für alle möglichen Formen der Selbstversorgungsbauernwirtschaft und erst recht der Nebenerwerbswirtschaft mit Veredlung und Direktvermarktung, der G. Schneider eine ominöse, wie sie es nennt

„sozialökonomische Wertschöpfung auf Hofebene und in der Region“ (2007: 128)

vermacht, die offenbar trotz geldwertem Einkommen sowas wie Selbstversorgung (Subsistenz) sein soll. Die Institution 'Haus und Hof' gibt es nicht mehr, weil es keine Bauernwirtschaften mehr gibt. Die Selbstversorger-Bauernwirtschaft Gewerbetreibender ist materiell geschieden vom Gewerbebetrieb. Es gibt den Betrieb, es gibt das Haus für die Hauswirtschaft mit der Familienfrau als Chefin des Dreigenerationenhaushalts. Und dann gibt es den Zweigenerationenhaushalt der Industriegesellschaft, der – wie wir allenthalben lesen können, kein Arbeitsplatz mehr ist und den Menschen keinen Lebensort mehr zubilligt.

Mit der idyllischen Metapher von 'Haus und Hof', so flott sie sich anhören lässt, ist heute kein Blumentopf zu gewinnen. Die Vorstellung von der Idylle ist nicht nur falsch, sie ist unreal und hat, weil sie immer herumgeistert den klar angelegten Blick getrübt. Statt nur dem Gebrauch von funktionsfremd gewordenen älteren Gestaltungen für den Arbeits- und Lebensort der Zweigenerationenfamilie nachzuspüren – also dem Ort, an dem Meta in einer charakteristischen Lebenssituation darauf aufmerksam wurde und dann dem Phänomen und dem gesellschaftlichen Hof der Verdrängung nachforschte, die darin wortreich versteckte Ungerechtigkeit aufdeckte – wäre es angemessen gewesen, die kanonischen Merkmale von 'Innenhaus und Außenhaus' und die Regeln für deren Nachahmung zu finden. Das hieße unter der Maßgabe der immer angemessenen Sparsamkeit auch die Maße für die Organisation von 'privatem und sozialem Raum', die Prinzipien der Organisation des Außenhauses zum Innenhaus sowie 'zur allen gemeinsamen Welt' (H. Arendt) und die Qualität im Sinne der Brauchbarkeit in Abhängigkeit von der Quantität zu bezeichnen. Für

das Reihenhaus haben wir (s. z.B. NB 80 / Das Haus – 2013) in der Folge vieler Beiträge die Tüchtigkeit des Vorhofes / Vorgartens samt Hochparterre mit Außentreppe als Zugang in den 'kommunalen Freiraum' erkundet und beschrieben. Der 'Hausgasse' (Hülbusch, K. H. 2004: 188 – 190), dem Weg hinter das Innenhaus, der ziemlich unpraktisch störend ist, sind wir dagegen still und heimlich aus dem Wege gegangen. Da haben wir uns ein bisschen dumm auf den Meriten von 'Innenhaus und Außenhaus' ausgeruht bzw. geschlafen.

John Berger (1979/1982: 271) beschreibt die Folgen, die aus der Machtlosigkeit des Haushalts gegenüber der 'Hofstätte als Rentenindex', also gegenüber dem Betrieb, bis heute wirksam sind.

„Erst mußte er die Arbeit für seinen Herrn verrichten, dann die für sich selbst. Auch wenn er Naturalien entrichtete, der Anteil des Herrn ging vor gegenüber den Grundbedürfnissen seiner Familie. Wäre das Wort nicht zu verharmlosend angesichts der kaum vorstellbaren Arbeitsbelastungen, die dem Bauern auferlegt sind, könnte man sagen, daß die erzwungenen Abgaben die Form einer dauernden Benachteiligung annahmen. Wenn die Familie den schon ungleichen Kampf mit der Natur aufnehmen mußte, um mit ihrer eigenen Arbeit ihren eigenen Unterhalt zu verdienen, so geschah das trotz der Benachteiligung.“ (Unterstreichung / K. H. H.)

Auf der einen Seite finden wir all die Vorwände und

„das Gerede von der vielen freien Zeit der Familienfrauen und deren geringen Nutzen für die Gesellschaft“ (I. M. H. 1978: 120),

wenn es bewusst oder unbewusst darum geht, die Arbeit des Haushaltens,

„die für die Konsumtion nötige Familienarbeit“ (I.M. H. 1978: 104)

zu substituieren und der Vermarktung verfügbar zu machen. I. M. Hülbuschs Forderung, den 'Randgruppen, den Armen, den Alten, den Familien mit Kindern' (I. M. H. 1978: 79) das 'Innenhaus und Außenhaus' als ihren Lebens- und Arbeitsplatz zuzugestehen, der die Gelegenheiten für die Arbeit vorhält, schützte diese 'Randgruppen' vor Armut. Und sie denkt an diese immer noch manifestierte Benachteiligung, die nicht mal wahrgenommen wird und immer noch

„von lehroffiziellen konsumptiven Kompensationsprogrammen“ (I. M. H. 1978: 128)

a la Spithöver, Körner und anderen als 'kleinbürgerlich' weggeredet wird. Die 'historische Stellung' des Hauses bzw. des Haushalts blendet die Arbeit (i. S. H. Arendts) im Gegensatz zum Hof und dessen Erntewirtschaft für die Herrschaft bis hin zum Markt, wie selbstverständlich aus. Die Krokodilstränen, die

allenthalben der mangelnden Anerkennung des Haushalts nachgeweint werden, reduzieren den Haushalt auf die vermarktbareren Anteile, statt von den

„Bedingungen und Anforderungen der häuslichen Produktion (...) , die eine Veränderung und Anpassung an unsere Alltagsorganisation ermöglichte, auszugehen: (...) Das ist in der Regel nur in halbfertigen und unperfekten Wohnangeboten durchführbar, die zudem den Vorteil haben, billiger zu sein und damit den Finanzspielraum des Familieneinkommens – ohne ein Mehr an Einkünften – zu vergrößern – also die wirtschaftlichen Existenzbedingungen zu entlasten“ (I. M. H. 1978: 128).

Die Selbständigkeit des Haushalts, das Prinzip der Subsidiarität setzt voraus, dass über die Arbeit, die Zeit, die Mittel entschieden werden kann, nicht vorweg zwangsweise, wie das die 'Wohnlandschaft' (s. b. I. M. H. 1978: 104 – 108) tut, schon entschieden ist; die 'Wohnlandschaft', die zum Vorbild die '(groß)bürgerliche' Wohnung hat, in der es so sein mag, dass nur noch der Konsum verwaltet wird. Und mit Sicherheit wird auch hier der Haushalt

'der Familie erhalten, unterhalten'.

Denn, so M. Duras (1988: 60):

„Die Frau kümmert sich um alles im Haus.“

I. Meta Hülbusch erinnert an die Aufhebung der Bergarbeitersiedlungen mit 'Innenhaus und Außenhaus', deren Abriss und den zwangsweisen Umzug in den Geschoßwohnungsbau (z. B. Duisburg-Neumühl). D. h., wo es sich durchsetzen ließ, wurden die für den Alltag eingerichteten altertümlichen 'Haushalte' abgerissen und die Menschen in den Geschoßwohnungsbau zum Freizeitwohnen verfrachtet. Die Vorstellung der bürgerlichen Familie, die Habermas vermittelt und z. B. nicht nur mit I. Weber-Kellermanns Kolportage in den Blindflecken des 'Haushalts' übereinstimmt, gilt für die 70iger Jahre jedenfalls nicht so uneingeschränkt, wie getan wird. Dazu mußte nicht nur die Neue Heimat ihr beträchtliches Scherflein an Zwangsvertreibung (Stadterneuerung, Stadtsanierung) beisteuern. Den Haushalt zu erklären oder gar vorrechnen zu wollen, ist ein absurdes Unterfangen. Auf der Suche nach einer Anleihe bin ich leer ausgegangen und i. d. R. wie z. Beispiel bei I. M. Hülbusch im Kapitel 'Hausarbeit' (109 ff.) oder bei M. Duras beispielhaft geblieben, weil der Haushalt nicht der Einrichtung einer Werkbank, an der Stunde für Stunde dasselbe gemacht wird, folgend zu kalkulieren ist. So erzählen denn alle Berichte von Haushalten eine der vielen zugehörigen Begebenheiten, deren kürzeste heißen könnte:

'Am Tisch sitzt jemand mit einer Tasse Kaffee und denkt nach. Es kommt ein Kind rein, setzt sich dazu und erzählt. Noch jemand kommt, kriegt 'ne Tasse Kaffee und es wird überlegt, was als nächstes zu tun ist und das Kind mitmachen kann, u. s. w., u. s. w.'

So wird die Arbeit getan, gelernt, erzogen, ins Leben eingeführt, gelebt. Und dies setzt die Gelegenheit des Arbeitsplatzes von 'Innenhaus und Außenhaus' voraus. Die Soziologen machen uns weiß, dass die Herstellung für den unmittelbaren Konsum vom Markt übernommen wird und den Haushalt entlastet, so dass dieser keine Gelegenheit mehr als Arbeitsplatz und Lebensplatz bieten muss. Sie übersehen gerne und wohlgefällig, dass die 'industriellen' Angebote von Konsumartikeln und Dienstleistungen eine Segregation des Alltagslebens nach der Kondition der Angebote erzwingt. Die Art kalkulierter 'Fertigung' produziert irgendwelche Einzelwesen.

Das Votum für Innenhaus und Außenhaus als Lebens- und Arbeitsort des Haushalts der Familie gilt insbesondere den Kindern, der ins Leben noch hineinwachsenden Generation, die jedes für sich mit einem Gegenüber Vertrauen in das Leben und darüber hinaus die Mittel und Wege zu leben erlernen müssen. Was Geduld braucht. Wenn I. Meta Hülbusch, nachdem sie die Geschichte von der Rachitis und deren Verhinderung (1978: 67) erzählt hat, von der Warte der Mutter her fragt

„Sollten wir nicht um unser gutes Gewissen kämpfen?“

geht die Frage an die FreiraumplanerIn und ihr Arbeitsethos. So wie ich den Stuhlmacher eben nicht entlasten kann, wenn er ein unbrauchbares Möbel herstellt. Es ist keine Frage der Kosten, die häusliche Gelegenheit des Haushalts vorzuhalten, zuzugestehen, sondern der handwerklichen Einsicht, die vom Gebrauch aus zu verstehen ist. Auf der Suche nach einer schönen Darstellung zur Unhandlichkeit des Haushalts, las ich folgende Passage:

„denn gerade im Grünland heißt 'Naturschutz' treiben (...) im Kern, etwas direkt wollen, was man so direkt nicht wollen kann, weil es wesentlich Nebenprodukt ist“ (Stolzenburg, J. 1996: 298 in Gehlken, B. 2022: 200).

Dieses Nebenprodukt ist trotzdem und gleichzeitig ein sicheres Zeichen, dass die Arbeit für die Ernte gut getan ist, die BäuerIn ihr Handwerk versteht. Wenn wir von gut 'erzogenen' Kindern sprechen, dann begegnen wir in ihnen einer absichtslosen Absicht, die mit und in der notwendigen Arbeit des Haushaltes weitergegeben wurde. Wenn wir den Haushalt von der notwendigen Arbeit entleeren, geschieht dasselbe, wie wenn wir dem bäuerlichen Grünland die Ertragsabsicht heraus amputieren. Haushalten und Bauern widersprechen jeder Art von ökonomistischer Kalkulationen. Sie werden dabei unbrauchbar und lenken nur ab.

„Es ist eine beeindruckende Arbeit, einen Haushalt zu führen“ (Duras, M. 1988: 61).

Das Prinzip der 'Sparsamkeit' – in allem, was nötig ist und getan werden muss, korrespondiert mit Großzügigkeit, die aus der Zeit der Selbstversorgerbauernwirtschaft herkommt. K. Protze (2021: 10 – 11) weist auf diese Gastlichkeit hin, die mit dem Zweigenerationenhaushalt nur noch vermittelt vorkommt. Auffällig ist bei historistischen Berufungen auf 'Haus und

Hof', dass die Abhängigkeit, die rechtmäßige Unselbständigkeit des Hauses zum Hof wie selbstverständlich (siehe: Weber-Kellermann, Wittfogel, Brückner / b. I.M.H.) beim Wechsel vom 'Oikos des großen Hauses' zum Zweigenerationenhaushalt der Haushalt in Nichts aufgelöst ist; bestenfalls eine Art Verwaltungsstelle des Markts ist. Merkwürdig. Wir finden diese Hilflosigkeit gegenüber M. Duras' Preislied des Haushalts allenthalben, bestenfalls verdrängend, herabsetzend, in eine Rechnung setzend, wie z.B. G. Schneider (2007: 115 – 132) damit 'fertig' werden will. Indem sie dem vermarktbar Rest aus der ehemaligen Bauernwirtschaft die

„sozioökonomische Wertschöpfung auf Hofebene“ (: 128)

unterschiebt, versucht sie dem Haushalt eine ökonomistische Anrechnung zuzuweisen, die aus der marktorientierten Nebenerwerbswirtschaft resultiert. Und genau das ist nicht und war nie der Haushalt, sondern immer (Teil) des Hofes, der 'Hebungsbasis oder Einkommensindex' (Kuchenbuch, L. 1988/2013: 155). Der Haushalt hat, einen Gedanken J. Bergers von der Bauernwirtschaft anwendend, eine Ökonomie außerhalb der (rechnerischen) Ökonomie des Indizes. Das 'Eingeständnis', dass es am Haushalt eigentlich nichts zu profitieren gibt, regt wohl dazu an – immer mal wieder und nebenbei, die 'Wertschöpfung durch Hausarbeit' (s. u. a. Dörhöfer, K. 1990: 15) hervorzukehren und indirekt dem Markt anzubieten und damit an 'gute' Argumente für die Reduktion des 'Hauses' zur 'Wohnung des Konsums' zu kommen. Die heutzutage, wie Bärenweiler, R. und Cordts, H. J. 1992 schon nachwies, in jedes Einfamiliengebäude gebaut wird. Übrigens – und das durchaus absichtslos – gibt es für 'Haus und Hof' der Dreigenerationenhaushalte gewerbetreibender Handwerker, Händler mit Selbstversorgerbauernwirtschaft, die bis 1970 / 1980 noch häufig waren, keinen Kanon der Organisation von 'Innenhaus und Außenhaus' zueinander. Es ist, wie auf dem Bauernhof, einfach mehr oder weniger Platz da. Weil es keine Tradition gibt, die vom Haushalt ausgehend begründet wäre, gibt es für die städtische Bebauung nur die Vorstellung vom Taut'schen 'Außenwohnraum' für die Freizeit und den Konsum.

Erfahrungen.

In einem Dreigenerationenhaushalt, wie sie zu unserer Zeit auch noch auf vielen Bauernhöfen bis in die 70iger Jahre bestanden, ist I. Meta Hülbusch groß geworden. Sie war mit dem 'Oikos des großen Haushalts' vertraut, kannte und konnte den Haushalt inkl. der winterlichen Vorratswirtschaft, erlebte wie Kinder in der postfigurativen Kultur an die Hand genommen und geduldig groß werden, wieviel Zeit da ist, Vertretungen für die Zeit zu fragen sind. Eine Welt, in der viele Kinder und viele Erwachsene leben. Viele davon übernehmen mit verschiedener Bedeutung und wechselnder Intensität die Rolle von vertrauten Nebeltern, zu denen insbesondere die Eltern der Spielfreunde, Nachbarkinder gehören. Wenn Meta das Bild

„ich konnte mir nichts Schöneres für mich vorstellen, als daß die Kinder ungestört und vergnügt spielten und ich in der Zeit ungestört und vergnügt schrieb“ (I. M. H. 1987/1997: 85)

aufschreibt, denkt sie an Kinder- und Jugendtage ebenso zurück wie an ihre Erfahrung als Familienfrau, Nachbarin und Beobachterin. Die Durchlässigkeit des 'Außenhauses' ist der allgegenwärtigen Nachbarschaftshilfe zu verdanken, die

„dabei häufig als eine Art gegenseitiger Versicherung, als eine Form der Risikostreuung, als ein praktischer Weg, Geräte, Dienstleistungen und Arbeitskräfte auszutauschen,, (fungiert)“ (Mak, G. 1996/2014: 180)¹³

Mit jeder Übernahme aus der Arbeit des Haushalts zerstört der Markt der Waren und Dienstleistungen die Kenntnisse, Verfahren, Anlässe, Gelegenheiten für diesen sozialen Tausch des Wissens und Tuns, macht – um darauf zurück zu kommen, das Alltagsleben lernleerer. Wenn wir von der Erfahrung (gleich unter welchen strukturellen Konditionen) ausgehen, dass 'Innenhaus und Außenhaus' den Haushalt erleichtern und selbstbestimmter sein lassen, ist das ein guter Grund, diese Gelegenheit, im Gegensatz zur restriktiven Wohnung, vorzuhalten, weil wir trotz allem nicht an der Arbeit für das tägliche Leben vorbeikommen. Die Gelegenheit macht zwar nicht den Gebrauch, aber – und das ist wichtig, macht ihn möglich, weil es ihn nicht behindert. Doch ohne eine Ahnung von der Arbeit, also den Haushalt durch Erziehung an genau diesem 'Ort' gelernt zu haben, erkennt man die Brauchbarkeit nicht, kann nichts damit anfangen, letztlich nicht ins 'Handeln kommen' (s. Sauerwein, B. 2021: 187).

Der Haushalt der Zweigenerationenfamilie.

Der Dreigenerationenhaushalt der postfigurativen Kultur hat idealtypisch in der Bauernwirtschaft sein Zuhause. Die 'Hofstatt', diesen Begriff nach L. Kuchenbuchs Überlegungen statt der vieldeutig missverständlichen Metapher von 'Haus und Hof' übernehmend, ist gültig über die Ernte aus der Bauernwirtschaft, die 'zur Not' auch die Ernte aus der Selbstversorgung in Beschlag nimmt. Das Haus, der Haushalt ist Teil der Hofstatt und hat keine selbständige Rechtsstellung. Deshalb ist es fast 'selbstverständlich', dass beim Wechsel zur Zweigenerationenfamilie der 'kofigurativen Kultur' der Haushalt nach der Wahrnehmung der Beobachter 'unnötig', 'abgeschafft', 'substituiert' wird. Ein bis in die 70iger Jahre allgemein verbreiteter Typus des Dreigenerationenhaushalts waren Handwerker- und Gewerbewirtschaften mit Selbstversorgerbauernwirtschaft. In einem solchen Haushalt, der gegenüber dem Gewerbebetrieb eigenständig und im Bautypus hervorgehoben war, ist I. Meta Hülbusch groß geworden. Der Haushalt der Gewerbe-/ Handwerkerwirtschaften war, so haben wir das als Kinder und Jugendliche wahrgenommen – das galt auch für die Haushalte der ökonomisch etablierteren Bauernwirtschaften dieser Zeit,

¹³ Mak, G. 1996/2014 – Wie Gott verschwand in Jorwerd. München.

gegenüber dem 'Betrieb' zu- und selbständig für alle Arbeit, die der Haushalt einer Mehrgenerationenfamilie erheischt. So konnte sie als 'Familienfrau' die Veränderungen und Restriktionen, die mit dem Wechsel zum Zweigenerationenhaushalt erfolgten, unmittelbar vergleichen. In 'Innenhaus und Außenhaus' sind Hinweise zu den Folgen und Auswirkungen der 'Veränderung des Personals' alle paar Seiten eingeflochten. Was besonders wirksam ist, ist der Verlust der Großeltern-Generation und deren Zeit sowohl für die Erziehung der Enkelgeneration also auch der ehemals wichtigen Selbstversorgerbauernwirtschaft. Die wird in der Diskussion zu "Innenhaus und Außenhaus", lieb geworden, mitgeschleppt, obwohl sie aus Mangel an Arbeitskraft nicht in Betracht gezogen werden kann – ganz abgesehen von mangelndem Können und lebensgeschichtlicher Arbeitserfahrung. Zusammenfassend:

Der Mehrgenerationen-Haushalt ist soziokulturell und sozialpsychologisch in der Agrarkultur Zuhause, „in der Kinder primär von ihren Vorfahren lernen“, so daß die Gesellschaft „ihre Kontinuität aus den Erwartungen der Alten und dem Umstand bezieht, daß die Erwartungen der Jungen fast unauslöschlich eingepägt werden“ (nach M. Mead 1974 / bei I. M. H. u. Lasker-Bauer, U. 1978/1997: 44).

Der Zweigenerationen-Familie der 'kofigurativen Kultur' fehlt die Großeltern-generation, deren sozialpsychologische und Arbeitserfahrung und Zeit für den Haushalt. Mit der Durchsetzung der Zweigenerationen-Familie fehlen für fast alle Situationen

'verbindliche Maßstäbe für deren soziale Regulation' (Brückner, P. 1973: 99 / bei I.M. H. 1978: 32).



Abb. 3 (links) Vincent van Gogh - 1890 Erste Schritte (nach Millet)

Abb. 4 (rechts) Georgios Jakobides –1893 - Erste Schritte (2.Version)

Das Wort von der 'Unbestimmtheit als Zeitsignatur' deutet die Situation, in der die 'Außenlenkung' (Riesmann, D. 1956), die Welt aus Propaganda und Meinungen das traditional gelernte Verständnis (Innenlenkung) ablöst und durch Klischees ersetzt (Gehlen, A. 1957/1966: 47). Diese Veränderung ist nicht nur an der Dominanz der Zweigenerationenfamilie abzulesen, sondern auch an der Einwohnerstatistik, die vor 1970 einen Anteil um 40% der Einwohner als 'landwirtschaftliche Bevölkerung' auswies, der heute um die 5% beträgt, die ebenfalls dem Typus der städtisch-industriellen Sozialisation entspricht. Bis auf die bäuerliche Selbstversorgung bleiben dem Zweigenerationenhaushalt alle anderen Arbeiten des täglichen Lebens erhalten und sind ohne die Beiträge durch Groß- und Nebeltern zu organisieren. Für diesen familialen Lebens- und Arbeitsplatz prägte I. Meta Hülbusch den Begriff von

'Innenhaus und Außenhaus',

wo vom Innenhaus her, also vom

'privaten Raum aus, der soziale Raum'

bedacht wird. In dieser Konstellation erhält das Außenhaus – der private 'soziale Raum', über die Gelegenheit als Ort der Arbeit und des Handelns hinaus den Schlüssel zur 'allen gemeinsamen Welt':

„kein Teil der uns gemeinsamen Welt wird so dringend und vordringlich von uns benötigt wie das kleine Stück Welt, das uns gehört, zum täglichen Gebrauch und Verbrauch. Ohne Eigentum, wie Locke sagte, können wir mit dem Gemeinsamen nichts anfangen, es ist 'of no use' (Arndt, H. 1958/2010: 86).

Inge Meta Hülbusch (1991/1997: 13) formuliert das handfest praktisch, weil

„nur dort, wo wir etwas zu sagen haben, uns auch die Aneignung gelingt. Und daß wir auch dort nur sichtbar werden, wo wir uns etwas angeeignet haben,“

da man nur dort Zuhause werden kann und an der Bildung der Kommunalität teilnehmen kann. Es fällt immer wieder auf, dass der Hof zur 'Hofstätte', (s. L. Kuchenbuch) und der Hof zur 'Werkstätte' von außen her gesehen werden, aus der Beziehung zum Markt. Das Außenhaus wird dagegen vom Innenhaus bzw. vom Haushalt her bestimmt. Das könnte erklären, warum die gewohnte Außenansicht das 'Außenhaus' übersieht. Außer den vielen guten Gründen fürs Außenhaus, das immer zu knappe Platzangebot des Innenhauses zu ergänzen und zu erweitern, lässt es zudem auch die Wahl zwischen sozial verschieden charakterisierten Orten und sogar zwischen Sonne, Wind und Regen oder Dach über dem Kopf. Jedenfalls und entgegen aller Unkenrufe bleiben dem Zweigenerationen-Haushalt alle Arbeiten des Dreigenerationen-Haushalts – bis auf die bäuerliche Selbstversorgerwirtschaft – erhalten. Der Lebensort ist ihm also, statt über Einschränkungen nachzudenken, ziemlich

vollständig zuzugestehen. Wobei es auf die Qualität des Ortes mehr ankommt als auf die Quantität. (s. Hülbusch, K. H. 1991: VI – VII). Das ‘Außenhaus’ (I. M. Hülbusch 1978) ist also

„eine sachliche Gegebenheit, die etwas – konkret Straße und Haus (von innen nach außen gesehen also Haus und Straße / Anm. K. H. H.), die Sphären des Privaten und des Öffentlichen, die Interessen des Einzelnen und die Aller in einen Zusammenhang setzt (Hülbusch, I. M. 1978), der von seinen Teilen her nicht begriffen werden kann“ (Lühns, H. 2023 – Symposiumsbeitrag in diesem Notizbuch).

Das ‘Außenhaus’ zum Haushalt wird immer nur implizit bedacht, als ‘Zubehör des Zubehörs’ – um der Regelung nach L. Kuchenbuch zu folgen. Wenn der Bauernhof abgeschafft wird, entfällt das ‘Zubehör des Zubehörs’ und wird zur Grünfläche mit Wohnung verkleinlicht. Wird gar, um die Trennung von Haushalt und Agrarbetrieb hervorzuheben, ein Einfamiliengebäude mit Wohnung und Grünfläche hergestellt, wird die konsumptive Einstellung deutlich repräsentiert (s. b. I.M.H. 1978: 128).

Verwirrend sind bei aller eindeutigen Klarheit von I. Meta Hülbuschs Argumentation und Beweisführung zu ‘Innenhaus und Außenhaus’ die Neuerung der Orte und damit die heranzitierten Vorbilder der Organisation des Bauens für das Haus. Regina Helbig hat (1999: 87) eine definitive Klärung mit Bezug auf die Haushufe, die im engeren Sinne auch I. Meta Hülbuschs ‘Vorbild’ darstellt, vorgeschlagen. Grundlegend bleibt jedoch für die Organisation von ‘Innenhaus und Außenhaus’ die zur Zweigenerationen-Familie veränderte Sozialökonomie und Sozialpsychologie des Haushalts und die Übernahme der ganzen Arbeit für – zunächst wenigstens, die Familienfrau. Aus diesem Grunde wird das Außenhaus vom Innenhaus / dem Haushalt aus überlegt und gelebt und nicht, wie zu Zeiten des agrarkulturellen Dreigenerationen-Haushalts, aus der Außenbetrachtung. Diese Verkehrung der Blickrichtung mag einer der Gründe sein, warum das Außenhaus nicht in Betracht gezogen wird. Ob Einfamiliengebäude mit Grünfläche oder Geschoßwohnungsbau mit Grünfläche, was die Experten fürs Bauen anbieten ist die Wohnung, die, wie so unmotiviert verkündet wird, zur ‘Landschaft’, ‘Wohnlandschaft’ mutiert. Aus älterer Funktionsbestimmung sind Organisationsformen aus der ‘Haus und Hof’-Periode auf uns gekommen, auf die das ‘Innenhaus und Außenhaus’ zu übersetzen ist. Es sind – vor allem aus ärmlichen Nachkriegs- und Notzeiten (z. B. die sogen. Ostpreußen- u./o. Schlesiersiedlungen) Anleihen an Hausorganisationen nachgeahmt worden, die für Haushalte mit Dreigenerationenfamilien und bäuerlicher Selbstversorgung gedacht waren. Jedenfalls sind es diese dysfunktional gewordenen Bauorganisationen, die, wann immer Beispiele zu ‘Innenhaus und Außenhaus’ skizziert werden, zitiert werden.

„Das Experiment, ein Außenhaus zu machen, geht von der Notwendigkeit aus, die ‘persistenten Kulturwerke’ (E. Neef 1950) zu befragen. Man ändert, erweitert,

organisiert erst um, wenn man weiß, was man damit anfangen will“ (I. M. H. 1978: 132).

Ganz bewusst wird hier statt des ‘Außenwohnraums’ das ‘Außenhaus’, nicht die Verlängerung der Wohnlandschaft unter freiem Himmel, sondern die Erweiterung und Differenzierung des Arbeitsplatzes für den Haushalt im Außenhaus betont.

„Der Ort der Erholung von Erwerbsarbeit“ (Dörhöfer, K. 1990: 20)

hat in dieser Sinngebung keinen Platz und braucht auch keinen, weil der Haushalt notwendig ist und vorgeht.

Die Arbeit bleibt.

Wie viele Frauen ihrer Generation ist I. Meta Hülbusch in einem Dreigenerationenhaushalt groß geworden und hat, was die Feministin als Makel ansieht, die handwerkliche Fähig- und Fertigkeit einen Haushalt zu führen gelernt. Wenn sie von der Arbeit schreibt, dann weiß sie wie und was das ist. Sie kann die Arbeit und kennt den Unterschied der Organisation des Dreigenerationenhaushalts der ‘postfigurativen Kultur’ und des Zweigenerationenhaushalts der ‘kofigurativen Kultur’

„in ihrer einfachsten Form ... eine Gesellschaft, in der die Großeltern nicht mehr präsent sind“ (Mead, M. 1974: 63 / bei I.M. H. u. Läscher-Bauer, U. 1978/1997: 45).

Was nicht nur das Arbeitsvermögen der Familie kleiner macht, die Selbstversorger-Bauernwirtschaft und die Vorratswirtschaft aufhebt, sondern vor allem die Zeitverfügung knapp macht auch

„die von den Männern der Industriegesellschaft ... uns Frauen aufgezwungene Immobilität durch Ausfall der Großeltern als Familienmitglieder und damit auch Miterzieher unserer Kinder, uns stärker mit den Realitäten unserer Gesellschaft, unserer Umgebung konfrontiert“ (I.M. H. u. Läscher-Bauer, U. 1978/1997: 47).

Mit dem Klischee ‘Kleinfamilie’ werden Ursachen, Folgen und Folgerungen aus der Veränderung der Familienkonstellation beim Wechsel von der Agrarkultur und deren (nicht nur baulichen) Kulturwerken – also vom Feudalismus zur Industriegesellschaft ausgeblendet (s. Gehlen, A. 1957/1966: 87). Während sich die Erwerbstätigkeit radikal verändert und das Herstellen (Produzieren) weitgehend entfremdet erfolgt, bleibt der Haushalt und seine Arbeit aber dennoch in einer merkwürdig selbstbestimmten Fremdheit erhalten. Nicht in gewohnter Form zwar, sondern in einer ‘selbstbestimmten’ Fremdheit, die durch ‘Außenlenkung’ suggeriert wird, wenn die Familie sich nicht einig in der Annahme der Arbeit (s. Gronemeyer, M. 1977/ bei I.M. H. 1978: 127) und der Zurückweisung der Bevormundung durch die Experten über die ‘Befreiung“

von der Arbeit ist, die Familienfrau alleine gelassen wird. Dann ist die Selbständigkeit des Haushalts mit den verführerischen Angeboten des Markts und der Bürokratie emotional leicht zu unterwandern (s. Wehler, H.-U. 1991/1995: 107). Deshalb das Programm der Stadtsanierung, für die

„solche unübersichtlichen Organisationen (wie das Gladbecker ‘Außenhaus’ / Anm.) zu sanieren sind, weil sie sich der Kompetenz der Bürokratie entziehen ... (I. M. H. 1978: 131).

Dazu gehört sicher die massive Einschränkung des praktischen Gebrauchs der ‘Wohnung’ bis hin zur ‘Freizeitlandschaft’.

„Der ‘neue Lebensort’, parodistische Renaissance einer Nova vita, wird vom Möbelkapital als ein Marktsegment neben anderen begriffen“ (Haug, W. F. 1972: 120 / b. I.M. H. 1978: 106).

Dem gleichen Zweck dient die allseitige Propaganda und der konkrete Zwang durch Wohnungs- und Städtebau. Dieser mit seinen Handlangern am Markt propagiert das Klischee der ‘Kleinfamilie’ als Hort der Konsumtion – ein Programm, dem auch J. Habermas erliegt (1962/1976: 188).

Zweigenerationenfamilie.

Nach Margaret Mead (1974) ist ein Charakteristikum der Industriegesellschaft die Zweigenerationenfamilie der ‘kofigurativen Kultur’, für die Zeit und Arbeit im Vergleich zur ‘postfigurativen Kultur’ der agrargesellschaftlichen Mehrgenerationenhaushalte sparsamer gehandhabt werden müssen (s. I.M. H. u. Läscher-Bauer 1978/1997: 43 – 46), um z. B.

„die von den Männern der Industriegesellschaft uns aufgezwungene Immobilität durch Ausfall der Großeltern als Familienmitglieder und damit auch Miterzieher unserer Kinder“ (I.M. H. u. Läscher-Bauer, U. 1978/1997: 47)

zu kompensieren. Statt dies wahrzunehmen und über die Bedingungen der Selbständigkeit dieses Haushaltes nachzudenken, haben die Modernisierer jeglicher Couleur die ‘Familie des Konsums’ ausgerufen und die Arbeit ideologisch abgeschafft bzw. durch restriktiven Wohnungsbau so erschwert, dass sogen. Hausordnungen indirekt die Führung eines Haushalts verbieten (s. Protze, K. 1995). Wenn das Haus zur Wohnung großzügig verkleinlicht wird, bleibt am Ende nur Gelegenheit zu ‘Freizeit’ und ‘Erholung’ übrig.

Die Auflösung der Familie wird bestärkt, weil

„die Zeit, die Eltern mit ihren Kindern verbringen, namentlich in der Mittelklasse allem Anschein nach zurückgeht in den oberen Schichten des Mittelstandes berufliche Arbeit sich immer stärker in die Privatsphäre ausdehnt“ (Brückner, P. 1973 / b. I. M. H. 1978: 32-33).

Dem müssen wir noch die zeitweise Isolation durch elterliche Zweisamkeit hinzurechnen und eine

„Vermeidung von Situationen ... für deren soziale Regulation verbindliche Maßstäbe fehlen und in denen divergente Informationssysteme sich aufdrängen.“
(Brückner, P. 1973: 99)

Für die Zweigenerationenfamilie hat der 'Verlust' der Großeltern und durch diese auch der nachbarschaftlichen Neben-(Groß-)Eltern keinen Ersatz gefunden. Das sozialtechnische Mittel, die Eltern durch Verwahranstalten zu ersetzen, hat keine adäquate sozial zu nennende Kompensation – wie zu erwarten, hervorgebracht. Ja, sorgt dafür, dass die von P. Brückner beobachtete Tendenz der privilegierten Sozialschichten, - hier sei an die sogen. 'Kinderläden' der 70iger Jahre erinnert, sich der Kinder zeitweise zu entledigen und den 'affektiven Kontakt' (s. Richter, H. E. 1963/1967) zu lockern, allgemein wird. Dazu finden wir am 22.8.22 (Wümme-Zeitung / Bischoff, S. – Der spielerische Umgang mit Sprache) einen 'netten' Beleg. Die 'Sprachfachkraft' des Kindergartens teilt mit:

„So zeige die Erfahrung etwa, dass vielen Eltern zu Hause die Zeit fehle, sich in Ruhe mit den Kindern hinzusetzen, um ein Buch anzuschauen oder daraus vorzulesen.“

Der 'Bedarf', von dem begründend geredet wird, hat zwei Motive. Einmal das der Verwaltung und der Einrichtung sich unentbehrlich zu machen. Und zum anderen die suggestive Beeinflussung und Entlastung der Eltern, damit diese der 'freundlichen' Substitution doch zustimmen und die Entlastung feiern, statt sie als Bevormundung zurückzuweisen. Die Bürokratie regiert unverblümt in die private Zuständigkeit der Familie hinein und enteignet sie ihrer Selbständigkeit und sozialen Verantwortung gegenüber der Gesellschaft. Die kapitalistische und / oder sozialistische Industriegesellschaft der Neuzeit hat 200 Jahre lang den sozialen Fundus der Agrarkultur wie eine Kolonie ausgebeutet und dabei zerstört. So wie der Verlust der 'sozialen Regulation' nur dem Schein nach durch Verwahranstalten – für Kinder, Alte, Kranke, Gestrandete, Auszubildende, u. s. w. – eine adäquate Kompensation vortäuscht, wurde kein adäquater Typus der Hausorganisation gefunden, der der Arbeit und dem Haushalt der Zweigenerationenfamilie gemäß wäre. Und für die Junggesellenkultur sind 'Staat und Kapital' nur die Wohnkasernen eingefallen. Das hat gleichzeitig, wie schon bemerkt, jede Form sozialen Lernens verhindert. Die Erfahrungen und Konventionen aus der Agrarkultur sind ausgebeutet und weggeworfen; übriggeblieben sind unverbindliche Artefakte, leere Volkstänzerie in allerlei Nachahmungen. Die Politökonomie der Industrialisierung erzwingt Junggesellenkultur und Zweigenerationenfamilie. Die Experten und Spekulanten des Wohnungsbaus entwerfen für Enteignete zeitgerecht das Programm der Kaserne – die utopischen Sozialisten, utopischen Feministinnen, Sozialtechno-

kraten und diesen folgend später alle Arten von Sozialisten, das Rote Wien, das Bauhaus und nach 1945 alle, die nicht gerade für Geldreiche 'Volkstänzer' bauen (Riesmann, D. 1966). Allein die Neue Heimat - 'Eine sozialdemokratische Utopie und ihre Bauten' (Lepik, A. u. Strobl, H. (Hrg.) 2019) hat der BRD 460.000 Wohnzellen (das.: 6) – mehrfach mit öffentlichen Geldern saniert und umweltverbessert – hinterlassen. Und politisch propagiert, als habe z. B. Werner Hegemann 'Das steinerne Berlin' (1930/19..) nie geschrieben. In Utopien ist schlecht leben! Oder um es deutlicher und in den Worten von I. M. Hülbusch zu sagen: In der 'Lakaienarchitektur' (I. M. H. 1981/1997: 7), die sich mit Schlossfassaden aufspielt, lässt es sich schlecht leben. Deshalb ist es mindestens merkwürdig, dass sozial ambitionierte Stadtregierungen auf großartige Fassaden versessen sind. I. Meta Hülbusch (2008: 32) berichtet von so einer merkwürdigen Begegnung und einem studentischen Projekt mit einem Plan für 'sparsame und zugleich reiche' Reihenhäuser statt sogenannter Stadtvillen.

„Stolz stellten wir das Projekt dem sozialdemokratisch dominierten Stadtteilbeirat vor. Kommentar: 'Ihr wollt wohl ein Arme-Leute-Viertel aus uns machen' ... zynische und abwertende Kommentare! Die Bauleitplanung tut bis heute das ihrige dazu, die alten Zeiten (des Kasernenbaus / Anm.) zu stabilisieren“

und im Pakt mit den politischen Vorstellungen von Großartigkeit den Investoren das Geschäft zu machen. Man schaue sich nur die Abbildungen im Projektkatalog – wie eine Werbebroschüre – zur Neuen Heimat an (Lepik, A. u. Strobl, H. (Hrsg.) 2019). Die Utopien waren schlicht ideologisch aufgebauschte Anpassungen an die Folgen des Industriekapitalismus, zu dem auch die Ausrufung des Konsumenten und die Disziplinierung durch die Verwaltung (Hausordnung) gehört. Die zu Konsumenten hochstilisierten Menschen sind jetzt aus Mangel an Gelegenheiten für einen selbstverantworteten Haushalt gezwungen, den Markt in Anspruch zu nehmen. Wohnungsbauunternehmer und Architekten haben in weiser Voraussicht die entsprechenden Wirtschaftsbetriebe mit Monopolstellung von der Krippe bis zur Wäscherei, alle Warenangebote und Dienstleistungen nett zentralisiert ins Kasernenareal eingeplant. K. Dörhöfer (1990: 10 – 27) hat dieses Kasernenprogramm nach Idee und Prinzip übersichtlich dargestellt. Um die notwendigen Dienstleistungen und Waren leicht erreichbar zu machen, kam man auf

„die Idee, auch die Hauswirtschaft zusammenzufassen, zu zentralisieren und kooperativer zu organisieren ... doch verbunden damit war, daß das Wohnen gleichberechtigt für die Erholung von beiden Arbeitsbereichen und für beide Geschlechter dienen würde. Die kooperative Organisation der Hauswirtschaft hätte die Isolation am 'eigenen Herd' aufgehoben, die Arbeit würde entlohnt, damit ein Anreiz auch für Männer, den Frauen eröffnete sich die Möglichkeit in diesem oder jenem Wirtschaftsbereich berufstätig zu sein“ (dies.: 16).

Das Programm wirbt mit Befreiung von ... und Bezahlung für Es bewirbt also die Lohnarbeit und unterschlägt die Enteignung der Gelegenheiten und Fähigkeit für selbständige Arbeit sowie die Abhängigkeit und Bevormundung im Alltag. Das kennt I. Meta Hülbusch (s. 1978: 33) schon lange aus den Angeboten, die Familie von den Kindern 'zu befreien' und sie bürokratisch zu verwahren. Was den anmaßenden Anspruch des SPD-General-Sekretärs Olaf Scholz (2002 / s. b. Stephan, C. 2021: 74), die Partei möge die 'Lufthoheit über den Kinderbetten' erobern, nachvollziehbar macht – es ist gar zu verführerisch, die Auflösung der Familie als sozialer Institution für politische Machtinteressen zu missbrauchen. Da Architekt, Bürokrat und politischer Apparat für die Insassen der Industriekaserne vorweg alle Entscheidungen der nahen täglichen Lebensführung getroffen haben, kann man sich voll und ganz der Erholung widmen. Was nicht bedacht wurde:

„noch das Zurücklegen der vielen Wege wird jedoch als Arbeit wahrgenommen. So bleibt der durch die Auslagerung der Hauswirtschaftsräume neu geschaffene Aufwand (und die Kosten / Anm. K. H. H.) unsichtbar“ (Protze, K. 1995: 34)

Und die Zeitplanung, die für eine Familie mehr noch wie für Junggesellen nach den Vorgaben des verordneten Konsums anfällt, muss vorher wie die Belieferung der Verwahranstalten besorgt werden.

Drohungen, Verheißungen, Folgen

Bevor wir den Segnungen der Industriekaserne weiter zuhören, ist es ratsam dem zuzuhören, was uns angeblich bedroht und wovon wir befreit werden sollen und was davon zu halten ist.

Hannah Arendt weiß beredt die Mühen des Alltags, von denen uns Befreiung versprochen wird, darzustellen.

„Von (solchen) Heldentaten (des Hercules / Anm.) ist allerdings faktisch in dem täglichen Kleinkampf, den der menschliche Körper um die Erhaltung und Reinhaltung der Welt zu führen hat, wenig zu spüren; die Ausdauer, deren es bedarf, um jeden Tag von neuem aufzuräumen, was der gestrige Tag in Unordnung gebracht hat, ist nicht Mut, und es ist nicht Gefahr, was diese Anstrengung so mühevoll macht, sondern ihre endlose Wiederholung“ (Arendt, H. 1958/2010: 119).

Doch die Wiederholung ist bei aller Anstrengung die Voraussetzung aller Arbeit, bringt Können, Routine, Wissen und Sicherheit zustande. Das gilt für jede solide Arbeit, sei es Haushalten, Unterrichten, Betreuen, Gärtnern. Alles Arbeiten, die gern auch als Plackerei – das kommt von 'plaggen', bezeichnet werden. Doch für alle diese Arbeiten muss man, wenn man ihnen 'gerecht' werden will, von der Wirkung ausgehen.

„Diesen Segen, den das Arbeiten über ein ganzes Leben breiten kann, kann das Herstellen niemals leisten, denn es handelt sich hier keineswegs um die immer kurzen Augenblicke der Erleichterung und Freude, die sich einstellen, wenn eine

Leistung vollendet ist. Der Segen der Arbeit ist, daß Mühsal und Lohn einander in dem gleichen regelmäßigen Rhythmus folgen wie Arbeiten und Essen (...) . Diese Lust, mit der das irdische Leben immer gesegnet war (...)"

gibt es nicht ohne Arbeit. Und es ist die

„Not des Reichtums, wenn ... an die Stelle der Erholung die bare Langeweile ... tritt“ (dies.: 127),

die heutzutage durch Beschäftigung von der Unterhaltungsindustrie erschlagen wird. In den letzten drei Jahren haben wir miterleben dürfen wie heillos hilflos eine Gesellschaft ist, wenn die Unterhaltungsindustrie, die uns die Langeweile vertreibt, nicht verfügbar ist. Denn inzwischen steht uns nicht – wie H. Arendt (1958/2010: 13) noch vermutete

„eine Arbeitsgemeinschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, also die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht“,

bevor. Wir haben sie bereits. Und erschwerend kommt hinzu, dass sie sich auf die Arbeit nicht mehr versteht, weil Wissen, Können und Mittel abhanden gekommen sind, also auch 'zur Not' nicht mehr zuhanden wäre. Im 'Stammesgedächtnis' ist z. B. mit Erinnerungen an Kriegszeiten die

„Not der Armut, wenn an die Stelle der Erholung das Elend tritt“ (dies.: 127)

niedergelegt. Aus noch älteren Zeiten ist eine Ahnung vorhanden, da die Arbeit für das tägliche Leben der Freien / Herren von unfreien Sklaven verrichtet wurde. Mit dieser Konstruktion im symbolischen Gedächtnis kommt man leicht in die Verlegenheit, der Einflüsterung zu folgen und sich selbst als Sklave des eigenen Alltags zu betrachten statt die Befreiung von sklavischer Abhängigkeit sich bewusst zu machen und die Freiheit, die Alltagsarbeit für sich zu tun, zu feiern.

„Kinder-Großziehen hat beides, seine mühsamen und schönen Seiten, und diese lassen sich nicht voneinander trennen.“ (Protze, K. 1993/1995: 43)

so wenig wie alle anderen Arbeiten für das tägliche Leben sich auftrennen lassen in den zu vermarktenden Teil und, etwas anderes bleibt nicht übrig, den zu konsumierenden Teil. Diese über lange Zeit hin mühsam erworbene Freiheit wird immer wieder bedroht. Real und unmittelbar, wenn die Mittel für die Arbeit enteignet werden. Subtil und hinterhältig, indem die Enteignung der Mittel in eine jetzt endgültige Befreiung (Erlösung) umgemünzt wird. Die Verheißung, die mit der Befreiung vom Haushalten, das sie Sklaverei nennt, wirbt, kann sicher sein, ohne Argwohn entgegen genommen zu werden. Wer glaubt schon nicht gerne an das Märchen von den Heinzelmännchen und vergisst die sorgfältige Prüfung, was die 'Befreiung' kostet. K. Dörhöfer (dies.: 15) bietet 1982 für alle Haushalte gut 1.089 Milliarden DM = 68% des Bruttosozialpro-

dukts der BRD, wenn alle nach den Prinzipien des Taylorismus den Haushalten zu entziehenden Waren und Dienstleistungen vermarktet werden. Und wer zahlt die? Die jetzt fragmentierten ehemaligen Haushalte: das ist der Lohn der entlohnten Tätigkeit. Also: Lohn minus Kosten für Waren und Dienstleistungen = 0 + die grau gewordenen ehemals schönen Seiten z. B. der Kindererziehung. Der 'Segen' hat die 'Befreiung' nicht überlebt. Die Propaganda von der 'Sklavenarbeit des Haushalts' lenkt absichtsvoll davon ab, dass es eine mühsam erworbene Freiheit ist, die Arbeit für das tägliche Leben, statt für einen 'Herrn', für sich selbst zu tun. Seit dieser Zeit sind Markt, Bauspekulanten und Bürokratie eifrig bemüht, diese Freiheit wieder in eine Unfreiheit umzumünzen, indem die Gelegenheiten und Mittel für die Arbeit enteignet werden. Den immer noch virulenten Wunschtraum der ArchitektInnen und der Investoren in die Industrialisierung des Alltagslebens – der Massen-Mensch-Haltung, hat Kerstin Dörhöfer (1990: 10 – 25) in einer Übersicht präsentiert. So

„setzen auch frühere feministische Ansätze im Planen und Bauen an, wie es so schön hieß: in der Befreiung der Frau von der 'Sklaverei der Hausarbeit'“ (dies.: 15 / Unterstr. K.H.H.).

Das genau stimmt nicht. Es wird eine Architektur entworfen, die den Zusammenhang des Lebens aufhebt und tayloristisch in Gewerke dividiert, die vom Markt und/oder der Bürokratie dirigiert werden können. Dafür ist es erforderlich insbesondere die Familie aufzuheben, was gelingt, indem diese vom Arbeitsplatz des Haushalts 'befreit' wird. Das macht sie tatsächlich arbeitslos und enteignet sie der Selbständigkeit. Dies führt in totale Abhängigkeit vom Markt der Waren, Dienstleistungen und Meinungen. Die industrielle Wohnungsvergung, die nach den Konditionen der Kapitalinteressen und der Kontrolle entworfen wird, um

„die Hauswirtschaft zusammenzufassen, zu zentralisieren und kooperativ zu organisieren“ (dies.: 15)

ist nötig, damit

„auch dieser Wirtschaftsbereich durch kooperative Organisation ökonomischer und besser durchgeführt und die Frau von dieser Fessel befreit werden würde“ (dies.).

Und dadurch sollte

„das Wohnen gleichberechtigt für die Erholung von beiden Arbeitsbereichen und für beide Geschlechter dienen“ (dies.: 18).

Und nicht zuletzt

„(würde) die Arbeit (...) entlohnt, damit ein Anreiz auch für Männer“ (dies.) entsteht,

die im Leichtlohnsektor immer schon händeringend gesucht werden, scharenweise umzusatteln. Bei dieser industrieromantischen Rechnung

„kommt bestenfalls die Kaserne mit Mensa des ‘Roten Wien‘ heraus, eine Klein- ausgabe der französischen ‘Philistère’ – der Industriekaserne oder des industriell inszenierten Klosters mit eigener Nachzucht. Genau das käme heraus ‘wenn die emphatisch als ‘unbezahlte Arbeit’ titulierte Hausarbeit endlich ins System der Lohnarbeit’ (Rutschky, K. 1994/2011: 75) integriert würde“ (Böse-Vetter, H. et al. 2013: 62).

Das alles würde von einer Bürokratie und in

„einer zivilen Version des Garnisonslebens“ (s. B. Habermas, J. 1971)

befehligt und kontrolliert.

„Die Einrichtungen zum gemeinschaftlichen Komfort befinden sich in der zwischen den Zeilen gelegenen Gartenzone (also in einer Grünfläche / K.H. H.): Küchen, Speisesäle, Waschräume, alles, was zur Hauswirtschaft gehört“ (dies.)

Ich wollte gerade darauf hinweisen wie gemütlich das wohl wäre, da kommt mir Kerstin Dörhöfer zuvor und erklärt

„daß dies durchaus eine lustvolle Angelegenheit sei, zelebriert und baulich betont werden sollte, (das) zeigt sich in der Ansicht von Küche und Waschhaus, die im maurischen Stil gestaltet wurden. Der Siedlungsplan sah Bibliotheken, Einrichtungen zur Kinderversorgung, Konzerthallen, Blumengärten und natürlich Genossenschaftsläden, Genossenschaftsfabriken, Krankenhäuser u.s.w. vor.“ (dies.: 17).

Das erinnert nicht nur an die französischen Utopisten, das Rote Wien, die Neue Heimat, die DDR, die aus allen Löchern schaut, sondern auch an H. Arendts Kritik zum Frühkapitalismus, der bis heute virulent bleibt, indem z. B.

„die Wohnungsbaugesellschaften eine künstliche Wohnungsnot (schufen), indem sie Jahr für Jahr einen bestimmten Altbaubestand abrisen. Den Mietern blieb im Ruhrgebiet keine andere Wahl als in die angebotenen Neubauten zu ziehen“ (Boström u. Günter, R. (Hrsg.) 1976: 15 / b. I.M.H. 1978: 96).

Die Kommentare zur Vorgehensweise durch Abriss von Altbauten und Ersatz mit Neubau von Geschloßwohnungsbau – also die ‘Steuerung ihrer eigenen Konjunktur’ (s. b. I.M.H. 1978: 96) sehen zu allen Zeiten wohl so ähnlich aus:

„kommen die hier mit einem Plan an, mit hohen Häusern und großen Kästen. Die sagen sich: die verfluchten kleinen Proleten, die leben da so schön im Grünen. Denen reißen wir die Bude unterm Arsch ab“ (Rentner aus dem Ruhrgebiet, zitiert in WAZ 16.1.1976 / s. b. I.M.H. 1978: 73).

Und so gilt, wenn auch nicht so offensichtlich und verblümter, H. Arendts Kritik der Verhältnisse im Frühkapitalismus mit den an 'Haus und Hof beraubten' besitzlosen Klassen noch heute:

„Und dies erste Stadium der absoluten Verelendung und erbarmungslosen Ausbeutung der 'labouring poor', der Enteigneten, die den uraltheiligen Schutz des Lebens durch Familie und Eigentum, die Stätte für das Leben selbst und alle mit ihm verbundenen Tätigkeiten, verloren hatten, hat lange genug gewährt.“
(Arendt, H. 1958/2010: 327).

Die Verelendung und die erweiterte Reproduktion des Kapitals erfolgt heutzutage subtiler und ist nicht so offenbar, weil die Enteignung in sozialer und kultureller Armut in den Aufwandsstilen verschleiert, der Unselbständigkeit bzw. der massiven Außenlenkung unterworfen ist.

Innenhaus und Außenhaus – I. Meta Hülbusch 1978

Wenn wir von der Sozialökonomie der Institution Familie gleich Haushalt ausgehen, statt wie gemeinhin von einem Bauplan oder einer Architektur, ist 'Innenhaus und Außenhaus' der Lebens- und Arbeitsort der Zweigenerationenfamilie. 'Haus und Hof' dagegen sind, wie L. Kuchenbuch (1988/2013: 147), K. H. Bieritz u. C. Kähler (1985) zitierend ausführt, als 'soziale Institution' zu verstehen, deren dominante Funktion der

„Ort der Produktion“

ist, der von den Außenbeziehungen zur Herrschaft oder zum Markt bestimmt wird. Gleichzeitig

'eignet dem ganzen Haus als Ort der Produktion der wichtigsten Güter eine gewisse Autarkie' (Bieritz, K. H. u. Kähler, C. 1985 / Hausartikel der TRE / s. Kuchenbuch, L. 1988/2013: 147).

Was die weiteren 'Funktionen' angeht, folgen:

'der Ort der gemeinsamen Konsumtion',
'Ort der Kindererziehung (Sozialisation)'
'die Versorgung der Alten und der nicht selbständigen Familienmitglieder'
'Ort der Gastfreundschaft,
'Ort des Rechtsschutzes und der Rechtsvertretung'
und schließlich
'Ort der primären Religionsausübung',

die alle dem Haus und dem Haushalt zugehören, jedenfalls – wenn nach 'Funktionen' gezählt wird – nicht dem bauernwirtschaftlichen 'Hof'. Wie denn der Haushalt und die von allen Beteiligten dafür erforderliche Arbeit tendenziell unter 'Konsumtion' – wie bei I. Weber-Kellermann und vielen anderen, ver-

einnahmt wird. Und das, weil dem Menschen der kofigurativen Kultur mit Zweigenerationen-Familie dazu schlicht die Erfahrung fehlt, weil

„das Wissen aus erster Hand, das aus der selbst erarbeiteten und verantworteten Erfahrung nicht hinreicht“ (Gehlen, A. 1957)

den 'großen Haushalt' sich vorzustellen und so auf die Primärproduktion reduziert zu sehen (s. z. B. Schneider, G. 2007). Für die Zweigenerationen-Familie, der nicht nur die Primärproduktion für den Eigenbedarf, sondern die Großelterngeneration und die 'Versorgung der Alten' abhanden gekommen sind – die sind längst vermarktet, gibt es nur indirekte Außenbeziehungen, so dass der 'Hof' durch das 'Außenhaus' abgelöst wird: eine Gelegenheit mit anderen Aufgaben und entgegengesetzter Orientierung. Die Gebrauchsbestimmung erfolgt vom Innenhaus her und reicht von da über das Außenhaus hinaus in die Kommunalität. Für den Haushalt der Bauernwirtschaft gilt die gleiche Art der Gebrauchsbestimmung. Sie wird, wie aus L. Kuchenbuchs Reminiszenz zu 'Haus und Hof' hervorgeht, nur schlicht ignoriert und anschließend für den städtischen Haushalt gleich vergessen.

Unaufmerksam gelesen und die Vorzüge der Organisation gewürdigt, könnte das (Bremer) Reihenhause auf der Haushufe i. w. S. Vorbild für die Konzeption von 'Innenhaus und Außenhaus' sein. Ja, es könnte gar die Veränderung vom Dreigenerationenhaushalt, für den es vor der Stadt das Stück 'Land' – es wurde wirklich so genannt, für die Selbstversorgerbauernwirtschaft gab, zum Zweigenerationenhaushalt, der dafür weder Zeit noch Können zur Verfügung hatte, mitgedacht sein. So dass auch hier ein 'Außenhaus' – Hof genannt, aus der Selbstversorgerwirtschaft übrig geblieben ist. Für den Hof in der Metapher 'Haus und Hof' gibt es trotz einiger breit gestreuter regelhafter Merkmale der Organisation und Ausstattung keine irgendwie festgelegte Architektur. Das gilt erst recht für die nach dem Gebrauch ins 'Außenhaus' umgetauften Höfe. Was wir heute als Einheit von Innenhaus – privater Raum, und Außenhaus – sozialer Raum auslegen, stammt aus der Organisation für den Lebens- und Arbeitsort der Dreigenerationenfamilie mit 'großem Haushalt'. Also einer Konvention folgend, die der Sozialökonomie des Haushalts der postfigurativen Kultur gemäß ist. Obwohl die Durchsetzung der industriegesellschaftlichen Familie vor etwa 250 Jahren begann, ist dafür bislang keine adäquate Regelung zum Beispiel für die Lebensstätte noch für soziale Konventionen vereinbart worden.

Für die Zweigenerationenfamilie hat der Verlust der Großeltern und auch der nachbarschaftlichen Nebeneltern noch keine 'soziale Regulation' (siehe P. Brückner 1973 / bei I.M.H. 1978: 32 – 33) hervorgebracht – das sozialtechnische Mittel der allseitigen 'Verwahrnhalten' täuscht adäquate Kompensation nur vor. Dasselbe können wir auch für die Herausbildung eines Typus der Hausorganisation sagen, der diese und andere Arbeiten des Haushalts aufnimmt und zum Ausdruck bringt. Für die Organisation des Lebensortes, der dieser geringeren Zeitverfügung mit Gelegenheiten für die Arbeit entgegen

kommt, hat die moderne Gesellschaft Erfahrungen und Konventionen hervor- gebracht. Unsere Erfahrungen aus 'eigenem Erleben' (A. Gehlen) sind an Bei- spielen gesammelt, die alter oder altertümlich nachahmender 'Haus und Hof'- Organisation zugehören. Dies wiederum, weil wir i.d.R. während der Kinder- und Jugendzeit in Mehrgenerationen-Haushalten gelebt haben. Das erklärt z.T. wenigstens die Leichtfertigkeit des synonymen Gebrauchs von Hof oder Garten für das Außenhaus. Und erklärt gleichzeitig die Sicherheit mit der I. Meta Hülbusch (1978: 128) auf das 'Experimentierinteresse für einen neuen Wohnort' hinweist. Sie geht dazu von der

„Feststellung aus: hier können wir etwas machen, das erstens für unsere Alltags- organisation notwendig ist und zudem auch noch Spaß machen kann“.

D. h., dazu ist Erfahrung nötig, um die vorgegebenen Gelegenheiten 'spielend' zu interpretieren, das Interieur und das Milieu zu lesen und zu deuten. Den Anlass, 'Innenhaus und Außenhaus', die Erfahrung einer Familienfrau zu re- sümieren, beschreibt I. M. Hülbusch (2009 / s. b. Danyanovic, D. u. Roither, A.) rückblickend so:

„Ich versuchte mit den Augen einer Frau, einer Mutter, eines Menschen mit guter Ausbildung und Berufserfahrung und der Erfahrung häufigen Wohnungswechsels ein Resümee zu ziehen und zu verstehen. Ich wollte mir mit Wissen einen Frei- raum schaffen“.

Dazu brachte sie von Zuhause, ihrem Elternhaus gelernt die Vorstellung, die Idee mit. Denn, so erinnert uns H. Arendt (1958/2010: 167),

'ohne sinnliche Anschauungserinnerung, können wir uns nichts vorstellen.'

Wenn es also dem Imperialismus der Bürokratie und des Markts gelingt, durch Substitution des Alltags die Erfahrung mit der Arbeit, dem selbst verwirklichten Alltagsleben aufzuheben, gibt es keine Gelegenheit 'soziale Erfahrungen' so- wie die Organisation der Lebensorte für die neue Situation der Zweigeneratio- nenfamilie zu finden und in einer kommunalen Konvention festzuhalten. Je weniger Erinnerung an Haus und Hof verfügbar ist, die Gelegenheiten zum Gebrauch mit einer Vorstellung besetzt und je geringer das Können, die Fer- tigkeiten, das Wissen des Haushalts – nicht beschränkt auf die sogen. Haus- arbeit, ausgebildet sind, umso unselbständiger und hilfebedürftiger werden die Menschen gemacht und umso dürtiger sind die Aussichten, eine durch Erfah- rung bewährte mehr oder weniger ideale Organisation von 'Innenhaus und Außenhaus' zu finden, zu verfertigen (H. v. Kleist):

„Denn die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse aber ist eine Folge des Reichtums der Lernerfahrungen“ (Gronemeyer, M. 1977: 190/ b. I. M. H. 1978: 127).

So kann dieser Vorgang vergleichsweise zur 'Lernleerheit' für Kinder in grünen Wiesensiedlungen, Lernleerheit für ein erwachsenes, selbständiges Familien- und Erwachsenenleben konstatiert werden.

Der Fall und Folgerungen.

Bis auf das halbe Haus, das Anbauhaus in Gladbeck, setzt I. Meta Hülbusch die Gelegenheit des Arbeitsplatzes fürs Haushalten immer voraus und charakterisiert ihn durch Arbeit und Tun. Immer aber ist die Verbindung von 'Innen' über das 'Außen' zum Draußen gesehen und durch einfache und einsichtige 'Schwellen' (Grenzen) markiert. Die Grenzen zeigen Zugänglichkeit. Wenn wir uns an die Situation erinnern, von der H. Böse (1981) erzählt, finden wir den unkonventionellen Weg von Innen nach Außen zum Draußen. Die 'Leute im Anzug', also Offizielle und Fremde kommen, wenn überhaupt durch die Tür zur Straße ins Haus. Sie haben keinen Anteil am 'Außenhaus', ganz im Gegensatz zum 'Hof' der Bauernwirtschaft, der über beide Türen zugänglich ist. Nachbarn, Freunde, Bekannte oder Leute in Begleitung eines Einwohners kommen durch 'die kalte Küche', also über die Tür zum 'Außenhaus' zu Besuch. Es sind die vertrauten Begegnungen, die keiner formellen Vorrede bedürfen, der Geselligkeit und der Produktionsöffentlichkeit gewidmet.

Die Skizze in 'Innenhaus und Außenhaus' (I. M. H. 1978: 132/1)¹⁴ zeigt, dass der Autorins Beispielsituation nur einen Zugang durch das Außenhaus und 'die kalte Küche' hat und ohne Tür für die 'Leute im Anzug' auskommt. Jedenfalls erfolgen alle Tätigkeiten, die vom 'Innenhaus' ausgehen – hier schlägt die Seele des Haushalts, zum Außenhaus als Lebens- und Arbeitsort und von diesem nach draußen in die kommunale, 'die allen gemeinsame Welt'. Im Untertitel bezeichnet Meta das Außenhaus im Unterschied zum Innenhaus, das der 'private Raum' ist, als 'sozialen Raum', der den Weg in die 'Welt' und aus der Welt aufnimmt. Dieser Weg war sowohl Meta wie mir so selbstverständlich von Zuhause, dass er uns normal erschien. Sodaß selbst der freundliche – der 'soziale Raum' – des Bremer Reihenhaus-Vorhofs uns nie ganz überzeugen konnte. Denn das Hofparterre (s. NB 90) war dafür so abgeschlossen, dass es nicht als 'sozialer Raum' wirksam sein und dem Aktionsradius der Kinder in die Welt nicht dienlich sein konnte. Hätten wir 'Innenhaus und Außenhaus' sorgfältig gelesen, statt eilig mit allen möglichen Bildern von 'Haus und Hof' beizupflichten, wäre eher bewusst geworden, dass über eine Organisation der 'Hausstatt' nachzudenken wäre, die der Familie der Industriegesellschaft den Lebensort und Arbeitsplatz gibt, an dem bewährtes Wissen und Können aus dem 'Haushalt' der Agrarkultur Platz hat.

¹⁴ Siehe Abbildung auf Seite 19

‘Sozialer Raum’

- Innen – Außen – Draußen –

Gegenüber dem Innenhaus als ‘privater Raum’ kennzeichnet I. Meta Hülbusch das Außenhaus als ‘sozialen Raum’, an dem und von dem aus der Tausch der Erfahrungen erfolgt und eingegangen wird. Dieser direkte Zugang zur allen gemeinsamen Welt, der für die Mitglieder des Haushaltes Zugang ist, lädt auch Besuch ein. Dieser Tausch ist eine Gelegenheit – und als Ort ein Mittel, die psychosoziale Isolierung des Haushaltes zumindest zu relativieren. Anders gesagt: die ‘Verhäuslichung’, die bei den Kindern begonnen hat, wieder durchlässiger zu machen und durch animierende Gelegenheiten oder gar Zufälle der Leere der Kommunalität entgegen zu wirken oder – das ist besser – Gelegenheit für das Gespräch nach draußen zu schaffen. Unabhängig von der Nahwelt und den Gelegenheiten der Benachbarung ist das Außenhaus Ergänzung und Entlastung des immer zu engen Innenhauses: es wird vom Innenhaus her konstruiert. Deshalb ist von dort ein direkter Zugang nötig, der die Verständigung im Gebrauch leicht macht.

Es muss vom Außenhaus aus gesehen Platz für zwei Wege geben

– den in die Kommunalität und den in das Innere des Außenhauses. Auch das Außenhaus hat einen (eher imaginären) Grundriss, der bei Rücksicht auf die Prinzipien des sparsamen Rechtecks (s. Scharla, L. 2004: 79ff. und Notizbuch 80, 2013: 64ff.) ‘auf wenig Grundfläche eine hohe Tauglichkeit erreicht’.

Der Zugang zum Außenhaus muss, der ‘Hofstätte’ ähnlich, ohne Störung des Innenhauses gegeben sein. Das heißt: direkt vom Innenhaus her und direkt vom kommunalen Freiraum her. Das hochgelobte (Bremer) Reihenhaus hat zwar einen ‘sozialen’ Zugang zum Haus, schließt aber das Hofparterre vom Zugang ohne Störung des Innenlebens aus, isoliert es. Dieser Mangel gilt auch für R. Helbigs Beispiele. Sie schreibt (1999: 89), nachdem sie konstatiert, dass ‘Innenhaus - Außenhaus’ ‘Haus und Hof’ meint:

„Höfe sind absolut privat.“

Der ‘Hof’ der Bauernwirtschaft aber ist von den Außenbeziehungen – Produktionsöffentlichkeit und ‘Markt’ wahrgenommen, ‘sozialer Raum’ wie das ‘Außenhaus’. Im Gegensatz zum ‘Hof’ wird das ‘Außenhaus’ vom ‘Innenhaus’ her konstruiert und öffnet den Kontakt, die Begegnung nach draußen – ist also ebenso ‘sozialer Raum’ und zudem privat. Alle Handlungen, die I. Meta Hülbusch beispielhaft heranzitiert, beleuchten entweder anwesende Tätigkeiten oder Wege zur Begegnung. Und die Öffnung des Hauses nach draußen ist im Außenhaus. Und dieser Zugang (Ausgang) muss ohne Störung des Innenhauses gewährleistet sein. Die Haushufe ist für diese Konstruktion, die nur mit Anbauhaus und Zugang ins Haus über eine seitliche Hausgasse bis in das

Außenhaus hinterm Haus zu haben ist, statt nur 125 m² etwa 180 m² groß. Die Hausdichte wäre dann $\frac{1}{3}$ geringer. Wie gesagt, es gibt dafür weder Überlegungen noch Erprobungen noch die Suche nach Fällen, die ein Vorbild geben könnten. Bis auf den Fall Gladbeck / Hegestraße. So unvollkommen das Beispiel des Gladbecker 'Hofes' war, es war durchaus anregend, sodass im Rückblick 'das Außenhaus' real und als Gedanke ein gelungenes Experiment ist.

„Das Experiment, ein Außenhaus zu machen, geht von der Notwendigkeit aus, die 'persistenten Kulturwerke' auf ihre 'Interpretation der Entwicklungsbereitschaft' (E. Neef 1950) zu befragen. Vorbild sind nach dem Motto 'Kopieren ist Erfinden' die alten Gärten“ (I. M. H. 1978: 132).

Das Resultat dieses 'Experiments', bewährt mit der Diskussion der Zeit, den Einsichten zur Ökonomie und Sozialpsychologie der Familie in der Geschichte und den strukturellen Veränderungen und den Erfahrungen der Familienfrau hat Einsichten gezeitigt, die bis heute gültig sind. Auch wenn sie vom 'Experiment ein Außenhaus zu machen' schreibt, ist I. Meta Hülbuschs 'Experiment' nicht der Architektur, dem Bauen gewidmet, sondern dem 'Haushalt' und der 'Arbeit' der Zweigenerationenfamilie und ihrer Zeitverfügung. Und ich glaube inzwischen, dass sie die Konventionen und Erfahrungen des Haushalts der präfigurativen Kultur als 'persistentes Kulturwerk' sieht, das auf 'Entwicklungsbereitschaft' = Brauchbarkeit zu interpretieren ist. Wenn sie dann davon berichtet, dass die Damen und Herren beim IDZ nach ihrem Vortrag ganz indigniert gewesen seien, vermutet sie wohl richtig, dass diese dem praktischen Sinn nicht zu folgen vermochten. Dass ihnen das 'Lehrgebäude fehle' ist übertrieben (s. I. M. H. 1991/1997: 13). Dafür fehlte ihnen die Theorie des Wissens zum Verständnis von 'Innenhaus und Außenhaus',

„daß es das Wesen der Lakaienarchitektur (I. M. H. 1981/1997) sei, dem Auftraggeber dienstbar zu sein“ (I. M. H. 1985/1997: 88).

Es fehlte ihnen also tatsächlich ein Leergebäude.

Indizienkunde der KennerIn.

Das Verständnis vom Alltagsleben, das für die Freiraumkunde als Voraussetzung zur Freiraumplanung nötig ist, setzt eine adäquate Lern- und Lebenserfahrung voraus. Ohne diese Erfahrung kann man

'die Ursache nicht aus der Wirkung herleiten' (Ginzburg, C. 1979/1983: 71),

also die Ausstattung eines Ortes als Zeichen des Gebrauchs, eines 'Handwerkszeugs' oder aber als Ausdruck der Dekoration, bzw. des 'stellvertretenden Konsums' (Veblen, Th. 1899/1989). Im ersten Fall ist die Einrichtung / Ausstattung ein Zeichen für die Nützlichkeit im Alltag. Die Dekoration, die Aus-

stattung nach den Zeichen des 'stellvertretenden Konsums' schließt den nützlichen Gebrauch aus, sendet die Botschaft, dass dieser nicht nötig sei. Das ist die unmittelbare Signatur für Grünplanung und Expertokratie außerhalb des Alltagslebens und der Arbeit. Aber auch die Notwendigkeiten des Alltagslebens kann bei gleichem Wohlwollen sehr verschieden gesehen und gelesen werden. Im Ergebnis stimmen sie weitgehend überein. Gehen aber verschiedene Wege dahin, was sehr verwirrend sein kann. Sie sind zu unterscheiden in die KönnerIn und HandwerkerIn gegenüber der KennerIn und BeobachterIn, die wir gemeinhin IndizienkundlerIn nennen. Bei einer Passage in Metas Texten:

„...sondern das Wort fiel vor genau einer Woche meinem Mann ein, nachdem wir uns nach heftigem Zank über diese Tagung wieder zu einer Kollege/Kolleginnen-Diskussion durchgerungen hatten“ (I.M. H. 1983/1997: 83)

wurde ich nach Metas Tod mit einem lachenden und einem weinenden Auge an unsere Streite erinnert, die sehr oft spätabends beim Rückblick auf die Geschehnisse des Tages stattfanden. Und wir haben diskutiert, bis wir zu einem freundlichen Beschluss kamen. Merkwürdig, aber wie ich las, erinnerten sich auch Joan Didion und H. J. Schneider bald nach dem Tode ihres Gatten bzw. ihrer Gattin wohlwollend an Streitgespräche, deren Anlass meist im Dunkeln liegt. Nachdem ich Metas Texte jetzt mehrmals gelesen habe, glaube ich eine Erklärung gefunden zu haben. Eine las ich bei Virginia Woolf (1929/2001: 74):

„Sie schrieben, wie Frauen schrieben, nicht wie Männer schrieben“.

Doch, was ist der Unterschied? Marguerite Duras (1987/1988: 63 – 64) wies auf den Hintergrund hin:

„Sie können von dem, was ich da erzähle, halten was sie wollen. Ich spreche für Sie wohl eine unverständliche Sprache, da ich von der Arbeit der Frau rede. Das wichtigste ist, von ihr und ihrem Haus zu reden, vom Wirkungskreis der Frau, von ihrem Umgang mit Hab und Gut“.

Der Vorwurf trifft zuerst auf hochnäsige Experten a la P. Rumpf und seine Rezension (1979: 1923) oder auch F. Lorbergs (et al. 2019: 35) kompliziertere Spekulantenschutz zu. Doch das ist es: 'von der Arbeit der Frau'. Auf der Suche nach sachlichen Merkmalen des 'Außenhauses', das I. Meta Hülsbusch unbekümmert unter verschiedenen Bezeichnungen registriert, gibt es in ihren Texten nicht viel zu finden. Hinweise sind spärlich. Sie 'erzählte' von der Arbeit und ich dachte in Gegenständen und Ausstattungen. Wir sprachen in zwei verschiedenen Sprachen und mussten jedes Mal wieder die Stelle suchen, wo das, wovon wir sprachen, für uns beide die gleiche Bedeutung hatte, wo also Meta, die Könnerin als Kennerin der Arbeit, und ich als Kenner der Indizien, als wohlwollender Beobachter der Spuren von der er auf die Arbeit (retrospektiv) schloss, fast das gleiche dachten. Meta hat wie z. B. der Bauer oder die

GärtnerIn als Familienfrau den ganzen Horizont von Zeiten und Orten im Blick, hat die Übersicht. Die IndizienkundlerIn registriert die Zeichen der Arbeit und setzt die verschiedenen Merkmale additiv in Bezug. Unser Gespräch begann immer entgegengesetzt, einmal bei der konkreten Arbeit und einmal bei den Indizien und wurde beschlossen, wenn wir diese beiden Vorstellungen in Übereinstimmung gebracht hatten.

Zur Illustration will ich einen Fall vorstellen, der leichter verdeutlicht, was den Unterschied zwischen der Könnerin und der nur Kundigen ausmacht. Wir haben (Hülbusch, K.H. u. Schröder, H.H. 2022: 13) darauf hingewiesen, dass Vegetationskundige zwar eine Wiese erkennen und deren Herstellung verstehen und erklären können aber nicht herzustellen vermögen, weil ihnen das vielgestaltige Wissen und Können, das die Bauernwirtschaft erfordert, fehlt. So muss also beim Indizienwissen bzw. bei der Art der Indizienkunde, der 'retrospektiven Wahrsage' bzw. der Prognose aus der 'retrospektiven Wahrsage' (Ginzburg, C.), nach der Stellung und den Absichten wie Ursachen der Einflussnahme unterschieden werden. Der Wetterkundige beruft sich auf Indizien naturbürtiger Phänomene, also eine ziemlich einfache und eindeutige Auslegung der Wetterzeichen, wenn durch lange Übung und Unterrichtung die Zeichen zu unterscheiden und das Wettergeschehen damit in Übereinstimmung zu bringen, gelernt wird. Kundigkeit ist immer aus der Beobachtung erworbenes Wissen, die dem entspricht, was früher mal 'interesseloses Interesse', landläufig Neugier genannt wurde und 'wertneutral' ist. Zum Ratgeben ist diese Kundigkeit nur in Grenzen geeignet, wenn der Gegenstand, der betrachtet wird, aus der absichtsvollen Tätigkeit im Hinblick auf eine Ernte oder einen Gebrauch erfolgt.

Der Bauer oder die Familienfrau kennen die Komposition der Arbeit in der Zeit wie des Orts und planen sie von der Ernte / dem Gebrauch her, die Beobachter sich nach Abfällen und Werkzeugen einbilden müssen. Das heißt, die KönnerIn, Bauer- oder Familienfrau hat erfahrungsgemäß eine sichere Vorstellung von der Tüchtigkeit einer Gelegenheit für ihre Arbeit.

Hier wollte ich ursprünglich die Stellungnahme des für Umweltfragen Beauftragten der EKD / Pfarrer K. Oeser (1975) zur Frage der 'Betroffenheit' durch z. B. das AKW Wyhl zitieren. Doch muss ich mich mangels Text auf meine Erinnerung und meine Ansicht berufen, dass die hoffärtige Überheblichkeit, mit der Experten das Können und Wissen der zu 'Betroffenen' deklarierten enteignen, unzurechnungsfähig erklären und was, wie Hard. G. u. Pirner, J. (1985: 24) in anderem Zusammen feststellen,

„in praxi oft nicht viel mehr als Flächenenteignung zugunsten irgendwelcher Experten (bedeutet), die es (in ihrem höchst eigenen Interesse) wieder einmal besser wissen wollen, was nottut“ (vgl. hierzu z. B. Haafke 1982),

im 'Interesse der Geldquelle' (Berger u. Kellner 1983). Wenn wir die Reihe von Experten bzw. dem 'Unterstellungshermeneutiker' (Hard, G. 1990 / NB 18: 48)

über die Kundige und Spurensammler-/leserIn bis zur KönnenIn zurück und die Interessen, die offen oder versteckt das Motiv sind, betrachten, können wir auch das darin enthaltene 'handwerkliche Verantwortungsethos' aufzeigen, das darin für die PlanerIn enthalten sein könnte.

Die Expertin urteilt nach normativen technisch-ökonomischen Kriterien, die dem spekulativen Interesse eines Auftraggebers angedient sind. Wenn Hard und Pirner die Experten 'Unterstellungs'-Hermeneutiker nennen, machen sie darauf aufmerksam, dass die gut-achtenden Gutachter dieses Typs am Tisch des Entwerfers – sich selbst, was Stand der Technik ist und einen 'Pappkameraden' als scheinbare 'dritte Person' sitzen haben (s. Hülbusch, K. H. u. Vetter, Chr. A. 1997: 67). Der Pappkamerad souffliert die Erwartungen des Auftraggebers, was der 'gut' findet. Die KennerIn oder Kundige, die aus Neugier beobachtend zu verstehen sucht: aus 'interesselosem Interesse'. Dieses Verstehen ist zuerst 'zwecklos' (wertneutral) und gleichzeitig die Herkunft jeder systematischen Gegenstandskenntnis. Und dann gibt es noch eine Kundigkeit aus der unmittelbaren Erfahrung des Gebrauchs, die im eigenen Interesse für die tägliche Arbeit benötigt wird. Wenn wir dazu noch den im Auftrage oder stellvertretend wirkenden Handwerker nehmen, der der Arbeit 'im eigenen Interesse' entlehnt ist, müssen wir die veränderte Relevanzstruktur berücksichtigen und diesem gemäß das Berufsethos oder Verantwortungsethos gegenüber den Gebrauchern einführen. So also entsteht zwischen den Kundigen und den Gebrauchern eine Sympathie nur für die KennerIn und dem stellvertretenden Können der HandwerkerIn durch das Verantwortungsethos, die trotz notwendiger Sympathie immer nur für Teile des Haushalts Zuständigkeit beanspruchen können. Deshalb ist es nur logisch, wenn I. Meta Hülbusch wie auch Marguerite Duras es für richtig halten, erzählende Beispiele für das Ganze, von der Arbeit des Alltags und des Haushalts vorzutragen. Auch wenn wir, analytisch additiv geschult, auf der Suche nach Indizien sind, die bleiben. Deshalb sind wir mit eiliger Zustimmung zur Rechtfertigung von 'Innenhaus und Außenhaus' auch früh stecken geblieben und haben die 'Familienfrau, die einen ganzen Beruf' (I. M. H. 1978) hat, immer nur halb begriffen und uns eilig mit der Regel und deren manifestem Ausdruck begnügt, statt das Prinzip, den Sinn zu vervollkommen (s. Kuhle, D. 2004: 165 – 168). Vielleicht wären wir dann eher auf die Bedeutung der Orte / Gelegenheiten und ihrer Organisation und Morphologie zueinander gekommen; und – wie gesagt – auf das Prinzip des Arbeitsplatzes als jegliche Begründung und Sinnggebung für den privaten und den darauf bezogenen kommunalen Freiraum. Aber es ist auch nötig die 'IndizienkundlerIn' nicht mehr nach einer Selbsterklärung anzuerkennen. Auch die IndizienkundlerIn muss sich mit der Erfahrung zum Gegenstand der Kunde und der Arbeit ausweisen. Das ist fast leicht nachweisbar. Wenn, wie G. Hard (1990: 51) fordert, daß

„ein Spurenleser seine Beobachtungen beobachtet und so Beobachter seiner selbst - 'Beobachter 2. Grades' – werden muß“.

Doch das gibt sich von selbst, weil die Erfahrung der IndizienkundlerIn in der Sammlung und Prüfung all der Fälle, die ihr 'über den Weg laufen' begründet ist. So wie I. M. Hülbusch die Arbeit in Szenen vor Augen hat und eine Gelegenheit / einen Ort daran auf Brauchbarkeit prüft. Sie prüft, ob die 'Installation' (Bühne) für das Stück 'Haushalt' der Zweigenerationenfamilie geeignet ist. Dass dies jemandem mit restringierter Kenntnis vom täglichen Leben nicht zugänglich ist, ist ein Grund, ihm die Autorität der Mitsprache zu verweigern, weil

„die Entfremdung vom Alltag, die Fähigkeit aufs höchste ausbildet, in einer imaginären Welt zu leben.“ (Gehlen, A. 1957/1966: 44)
 Dies „...kann für sehr viele hoch bedingte und indirekte Berufe gelten, und die Spezialisten und Funktionäre aller Gebiete kommen leicht in die Lage, daß der Mangel einer unmittelbaren und anschaulichen Sanktion ihres Denkens und Handelns ihnen die Möglichkeit nimmt, sich durch nachdrücklich erlebte Rückwirkung ihrer Fehler zu disziplinieren“ (ders.: 40).

So ähnlich ist es, wenn auf dem Wege zum Planen und Bauen die Arbeit der Menschen vergessen wird und das Machen die Oberhand gewinnt:

„So kommt Verdinglichung einem funktionalen Imperativ nahe. ... Der Mensch handelt nicht mehr – Prozesse laufen ab. In dem Maße, in dem das Handeln ohne den Handelnden, die Praxis ohne ihren Urheber definiert wird, wirken verdinglichte soziale Prozesse zutiefst entfremdend und entmenschlichend“ (Berger, P. L. u. Pullberg, St. 1965: 109)

und totalitär-bürokratisch.

„Die spezifische Art der bürokratischen 'Gewissenhaftigkeit' und Sachlichkeit, die notwendige völlige Unterordnung unter das System der Sachbeziehungen, in der der einzelne Bürokrat steht, die Vorstellung, daß eben seine 'Ehre', sein 'Verantwortungsgefühl' eine solche völlige Unterordnung erfordern, zeigen, daß Arbeitsteilung - – hier ins ethische versenkt wurde“ (Lukács, G. 1923/1970: 193 b. Ullrich, O. 1979: 180).

H. Arendt (1965/2003/2017: 101) weist darauf hin, dass die komplizenhafte Beteiligung auf die verdinglichte Struktur der Sachbeziehungen zurückgeht, die Befehle / Erwartungen erfüllen und es

„versäumt haben, sich als jemand zu konstituieren“.

Wer voraussetzungslos einfach nur mal ein Gespräch von Grünplaner zu Stadtplaner über die Sachbeziehungen Grünplanung / Stadtplanung 'reden' will, um – wer weiß was – ist der Komplizenschaft mit dem Sachzwang nicht nur verdächtig, sondern als 'Unterstellungs-Hermeneutiker' ausgewiesen. Es gehört schon viel Ignoranz dazu, eine solche Auftragsofferte anzunehmen ohne einen kritischen Gedanken an die Abhängigkeit und den Mangel, dem die Menschen in den 'suburbanen (schönes Wort) Großsiedlungen' unterwor-

fen sind. Nicht mal mehr zum Schein (s. Ullrich, O. 1979: 157) werden die üblichen 'Betroffenen' heranzitiert in dieser Art naßforscher Sozialtechnokratie.

Die KönnenrIn als Kundige.

Gewöhnen wir uns also daran, dass die PlanerIn beim verständigen Gespräch über Gebrauch und Brauchbarkeit mit der KönnenrIn ihre Kundigkeit prüft. Da die KönnenrIn – die BäuerIn, die FörsterIn, die GärtnerIn, die Familienfrau, u.s.w. eine Sprache und Darstellung wählt, in der die Arbeit und die 'Ernte' mitgeteilt werden, muss das Gespräch zur Verständigung erst angenähert werden. Wie bei den abendlichen Streitgesprächen zwischen 'Meta und Kiwi', wo die KönnenrIn und der Indizienkundler klären mussten, wie und wo sie zur selben Einsicht kommen konnten. Und dabei merken, dass in der Literatur die Handlung immer den Sinn mitteilt und vermittelt; die Indizien eher sekundär eingeführt werden, so dass wir beim Lesen die Situation / das Interieur hinzudichten (Hülbusch, K.H. 1981: 65 – 70). Der Expertin dagegen, die materialfetischistisch auf Sachbeziehungen festgelegt ist, bleibt diese Anschauung unzugänglich. Der IndizienkundlerIn sollte diese Umkehrung der Betrachtung nachvollziehbar sein. Die KönnenrIn oder auch HandwerkerIn – zur Erinnerung: alle Handwerke sind im Haushalt zuhause – mit ausgesprochenem Berufsethos bezieht das 'Werk' nicht nur auf ihre Verantwortung gegenüber dem Gebraucher, sondern auch im eigenen Gebrauch. So müssen wir dann I. Meta Hülbuschs Resümee (2008) im Sinne der Prüfung lesen:

„Ausgang meiner Bestandsaufnahme 1978 war meine Situation als vierzigjährige Ehefrau mit drei Kindern im Alter von zwölf, acht und sieben Jahren. Ich versuchte mit den Augen einer Frau, einer Mutter, eines Menschen mit guter Ausbildung und Berufserfahrung und Erfahrung häufigen Wohnungswechsels ein Resümee zu ziehen und zu verstehen. Ich wollte mir mit Wissen einen Freiraum schaffen. Dieses Resümee hat für mich immer noch Gültigkeit“ (:31)

„Was ich erst heute richtig begreife, ich habe bis jetzt das Glück gehabt, meine These leben zu können. Es gab für mich Luft, es gab Freiraum und damit auch ein Stück Freiheit“ (:32).

Doch das 'Glück' ist vor allem kein Zufall, sondern die Quintessenz überlegter Absichten, 'eine Folge des Reichtums der Lernerfahrung' (Gronemeyer, M. 1977: 190 / bei I. M. H. 1978: 127) im Alltagsleben ist. Amüsiert blickt I. M. Hülbusch auf P. Rumpfs Rezension von 'Innenhaus und Außenhaus' zurück, wo er die Autorin

„mich, damals Mama von drei Schulkindern, glücklich verheiratet“ (I. M. H. 2008)

eine 'Radikalfeministin' nennt und sich damit M. Duras Vorwurf aussetzt:

„Ich spreche für Sie wohl eine unverständliche Sprache, da ich von der Arbeit der Frau rede. Das Wichtigste ist, von ihr und ihrem Haus zu reden, vom Wirkungskreis der Frau, von ihrem Umgang mit dem Hab und Gut“ (1987/1988: 63 – 64).

Und wer das ‘Amt der Familienfrau’ übernehmen will, sollte sich dessen bewusst sein. Wer dieses Amt dem Markt überlassen will, sollte sich bewusst machen, dass er der sozialen Verwahrlosung der Gesellschaft die Steigbügel hält, weil die Wirtschaft – der ‘Imperialismus des Markts’

„jedes soziale Gut ... in eine Ware verwandelt“ (Walzer, M. 1983/2006: 183)

und die Waren zur Bevormundung, Gängelung einsetzt.

Freiraumplanung

Nochmal:

„Der Unterschied zwischen dem, was uns gemeinsam und dem, was uns zu eigen ist, ist erstens ein Unterschied der Dringlichkeit; kein Teil der uns gemeinsamen Welt wird so dringend und vordringlich von uns benötigt wie das kleine Stück Welt, das uns gehört zum täglichen Gebrauch und Verbrauch. Ohne Eigenheim, wie Locke sagte, können wir mit dem Gemeinsamen nichts anfangen, es ist ‘of no use’“ (Arendt, H. 1958/2010: 85 – 86)

Die Mitglieder der studentischen Exkursions- und Diskussionsgruppe, die zwischen 1963 – 67 in Hannover die Grünplanung mit der Frage

‘zu was soll das urbane Unkraut, das um und zwischen die Wohngebäude stilvoll verteilt wird, gut sein’

kritisierte, brachte eine für das Studium der Grünplanung / Gartenarchitektur untypische Lerngeschichte mit. Sie waren im Gegensatz zur Herkunft aus städtisch-bürgerlichem Milieu des klassischen Grünplaner- / Gartenarchitektur-Aspiranten Landpomeranzen. Bei denen zu Hause war der Haushalt von der Arbeit und der Selbstversorgung geprägt, zu der alle Familienmitglieder ihren Teil beizutragen hatten. Und folglich hatten sie gelernt, den Lebensort im Hinblick auf Brauchbarkeit und Gebrauch zu sehen. Das war uns nicht bewußt und erst im Nachhinein interpretierbar, dass

„Bedürfnisse ein Ergebnis der Lernerfahrungen des Subjekts, des Zugangs zu einem engen oder weiten Erfahrungsfeld sind“ (Gronemeyer, M. 1977: 190 / b. I. M. H. 1978: 127).

Für uns, die ‘Landpomeranzen’ mit der Erfahrung des ‘alten Oikos des großen Haushalts’ hatte der Lebensort Haushalt der Familie die Arbeitsplätze für die notwendige Arbeit vorzuhalten. D. h. unabhängig von den familiensoziologischen / sozialökonomischen Veränderungen und Folgen, die ganz ‘unbemerkt’ und unreflektiert die Wohnung produzieren und legitimieren – das Dach überm

Kopf aus der agrarkulturellen Institution von 'Haus und Hof' erst in die industrielle Zwangsjacke 'Wohnung' und weitergehend in die 'Wohnzelle in der Kaserne' (s. Protze, K. 1995: 40) verwandeln - bleibt das Haus mit Innenhaus und Außenhaus der Lebensort der Familie und des Haushalts, dessen Selbständigkeit, und damit die Lehrstätte der Freiheit.

Die bisherige Aufmerksamkeit, die von Freiraumplanern diskutiert wurde, war der Grünplanung entlehnt auf die 'öffentlichen Freiflächen' und – das war der freiraumplanerische Aspekt – deren Gebrauch im Alltag gerichtet. Hier sei als Beispiel an das Uni-Gutachten Bremen (1972/1973 – Hülbusch, K.H., Koch, J., Kreikenbaum, H. 1994) und C. Boldte 1975/1978 – Die Freiraumqualität von Straßen - erinnert. Eine Aufmerksamkeit, die leicht und deshalb gerne am Übergang vom Außenhaus zum kommunalen Freiraum illustriert wird (s. Böse, H. 1981, Haag, M. 1993, Hülbusch, K. H. 1996/2002, Troll, H. 2005). Mit der institutionellen Organisation aus 'Innenhaus und Außenhaus' als Ort des Familienalltags und Haushalts macht I. Meta Hülbusch bewusst, daß von der Arbeit (für das tägliche Leben) im Innenhaus ausgehend, über das Außenhaus als spezifischen Arbeitsplatz, der Weg nach draußen geöffnet wird. Hier wird erkennbar, daß alles Handeln von der Arbeit geleitet ist, die im Haushalt getan und begründet ist. Und von dessen 'Freiraum' (i. w. S.) und Selbständigkeit erst der 'kommunale Freiraum' (Troll, H. 2005) Verstand und Sinn erhält. So galt es allen politischen Gemeinschaften vor der Neuzeit, die Grenzlinien,

„welche ein Stück Eigentum von dem Eigentum der Anderen wie von der allen gemeinsamen Welt abtrennen“ (Arendt, H. 1958/2010: 87),

zu schützen. Die Forderung nach der 'Einmischung in die Architektur' (Bau-Leitplanung) weist darauf hin, dass es mit dem 'Außenhaus' nicht getan ist, wenn wie bei der Grünplanung üblich, das Drumrum ums Gebäude fein gemacht wird. Der Grundriss muss in allen Teilen für den Gebrauch aufeinander bezogen sein, damit die

'Leute handlungsfähig' (I.M. H. 1983/1997: 83)

werden können. Der private Freiraum des Außenhauses ist der Platz, an dem das 'Zuhause' bewusst gemacht werden kann:

„Ich gehe raus - und bin doch zu Haus“ (I.M. H. 1987/1997: 59).

Weil

„die Wirtschaft, selbst krank geworden, auf den Staat zurückfiel, verwandelte sich alles öffentliche Leben mehr oder weniger in staatliches und der Staat zunehmend in den Verwaltungs- und Fürsorgestaat“ (Gehlen, A. 1957/1966: 57).

In dieser abstrakt verdinglichten Gesellschaft weitgehend 'unsinnlicher Tatbestände' – die Corona-Neurose ist ein Zeichen dafür – bleibt die

„Familie ... als einzige 'symbiotische' Sozialform zurück, sie verdankt dieser Monopolstellung ihre außerordentliche Stabilität selbst in einer so mobilen Kultur und sie erscheint als der eigentliche Gegenspieler aller Öffentlichkeit, als Asyl der Privatheit.“ (ders.)

Wenn dieses 'Asyl' aber in der Etagenwohnung kaserniert ist, entstehen 'in dieser Distanzlosigkeit' Konflikte, für deren Lösung man sich immer schon mal aus dem Weg gehen können müsste. Auch für diese Entfernung und den 'Tapetenwechsel' ist das Außenhaus wichtig. Ohne 'Innenhaus und Außenhaus' gibt es keine Kommunalität und die 'öffentlichen Grünflächen' sind 'sozial leer', weil wir nicht 'über Verhaltensfiguren verfügen', diese zu erfüllen. Mit privatem Freiraum verfügen wir jedenfalls über den Ort, um eine 'symbiotische Sozialform' bzw. die 'emotionsgesicherte Primärgruppe' (P. Brückner, P. bei I. M. H. 1978: 124) zu verwirklichen – ohne Behinderung durch Enge.

Und an diesem Ort ist die Selbstbestimmung der Arbeit, die 'fortwährende Aneignung' (I. M. H. 2008: 31) ohne Abhängigkeit von den hilflosen 'lehroffiziellen konsumtiven Kompensationsprogrammen' (Gronemeyer, M. 1977 / bei I.M. H. 1978: 128) möglich. Ja, die sind dann unnötig, weil die Bestimmung des Nötigen von der Arbeit aus erfolgt und nicht nach den Prämissen des 'stellvertretenden Konsums' (Veblen, Th. 1899/1989), des Scheins geliehenen Reichtums.

'Ich gehe raus und bin doch zu Haus'

„Der Unterschied zwischen dem, was uns gemeinsam und dem, was uns zu eigen ist, ist erstens ein Unterschied der Dringlichkeit; kein Teil, der uns gemeinsamen Welt wird so dringend und vordringlich von uns benötigt wie das kleine Stück Welt, das uns gehört zum täglichen Gebrauch und Verbrauch. Ohne Eigentum, wie Locke sagte, können wir mit dem Gemeinsamen nichts anfangen, es ist 'of no use'“ (Arendt, H. 1958/2010: 85 – 86).

Zum individuellen und sozialen Wohlbefinden brauchen wir einen Ort, an dem 'in einer emotional gesicherten Primärgruppe' (s. P. Brückner) – der Familie, Selbständigkeit gelernt, erlebt und geübt werden kann, damit wir das 'Wagnis des Fremdverstehens' eingehen, uns selbst zu verstehen und sozial verhalten zu können (Schütz, A. 1932/2016)

„Die Gefahr, die diese wirkliche Enteignung, nämlich der Schwund des privaten Bereichs, für das Menschsein überhaupt in sich birgt, ist offenbar, sobald man sich die spezifisch nicht privativen Charaktere des Privaten vergegenwärtigt ...“ (dies.: 85)

und wird als Fortschritt der Bequemlichkeit und Befreiung von der Arbeit verkündet. Meta widerspricht der Enteignung und Bevormundung an der die Grünplanung mit den 'konsumtiven Programmen' seit 250 Jahren in vorders-

ter Front aktiv ist und fordert die Gewährung des Arbeitsplatzes für den Haushalt und die Arbeit der Familienfrauen, die

„den Anspruch haben, diese Arbeit gut zu machen“ (I. M. H. 1991/1997: 12).

Bei den verschiedensten Geschichten und Berichten aus dem Familienalltag und von der Arbeit kommt Meta auf die Forderung nach dem angemessenen Arbeitsplatz aus 'Innenhaus und Außenhaus' für den Haushalt zurück: die Gelegenheit für die selbständige und sparsame Einrichtung des Alltags. Wo die Eltern ihren Reichtum an Erfahrung gebrauchen und dabei die Jungen diesen Reichtum erfahren und erlernen (I. M. H. 1978: 127). Denn Erfahrungen werden nur mit den Notwendigkeiten des Alltags erworben. Wenn diese mangels Gelegenheiten enteignet und vom Markt monopolisiert werden, wird unwiederbringlich das zugehörige Wissen und Können verloren – enteignet. Wer mangels Erfahrung und Tradition die Konventionen des Gebrauchs, die in den Gebrauchsdingen manifestiert zum Ausdruck kommen, nicht verstehen kann, hält die Mitwelt für ausdruckslos bzw. unbrauchbar,

„leer wie eine aufgemalte einfarbige Fläche“ (Tucholsky, K. 1962/1991: 110).

Wer des Lesens der Gebrauchszeichen in der 'Mitwelt' nicht fähig ist, die gegenwärtige Geschichte in den Dingen nicht lesen kann, maßt sich gerne an, uns nach seiner Facon

„Stadt und Landschaft lesbar (zu) machen“ (Freytag, A. 2016).

Nichts leichter als das, nach einer Umerziehungsmaßnahme mit Enteignung der Selbständigkeit, womit wir daran gewöhnt werden, eine 'gestaltete Leere' vollkommen zu finden. Beim Gedanken zur Freiraumplanung prüfen wir die Erfahrung, die der Gebrauch in die Dinge eingeschrieben hat. Die Begründung des 'Gebrauchs' ist begrifflich vage und kann auch für die dekorative, repräsentative und unterhaltende Funktion seit Ende des 18. Jahrhunderts die Werbefloskel, mit der die Grünplanung die Enteignung des privaten Freiraums garniert, in Anspruch genommen werden. Käthe Protze (1997: 6) würdigt I. Meta Hülbuschs Beitrag zum grundsätzlichen Verständnis von Freiraum und zur Klärung, was denn Gebrauch ist, die Hierarchie und die Bezogenheit der Freiräume zueinander, sowie der private Freiraum als Voraussetzung von 'allem'.

„So rückt sie die 'Produktion der Reproduktion' und damit die tägliche Arbeit, die hauptsächlich von Frauen gemacht wird, ausdrücklich in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und beschreibt sie als Ausgangspunkt der Freiraumplanung. Und sie debattiert die baulich-organisatorischen Voraussetzungen, die notwendig sind, damit diese Arbeit ohne allzu große Schikanen organisiert und gemacht werden kann. ...“

„Und so ist die Beständigkeit im Querdenken, die wir von Meta kennen, auch ein Weg, sich 'Freiraum' zu schaffen. Die Sonne, die Rosen, das 'Überher', d. h. auch die Entscheidungen und die Wahl des Lebensweges strahlen und gedeihen dann auf den alltäglichen Wegen und ihren Rändern. Ebenso wie 'Innenhaus und

Außenhaus' in der Beschreibung des Alltäglichen und alltäglich notwendigen eine paradigmatische Arbeit für die Freiraumplanung ist, die das Verständnis von 'Freiraum' grundlegend geprägt hat und im Prinzip alle nachfolgenden Arbeiten mitträgt“ (Protze, Käthe 1997: 4 u. 6).

Die Grundannahme zur Begründung der Freiraumplanung (gegenüber der Grünplanung) war der 'praktische Gebrauch im Alltag', eine große und abstrakte Prüfinstanz. Mit 'Innenhaus und Außenhaus' macht I. Meta Hülbusch deutlich, dass alle Arbeit vom Lebensort der Familie, 'der emotional gesicherten Primärgruppe' (Brückner, P.) ausgeht. Das ist auch der Grund, warum vom Markt aus die Substitution des Haushalts durch Enteignung der Mittel und Gelegenheiten für den Alltag und die Arbeit forciert wird. Das 'Außenhaus', der private Freiraum zum 'Innenhaus', sind zusammen der Lebens- und Arbeitsort der Familie, von dem alles ausgeht. Sie bedarf keiner Bevormundung; auch nicht über die Ausstattung des Lebensortes, so dass irgendwelche Experten nicht benötigt werden. Deshalb ist verständlich, warum

„die Fachöffentlichkeit ziemlich hilflos“ (I. M. H. 1985/1997: 88)

auf 'Innenhaus und Außenhaus' reagierte. Nun, die Grünplaner spürten – ohne es formulieren zu können, dass ihre gestalterische Autorität für unbebaute Flächen bei Gebäuden, wenn sie – wie für Innenhaus und Außenhaus gefordert – 'Häuser' sind (s. Harenburg, B. u. Wannags, I. 1991) vorbei ist. In den Beiträgen zur Freiraumplanung ist die Befassung mit dem 'Haustürfreiraum' ein Indiz für die 'Aussperrung' aus dem 'Haus' und der Aufmerksamkeit für den Ort, an dem die private Zuständigkeit die Bildung der Kommunalität, der geselligen und gesellschaftlichen Konventionen übernimmt (s. Troll, H. 2005). Weil die freundliche Erinnerung an eigene Erlebnisse mit dem 'Haustürfreiraum' noch weit verbreitet ist, kommen Investoren und Entwerfer auf den Gedanken, den nicht vorhandenen Haustürfreiraum architektonisch zu inszenieren (siehe z.B. Freytag, A. 2016: 169). Das klappt nicht, weil unsere prädisponierte Erfahrung darauf – wenn überhaupt, bestenfalls ironisch oder sarkastisch reagiert. Vom Haus und seinen Bewohnern beziehen alle anderen Orte, insbesondere die Freiräume Kommunalität, Begründung und Gebrauch.

Zweierlei Nachlese.

Mit Metas leisem Vorwurf – „ihr habt 'Innenhaus und Außenhaus' alle nicht sorgfältig gelesen“ - im Gedächtnis habe ich mich auf Lesereise ihrer Beiträge gemacht. Oft habe ich mich dabei in Erinnerungen an Begebenheiten verloren. Was auch der unbefangenen LeserInnen passieren kann, wenn sie eigene Erlebnisse erinnert und ins Träumen kommt.

„Metas Texte lassen viel Platz, zwischen den Zeilen zu lesen, Und dieser Platz gab und gibt ihren LeserInnen viele verschiedene Möglichkeiten an Gedanken anzuknüpfen, in Dialog zu treten“ (Protze, K. 2021: 8).

Elisabeth Meyer-Renschhausen (2008 / bei Böse-Vetter, H. 2017: 4) ist ganz begeistert, wenn sie von einer Tagung berichtet:

„So bunt wie Meta Hülbusch erzählt“ und „so unorthodox“.

Da Meta Auslegungen und Schlußfolgerungen nicht plakativ hinzufügt – das gibt sie der LeserIn auf, kann es passieren, dass man wichtige Passagen überliest. Wie es mir, der vorbehaltlos ihren Begründungen und Folgerungen beipflichtete, ergangen ist: ich habe u. a. ihre Ausführungen zur Veränderung vom Mehrgenerationenhaushalt der ‘postfigurativen Kultur’ zum Zweigenerationenhaushalt der ‘kofigurativen Kultur’ (Mead, M. 1974 bei I. M. H. u. Lasker-Bauer, U. 1978/1997: 44 – 45) gelesen, aber die Tragweite nicht verstanden. Und das, obwohl alle ihre weiteren Überlegungen darauf implizit und explizit Bezug nehmen. Z. B. wird damit deutlich, dass unabhängig von der verwirrenden Begriffsverwendung das ‘Außenhaus’ sozial und funktional keinen Anklang an den ‘Hof’ zulässt. Neben der Nachlese für die Zeit der Veröffentlichung gibt es nun eine für heute, weil Phänomene deutlicher in Erscheinung und/oder unsere Erfahrungen und Kenntnisse weit geworden sind, wir dazu gelernt haben aus den Anregungen auch der späten 70iger Jahren. Wenn wir uns daran erinnern, dass Metas lebensgeschichtliches Erleben in der Tradition und Alltagsökonomie des Dreigenerationenhaushalts wurzelt und sie sich dann als junge Familienfrau in einem Zweigenerationenhaushalt wiederfindet, nimmt sie die Herausforderung an, das verstehen zu wollen und auch den konsumptiven Programmen der Unterhaltungsindustrie, wie sie an den Hochschulen propagiert wurden, zu widersprechen.

„Ich versuchte mit den Augen einer Frau, einer Mutter mit guter Ausbildung und Berufserfahrung und mit der Erfahrung häufigen Wohnungswechsels ein Resümée zu ziehen und zu verstehen“ (I. M. H. 2008: 31).

Zur guten Ausbildung gehörte ganz selbstverständlich ihre solide Lehre und Arbeitserfahrung im Dreigenerationenhaushalt mit Oma und Mutter. Nur mit diesen Kenntnissen und praktischen Fertigkeiten war der mitgebrachte Wissensvorrat aus dem Dreigenerationenhaushalt auf Tüchtigkeit in der bisher unbekanntem Lebenssituation zu prüfen und zu planen.

„Ich wollte mir mit Wissen einen Freiraum schaffen. Der Schwerpunkt ‘Produktion’ ist in seiner ganzen Breite aktueller denn je, so wie Denken und Schreiben im Zimmer für mich allein – inklusive Zeit für mich, die ich mir allerdings selbst geben muß

Das setzt fortwährende Aneignung voraus“ (dies.).

Dieser Rückblick macht verständlich warum Meta von den Nebensachen der Alltagsarbeit berichtet und weder den Versuch einer rationalistischen Aufzählung vermarktbarer = zu enteignender Tätigkeiten macht, noch auf die Architektur, die den brauchbaren Arbeitsplatz vorhält, zu sprechen kommt. Sie sieht da keine Beweisnöte für ihre Arbeit. Denn für sie galt aus der Erfahrung des Dreigenerationenhaushalts,

„daß Aufgaben wie Erziehen, Heilen, Pflegen, sozial Integrieren und ähnliches außerhalb personaler Beziehungen überhaupt nicht in menschlich befriedigender Weise erfüllbar sind“ (Huber, J. 1979: 113).

Was ihr den Kommentar eines flüchtigen Bekannten, eines Psychologen eintrug:

„‘Eure Kinder sehen aus, als seien sie vom Land’, was ich – nach einigem Nachdenken – als Kompliment auffaßte“ (I. M. H. 1978: 68).

Und auch die kleine Geschichte erklärt, an die sich unsere Tochter erinnert.

„Und diese Geschichte geht so. Als ich etwa 8 oder 9 Jahre alt war, jedenfalls nach der Grundschule, war eine Freundin bei mir zu Besuch. Wir spielten fröhlich im Hof hinter dem Haus, bis das Mädchen (ich weiß ihren Namen nicht mehr) irgendwann sagte, sie hätte Kopfschmerzen, ob wir ein Aspirin für sie hätten. Da ich nicht wußte, was Aspirin ist, gingen wir zu Mama und fragten sie. Mama guckte das Mädchen aufmerksam an und sagte dann, sie hätte zwar kein Aspirin, aber ein Stück Zartbitterschokolade, das würde auch ganz wunderbar gegen Kopfschmerzen helfen. Und siehe da: es half. Jedenfalls spielten wir meiner Erinnerung nach weiter vergnügt im Hofgarten“ (J. H. 2023).

Erfahrung in der Gewährsliteratur.

Jede/r hat mit der Zeit und manchmal ausgetauscht einen Zitatenschatz zur Hand, der hilft einer neuen Anregung oder Beobachtung einen Platz im Gedankengebäude, wo wir sie wiederfinden können, zu geben. Die Auswahl der ‘Gewährsliteratur’ wird nach unserer Lebenserfahrung gesichtet, geordnet und bildet aus katalogisierten Zufallsereignissen

„die Grundlage für die Erzeugung vielfältiger Szenarien von zukünftigen Handlungsergebnissen, die erforderlich sind, um Vorhersagen zu machen und zu planen“.

Im Alltag erkennen wir Gelegenheiten und Situationen aus Erfahrung wieder. Und so ist es nicht verwunderlich, wenn Erfahrung bei unseren Einsichten Parte steht. So wie bei Meta beschreibend Situationen aus der Lebenserfahrung aufscheinen und zum Beispiel oder Vorbild dienen, gilt dies auch für die AutorInnen der Texte, die wir in den 70iger und 80iger Jahren mit viel Verständnis gelesen haben. Dazu ist mir von Erik H. Erikson ein wunderschönes Beispiel über den Weg gelaufen, dass alle AutorInnen ihre Herkunft und Lebenserfahrung aus der Einführung in das Alltagsleben zu Zeiten wahrer oder auch organisatorischer Dreigenerationenhaushalten erlebten, für die bäuerliche Erzeugung zur Selbstversorgung konstitutiv waren. So kann Erik H. Erikson, der 1902 in Frankfurt/M. geboren wurde, noch 1959 schreiben wie er sich die anregende Nachbarschaft für den Lebensort von Kindern in der Zeit der ersten vier Phasen der Persönlichkeitsbildung wünscht (Erikson, E. H. 1959/1973: 98):

„Wenn sie Glück haben, leben sie in der Nähe von Bauernhöfen oder in Straßen mit vielen geschäftigen Leuten und Kindern aller Altersstufen, so daß sie zuschauen und mitmachen, beobachten und teilnehmen können in dem Maße, wie ihre Fähigkeiten und ihre Initiative schubweise zunehmen“, bis „es aber an der Zeit ist, ‘in die Schule zu gehen’“.

Meta zeigt in ihrer Studie auf die Wohnstandortwahl, die

„von uns nach den Bedingungen und Anforderungen der häuslichen Produktion (also des Haushalts / Anm. 2023) durchgeführt“ (I. M. H. 1978: 128)

wurde.

„Dies setzte voraus, daß eine Verfügung über ... ‘Innenhaus und Außenhaus’, die eine Veränderung und Anpassung an unsere Alltagsorganisation ermöglichte, gegeben war. Da ein neuer Wohnort nicht ohne Risiko ist, kommt es daher auf das Experimentierinteresse an“ (dies.),

an die Bereitschaft sich einzuleben und

„durch eigenes Angebot einen Anfang machen kann zum Abbau der Isolation von Frauen und Kindern, zum Abbau der Desintegration“ (I. M. H. 1978: 72).

Wenn Meta in ihrem Rückblick feststellt

„was ich erst heute richtig begreife, ich habe bis jetzt das Glück gehabt, meine Thesen leben zu können. Es gab für mich Luft, es gab Freiraum und damit auch ein Stück Freiheit.“ (I. M. H. 2008: 32)

Die Autorin verschweigt der LeserIn, dass sie von Zuhause diese ‘These’ mitbringt und keine Angst vor dem Risiko des ‘neuen Wohnortes’ hat, weil sie einschätzen kann,

„hier können wir etwas machen, das erstens für unsere Alltagsorganisation notwendig ist und zudem auch noch Spaß machen kann“ und „das Experimentierinteresse anfordert“ (I. M. H. 1978: 128)

und das Können prüft, weil man nur so auch ‘Zuhause’ wird. Doch dazu braucht man viele Tugenden, die man in den ersten sechs bis acht Jahren des Lebens erwirbt, wenn wir in einer ‘emotionsgesicherten Primärgruppe’ leben (Erikson, E. H. 1964/1971: 95ff) und z.B. ‘Zuversicht’ und ‘Hoffnung’ haben erleben und erwerben dürfen. Aus diesem Grunde mit Bezug auf B. Bettelheim legt Meta erfahrungsgemäß so viel Wert auf den Haushalt und die häusliche Arbeit (Produktion), die dafür Anregung und Gelegenheit gibt.

Indizienkunde setzt Erfahrungswissen voraus.

Ohne lebensgeschichtliche Erfahrung gibt es keinen Zugang zu einer Indizienkunde. Was stillschweigend vorausgesetzt aber nie explizit gemacht wurde. Das gilt auch für die Literatur zur Gesellschaft, auf deren Einsichten wir uns gemäß eigener Lebenserfahrung mit der ‘postfigurativen Kultur’ berufen. Mit den Konventionen einer kooperativen Geselligkeit, die altruistisch das ‘Fremdverstehen zum Selbstverstehen’ übte, waren wir vertraut. Und es galt bis etwa 1980 in gewerblichen Siedlungen und Städten, da deren Einwohner mehrheitlich noch in Dreigenerationenhaushalten Zuhause waren und diesen Lebensstil noch einige Zeit in den industrialisierten Siedlungen stabilisierten. D.h. bis dahin galt das bäuerliche Land nicht nur als Quelle des ungleichen Tauschs ‘angeeigneter’ Nahrungsmittel, sondern auch als Kolonie für ‘billige’ Arbeitskräfte, die in den 60iger Jahren versiegte und durch Einwanderung aus Süd-

Ost-Europa ersetzt wurde. Auch diese Menschen kamen – zunächst wenigstens – aus der Lebensgeschichte von Dreigenerationen-Haushalten, bei denen die bäuerliche Selbstversorgung selbstverständlich war. Für Meta war Verantwortung und Zuständigkeit des Amts der Familienfrau auch im Zweigenerationen-Haushalt selbstverständlich, weil sie das konnte und gelernt hatte. Sie widersprach der Propaganda des mainstreams, der die Enteignung mit (teurer) Bequemlichkeit honoriert. Je weniger jemand kann und weiß, je verlockender wirkt die Bequemlichkeit, denn

„Immer seit seiner Austreibung aus dem Paradies hat der Mensch dazu geneigt, Arbeit als Mühe oder Sklaverei zu beklagen und die als glücklich zu preisen, die scheinbar wählen können“ (Erikson, E. H. 1964/1971: 106).

Metas Gewohnheit die Arbeit (i. w. S.) beispielhaft – das hieß in den 70iger Jahren: ‘exemplarisch’ aufzuführen und davon ausgehend den nötigen Arbeitsplatz einzufordern, ist Ausdruck einer wohlüberlegten Wahl zur Selbständigkeit, die wir nur in frühesten Kindertagen nach dem Vorbild lernen:

„Der Mensch muß lernen, das zu wollen, was sein kann, auf das, was nicht sein kann, als nicht wollenswert zu verzichten, und zu glauben, daß er will, was unvermeidlich ist.“ (Erikson, E. H. 1964/1971: 102).

Dazu sind einige Prinzipien vorausgesetzt:

„Zu wollen, heißt nicht eigenwillig zu sein, sondern vielmehr, allmählich die Macht zu weitergehendem Urteil und zur Entscheidung bei der Verwendung der Triebe zu erringen“ (ders.: das.).

Was Erikson als Vertrauen bezeichnet, nennt Alain (1926/2016: 86 – 88) Treue.

„Die Stoiker vertraten denselben Standpunkt, wenn sie sagten: ‘Das Schicksal schleppt dich mit, wenn du dich widersetzt, aber wenn Du einwilligst, führt es dich‘“

und gibt uns ein Beispiel für den Selbstzweifel, mit dem nichts gelingen kann.

„Ich habe schlecht gewählt; das läßt sich nicht wieder gut machen, um so schlimmer für mich. Die richtige Idee wäre hier vielmehr, daß jede Wahl schlecht ist, wenn man sich gehen läßt, daß aber eine jede gut werden kann durch den guten Willen Keiner wählt seine Zuneigungen. Aber es ist die Treue, die die Wahl rettet, hier wie da. Man muß wählen, treu zu sein. Man muß wählen, aus der Wahl etwas Gutes zu machen“.

Nicht nur Erikson (Bettelheim, Brückner, M. Mead u. v. a.) ist der Überzeugung, dass dies zu erlernen und verstehen - ‘also eine der Aufgaben wie Erziehen’ – nur in ‘personaler Beziehung’ während der frühen Kindheit und Kindertagen gelingen kann. Aus dieser Erfahrung und beobachtenden Kenntnis heraus, begründet Meta den Arbeitsplatz für den Haushalt aus ‘Innenhaus und Außenhaus’.

Der Vollständigkeit halber will ich die spröde Darlegung von E. Bloch zu diesem Gedanken, die seit 1965 zu meiner Gewährsliteratur gehört, zitieren:

„Weiter jedoch ist nötig, daß das Überholen nicht abstrakt bleibt, nur putschhaft vorpreschend oder aber ein Glück vormachend, von dem überhaupt nicht gewußt wird, wie man hingelangt. So etwas ist erst Schwärmen und überholt nur scheinbar, obwohl sein Vorwärts besonders heftig aussieht. Damit dies vermieden, dazu muß man allerdings auch mitmachen, freilich nicht die Dinge, wie sie sind, wohl aber wie sie gehen, real möglich gehen könnten, wie ihre Tendenz ist“ (Bloch, E. 1963: 123).

Die kritische Literatur zur Veränderung der Verhaltensweisen, der Erfahrungs- und Lebenswelt (z. B. J. Habermas) betrachtet den Wechsel von der Agrarkultur zur Industriekultur mit dominierender Junggesellenkultur (heute 19.6.2003 – 80% 1 u. 2-Personenhaushalte, 20% 3 u. mehr-Personenhaushalte in Bremen) und Zweigenerationenfamilien. Was jemand wie sieht und interpretiert ist bei aller Wertfreiheit, gesehen durch die Lebenserfahrung der AutorIn, ohne dass diese explizit erklärt wird. Wenn ich sage, um etwas zum Vorbild wählen zu können muss ich erfahrungsgemäß gute Gründe zu wissen gelernt haben. Wie Marianne Gronemeyer (1977: 190 / b. I. M. H. 1978: 127) uns mitteilt

„ist die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse eine Folge des Reichtums der Lernerfahrung“,

die uns z. B. an Eriksons Frankfurter Vorstadtstraße erinnert.

Nachlesen.

J. F. Millets 'Ährenleserinnen' sind das wohl bekannteste Sinnbild der Nachlese, die aufliegt, was bei der Ernte unbeabsichtigt liegen geblieben ist. Manche Kulturen reifen über einen längeren Zeitraum und müssen in vorhersehbaren Intervallen nachgelesen werden. Bei Texten (oder Bildern) ist es so, dass die Mitteilung von der LeserIn, die sich verändert hat, reifer, verständnisvoller, kenntnisreicher geworden ist, anders verstanden wird.

Es kann auch sein, dass der erörterte Gegenstand nicht mehr erkennbar ist oder ausdrucksvoller

in Erscheinung tritt. Ich habe bei 'Innenhaus und Außenhaus' einige Mitteilungen – z. B. den Wechsel von der Mehrgenerationen-Familie zur Zweigenerationen-Familie, den darin verschlossenen lebensgeschichtlichen Hintergrund der Autorin und die Art der exemplarischen Darstellung der Arbeit und des Lebens an scheinbar unwichtigen oder marginalen Tätigkeiten nicht genügend verstanden. Tonangebend bleibt dabei der Sinnspruch

'Ich gehe raus und bin doch zu Haus',

der gewendet ist gegen das, was mich heimatlos und unselbständig macht. Auch die dissoziale Selbstbezogenheit der Junggesellenkultur und die organisatorische Desintegration von Kindern, Jugendlichen, Frauen (Müttern), Alten, die der 'Lohn' der Zweigenerationenfamilie ist, hat Meta schon verhandelt. Ich vermochte die Beobachtung nachzuvollziehen, hielt sie aber eher für marginal, weil Lebenserfahrung und Lebensort noch von der Persistenz altertümlicher Lebens- und Verhaltensweisen geprägt waren. Das ist heute nicht mehr der



Abb. 5: Jean-Francois Millet – Ährenleserinnen, 1857

Fall, weil auch das letzte Gebäude der entferntesten Siedlung – ein Dorf im soziologischen Sinne gibt es nicht mehr, von ‘Städtern’ bewohnt wird. Und so bin ich nicht erst neuerdings bei älteren Texten erstaunt über helllichtige Vermutungen, Analysen, Prognosen, die ich früher oft für nebensächlich hielt. Ein Beispiel zu nennen: Lange bevor der Generalsekretär der SPD die ‘Lufthoheit über den Kinderbetten’ verkündete, konstatierte I. Meta Hülbusch

„beide (Kinder und Frauen / Anm.) erheben den Anspruch auf Autonomie mit dem Erfolg, daß beide in Anstalten verwaltet werden: die Frau in der Fabrik, im Büro, das Kind im Kindergarten, Vorschule“ und all den Verwahranstalten (I. M. H. 1978: 33),

die seitdem von den Funktionären der ‘Autonomie’ eingerichtet wurden, um die enteignete familiale Verantwortung und Zuständigkeit marktmäßig zu verwerfen.¹⁵ Die für uns aufregende Diskussion, die neu aufgelegte oder neu verfaßte Literatur mit oft enzyklopädischem Hintergrund lehrte uns auf die Sozialökonomie, die Wirkung des Planens und Bauens, auf Alltag und Gesellschaft, den ‘Prozeß’ der Vergesellschaftung der Gesellschaft zu achten und uns nicht

¹⁵ Wie diese totalitaristische Gängelung und Einschnürung des Alltagslebens – wie sie nach Popper (1945/2000: 333) Platons Vorstellung vom ‘höchsten Staat’ entsprechen könnte, stellt Käthe Protze in einer Analyse der Folgen des ‘Gemeindehaus des Roten Wien’ dar: Protze, K. 1995 – Ohne Göd – Ka Musi. in: Schrift. d. Landsch. No 4: 1 – 50. Wien.

– wie heute wieder von ökonomistischen und vor allem technizistischen Vorwänden blenden zu lassen. Die Sozialtechnokraten in den Parteien und Verwaltungen haben – wie sie behaupten mit guten Gründen - durch Verwaltungseingriffe den Haushalt der Familie zerstört und den häuslichen Arbeitsplatz praktisch und vor allem propagandistisch mit dem Verdikt von der Bequemlichkeit enteignet. Durch die technische Durchsetzung der Zweigenerationenfamilie, die später dann die Eltern als Großeltern auf die Straße setzt und das 'Pflegeproblem' erfindet – ein lukrativer Markt, wird unter dem soziologischen Schimpfwort 'Kleinfamilie' deren Sinn und Fähigkeit zum Haushalt abgesprochen, 'Innenhaus und Außenhaus' praktisch und ideologisch verweigert. Was jeden Tag leichter fällt, weil die Erinnerung und die Kenntnisse wie Fertigkeiten immer seltener getragen werden, im Scherbenhaufen der Enteignung verrotten.

Dass Feministinnen implizit die Enteignung des Lebens- und Arbeitsplatzes Haushalt, die Vermarktung des Alltags feiern, verstehe ich immer noch nicht, wenn sie – wie C. v. Werlhoff kritisiert

„z. B. die Sklaven-Arbeiten, die uns die Männer wie Sauerbier anbieten, das sie selber nicht mehr wollen, als neue Befreiung verkaufen. Als hätten die Natur und die Liebe und die Subsistenz und die Kinder uns verstümmelt und erniedrigt und nicht die Industrie und die Warenproduktion und der alltägliche Krieg mit Männern und Institutionen!“ (taz 24.12.88: 20 – 23 / bei I. M. H. 1987/1997: 77).

Gegen die orthodox-feministische Unterstellung oder Zumutung schreibt Meta kurz und bündig

„Ich habe drei Kinder geboren und groß gezogen, deshalb verblöde ich doch nicht“ (I. M. H. .../1997).

„Sie schrieben wie Frauen schreiben, nicht, wie Männer schrieben“,

so lese ich bei Virginia Woolf (1929/2001: 74), wenn sie an 'Ein eigenes Zimmer' und 500 Pfund für 'mich' denkt. Und die Familienfrau I. Meta Hülbusch fasst die Bedeutung der Gelegenheiten für Leben und Arbeiten zusammen:

„Die Kinder wollten spielen, ich wollte Zeit für mich“ (I. M. H. 1987/1997: 81).

Wenn ich bedenke, daß 'Innenhaus und Außenhaus', wenn überhaupt zitierend erwähnt (s. Protze, K. 1997: 5), immer nur cursorisch genannt wird, Bezug auf eine Textpassage ist äußerst selten, ist es das, wie Frauen schrieben:

„Von all den tausend Frauen, die damals Romane schrieben, setzten nur sie allein sich völlig über die unaufhörlichen Ermahnungen des emsigen Pädagogen hinweg – schreibe dies, schreibe jenes“ (Woolf, V. 1929/2001: 74).

Meta schreibt keine Dienstanweisung oder so etwas wie ein Lehrbuch, sondern erzählt eine Geschichte vom Alltagsleben im Innenhaus und Außen. Und



Abb. 6: Pablo Picasso – Les jeux et la lecture, 1953.

© Succession Picasso / VG Bild-Kunst, Bonn, 2023

gibt demgemäß keine Anweisungen für den Ort, an dem gelebt wird. Sie sagt, so ist das Leben und es muss da reinpassen und ich sehe, ob es da reinpasst. Diese Anleitung an die LeserIn, nennt Elisabeth Meyer-Renschhausen (2008 / s. bei Böse-Vetter, H. 2017: 4) begeistert:

„unorthodox“, „so bunt wie Meta erzählt“.

Diese ZuhörerIn hört und liest zwischen den Zeilen und, sich erinnernd, ihre Kenntnis und Erfahrung hinzu. Nur mit Kenntnis und Erfahrung der Arbeit, Vertrauen in die vorikonographische Phase des Verstehens kann man verweisen

„auf die verschiedenen Facetten eines Themas (...) und auch die Seitenwege der Erzählung“ (Protze, K. 2021: 8),

die Meta die Neigung hatte in ihre weit gefasste Betrachtung aufzunehmen, mitgehen. Denn die Zeit, von der sie schaut, umfasst ein Menschenalter, in dem was heute zu tun ist oder nicht getan wird, Jahre später noch so oder so wirkt und deshalb jetzt bedacht sein will, wie z. B. der Erwerb der 'Grundtugenden', die nur in den ersten 6 – 8 Lebensjahren durch die Vermittlung liebevoll vertrauter Erwachsener gelernt werden können (Erikson, E. H. 1964/1971:

55ff). Für den Verstand der PlanerIn gibt es dagegen nur einen Zeitpunkt ± 0 = Fertigstellung des 'Kunst'-Werks.¹⁶

Und die hatte in Gestalt der Hochschule schon ziemlich bald die Glaubwürdigkeit eingebüßt, samt der konsumptiven Beschäftigungsprogramme für die des Hauses Enteigneten, denen mit der Gelegenheit die Arbeit verwehrt ist. Für das Außenhaus gilt

„das gleiche, wie für das Badezimmer: die Sonne, der Regen, der Sand, das Wasser, das Gras, die Blumen, der Duft gehören zum Lebensraum Wer verbietet uns denn, zu ertasten, zu erfühlen, den Wind über unseren Körper streichen zu lassen? Ist das nur über Eintrittsgeld erlaubt?“ (I. M. H. 1978: 69)

André Gorz (1975/1977: 85) hat das polit-ökonomisch so beantwortet:

„Das Prinzip ist, wie sie sehen, stets das gleiche. Man muß die Leute daran hindern ihre Bedürfnisse spontan und selbständig zu decken; sie müssen zu ihrer Befriedigung abhängen von institutionellen und industriellen Mitteln (dem Markt / Anm. KHH.), über die sie nur verfügen können, wenn sie sie bei den Institutionen, die dafür das von Illich so genannte 'Radikalmonopol' halten, kaufen oder mieten.“

Das war in den 70iger Jahren bekanntes Wissen, dass heute mehr denn je mit technoiden Vorwänden übertüncht wird - 'wie Männer schreiben' oder Sozialtechnokraten des Funktionalismus, menschenfeindlich, kinderfeindlich (s. P. Brückner bei I. M. H.). Doch was meint Virginia Woolf mit der 'typischen Schreibe von Frauen'? Sicher gehört dazu die Lebenszeit mit Vergangenheit = Erfahrung und Zukunft,

„die mit Hilfe der Vergangenheit zu planen“ (Domasio, A. 1994/2010: 22)

ist. V. Woolf warnt davor, im Zorn zu schreiben, im Groll, weil dann die Geschichte, die Erzählung verlassen wird. So sehe ich in Metas Schriften immer geschrieben, was, wie und warum ihr wichtig und richtig ist. Sie beschreibt Gründe und nennt die Vorbilder, in denen die Erfahrung sedimentiert ist. Dagegen lässt sie offenbare Kritik außer Betracht, bedenkt, was da so alles aus der hohlen Hand propagiert wird, eher mit einer ironischen Frage. Sie ist in ihrem Urteil unbestechlich und gegen Zumutungen, Unterstellungen, Ungezogenheit, Voreingenommenheit hilflos und wehrlos. Und trotzdem und wie es auch Käthe Protze (2021: 6 – 17) andeutet, hatte sie

„etwas von einer Anführerin, um sich zu sagen: Oh, aber die Literatur können sie nicht auch noch kaufen. Die Literatur steht allen offen. Ich weigere mich, ihnen, wenn sie auch der Pedell sind, zu gestatten" (Woolf, V. 1929/2001: 75)

¹⁶ Auftritt und Funktion der Grünplanung seit etwa 1780 ist bei G. Schneider (1989: 29 – 59) gut nachzulesen.

Dem 'Pedell', der will, dass es der Bürokratie, dem Spekulanten und dem, was gerade großmäulig Mode ist, recht ist, begegnete Meta häufiger. So berichtet sie (I.M.H. 1991/1997: 13):

„Grundtenor meines Einführungsreferats (vgl. NB 10) war die Aussage, daß nur dort - – wo wir etwas zu sagen haben, uns auch die Aneignung gelingt. ... Und, daß wir auch nur dort sichtbar werden, wo wir uns etwas angeeignet haben. Das erschien diesem erlauchten Publikum wie ein Aufruf – nicht zur Hausbesetzung, sondern zur Okkupation zumindest einer ganzen Straße. Und dabei hatte ich von einem bunten, lebendigen Wohnen fabuliert.“

Marguerite Duras (1987/1988: 63 – 64) hat die Distanz der 'feinen Leute' gegen den Alltag auch kennen gelernt:

„Ich spreche für sie wohl eine unverständliche Sprache, da ich von der Arbeit der Frau rede. Das wichtigste ist, von ihr und ihrem Haus zu reden, vom Wirkungskreis der Frau ...“.

Davon berichtet Meta aus ihrer Erfahrung und den vielen Begegnungen und Beobachtungen, Gesprächen in der Nachbarschaft, die sehr groß war und ihr bei jedwedem Spaziergang begegnete, weil sie sich erkundigte, was sie gesehen hatte. Sie redet nicht von der Architektur oder den Spuren. Erzählt von der Arbeit, dem Leben der Familienfrau, vom Haushalt, vom Alltag, all dem, was Tag für Tag nötig tut. Sie weiß und sieht wie die Gelegenheit des Lebensortes sein muss, für den sie auch das 'eigene Zimmer' und 500 Pfund braucht. Den Maßstab setzt die Familienfrau, urteilt über das 'Angebot' nach den Kenntnissen ihrer Lern- und Lebenserfahrung. Und läßt sich weder von Politikern, deren Experten oder Ideologen nötigen und bevormunden; denn die wollen nur das Herdfeuer stehlen, damit wir ihr dünnes Süppchen kaufen müssen. Dass die Familienfrau eine Suppe kocht ist für Meta so selbstverständlich, dass es ihr nicht der Rede wert ist.

Sie legt eine Freiraumkunde vor, von der ausgehend die Freiraumplanung zu begründen ist.

Das, um ein Beispiel dafür anzuführen, ist an den Beiträgen zum 'Haustürfreiraum' darzustellen. Die Unbefangenheit, mit der Meta aus dem 'inneren Außenhaus' berichtet – eine Nähe, von der Frauen eher schreiben, stellt eine emotionale Distanz, die uns sozial mit einer Scheu vor unangemessener Nähe versieht, her. So ist m. W. noch niemand auf die absurde Idee verfallen, ein Außenhaus zu planen. Dagegen sind wir selbst 'am sozialen Raum' (I. M. H. 1978) des Außenhauses, dem Haustürfreiraum, handelnd und somit vertraut beteiligt. Wir fühlen uns Zuhause.

Meine Reminiszenz.

Wenn wir lesen, sind wir oft auf der Suche nach Erinnerungen, finden oft eine Geschichte, die uns noch nicht aufgefallen war und für uns so gesehen neu ist. Oder aber eine Einsicht, die so alt ist, dass wir überrascht sind, sie in

längst vergangener Zeit so ganz selbstverständlich vorgetragen zu finden, in einem Märchen, das George Sand für ihre Enkeltöchter erzählt:

„Nun ist die ganze Sache abgeschlossen und sie hat schon ihre Vorteile. Man muß es nur verstehen, das Nützliche dem Angenehmen vorzuziehen“ (George Sand 1876/1991: 14)

Meta spricht vom Prinzip der Sparsamkeit, das im Haushalt gelte und kommt zu dem Schluß:

„Das Produkt einer soliden Arbeit ist nie unästhetisch.“

Für unseren Haushalt – Gegenstand neugieriger Beobachtung, der immer gegenwärtig war, haben Meta und ich uns immer das dazu nötige und erforderliche Können, Wissen und Verstehen ‘fortwährend angeeignet’; so wie es unsere Alterung und die Reifung der Familie erforderlich machte. Das brauchte manche und auch schon mal anstrengende Erörterung. Bei der Nachlese führte ich das Gespräch über ihre Texte ohne Meta im Vertrauen darauf, dass sie mit meiner Auslegung einverstanden sei.

„Aber jede Entscheidung trug die Möglichkeit zur Untreue, sogar zum Verrat in sich“

schreibt Joan Didion (2005/2017: 159) nach dem Tod ihres Mannes von der Redaktion seiner nachgelassenen Texte. Ich habe lange gebraucht Metas Texte zu lesen, zu rezipieren, damit ich erinnerte Passagen wiederfinde, meine Auslegungen geprüft und kritisiert, nach jüngeren Einsichten erweitert. Und bin mir sicher, keinen Verrat begangen zu haben und höre Meta im Hintergrund vor sich hin sagen: ‘na, endlich hast du es begriffen.’ Und sie würde ich zu Recht auf die Schulter klopfen. Und das, weil Meta wie ich neben den vielen gemeinsamen Interessen an der Freiraumplanung jeweils mehrere eigene Vorgärtchen hegten, die in unserem ‘Außenhaus’ am Rande des ‘Haustürraums’ einen Platz fanden.

Oder:

„die Geschichte von zwei jungen Leuten unterschiedlich in Temperament und Herkunft, unkonventionell und mit Sinn für die Notwendigkeit weiblicher und männlicher Emanzipation“ (Hetmann, F. 1984)

Literatur

Grundlage der Nachlese ist:

Hülbusch, Inge Meta, 1978 – Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 01 Heft 033 der OE Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel (GHK). Kassel.

Ergänzt aus der Textsammlung „Ich gehe raus und bin doch zu Haus“ und andere Texte von Inge Meta Hülbusch. Notizbuch 47 der Kasseler Schule. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Red.: H. Böse-Vetter. Kassel 1997:

- I.M.H. -1981- Lakaienarchitektur oder: Gedanken beim Versuch, eine Stadt zu lieben.
- I.M.H. -1991- Die Stadt der Frauen
- I.M.H. -1971- Auswirkungen naturwissenschaftlicher Grenzen der Zumutbarkeit auf die Landschafts- und Regionalplanung.
- I.M.H. -1987- Innenhaus – Außenhaus / Spielraum – Streifraum – Der gelebte Raum.
- I.M.H. und Läscher-Bauer, Ulrike – 1978- Erfahrungen mit der Feldabhängigkeit
- I.M.H. -1987- Ich gehe raus – und bin doch zu Haus. Wie kleine Kinder wohnen können.
- I.M.H. -1990- Die Angst vor den Gärten der Anderen.
- I.M.H. -1987- Das Außenhaus – einmal anders. Was machen Frauen draußen?
- I.M.H. -1983- Freiraum von Frauen für Frauen – Freiraum von Frauen.
- I.M.H. -1985- Die ideale Assistentin.
- I.M.H. -1986- Vorsicht! Versuchsgelände!

und aus Beiträgen, die in der Bibliographie (von H. Böse-Vetter) der Schriften von Inge Meta Hülbusch in Notizbuch 90 der Kasseler Schule, S.61-66. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel 2017, verzeichnet sind.

- Alain -1926/2016 – Treue. in: ders.: Die Kunst sich und andere zu erkennen: 86 – 88. Frankf./M.
- Arendt, Hannah -1958/ 2010- Vita activa oder vom tätigen Leben. München, Zürich.
- Arendt, Hannah -1965/ 2003- Über das Böse. Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik- München.
- Bärenweiler, R. u. Cordts, H.J. -1992- Vom Einfamilienhaus zum Einfamiliengebäude. Vervielf. Manuskript. Kassel.
- Bahrtdt, H.P. -1961/ 1969- Die moderne Großstadt. Reinbek.
- Bellin-Harder, F., Körner, St., Lorberg, F. -2019- Wohngebäude suburbaner Großsiedlungen. In: RaumPlanung 6 – 2019. S. 33-39. Dortmund.
- Bennholdt-Thomsen, Veronica -1983- Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Heft 9/10, S. 207-221. Köln.
- Berger, P.L. und Kellner, H. -1984- Für eine neue Soziologie. Frankfurt/aM.
- Berger, P.L. und Pullberg, S. -1965- Verdinglichung und soziologische Kritik des Bewusstseins. In: Soziale Welt, XV 17, S.97-112. Göttingen.
- Berger, J. -1979/1982- Historisches Nachwort. In: ders.: SauErde, S. 266-293. Frankfurt/aM.
- Berger, J. -1979/1982- SauErde. Frankfurt/aM.
- Bloch, E. -1963 – Tübinger Einleitung in die Philosophie I. Frankfurt/aM.
- Böse, H. -1981- Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Heft 22 Arbeitsberichte des FB 13 - Stadtplanung und Landschaftsplanung der GhK, Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- Böse-Vetter, H. -1993- „Man wohnt und wohnt und merkt es nicht.“ In: Über Vorgärten. Kontexte zur Freiraumplanung. Hg.: Cooperative Landschaft, S. I-VII. Wien.
- Böse-Vetter, H., Braun, U., Hülbusch, K.H., Scharla, L. Volz, H. und Zeihe, M. -2014- Das Haus. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Das Haus. Notizbuch 80 der Kasseler Schule: 18-146. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

- Böse-Vetter, H. -2017- „Das ist jetzt viel Kleinkram...“- Inge Meta Hülbusch zum 80sten Geburtstag. In: Notizbuch Nr. 90 der Kasseler Schule. S. 4-14. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Boström, J. und Günter, R. (Hg.) -1976- Arbeiterinitiativen im Ruhrgebiet. (VSA) Westberlin.
- Bourdieu, P. -1970/ 1974- Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/aM.
- Breuer, Th. -2013/2016 – Leander und die Stille der Koje. Leer.
- Broyelle, Claudie -1974- Die Hälfte des Himmels. Frauenemanzipation und Kindererziehung in China. Berlin.
- Brückner, P. -1973- Zur Sozialpsychologie des Kapitalismus. Frankfurt/ aM.
- Damyranovic, D. und Roither, A. (im Gespräch mit Inge Meta Hülbusch) -2008- „Innenhaus und Außenhaus, Umbauter und sozialer Raum“. In: zoll + Nr.12 Österreichische Schriftenreihe für Landschaft und Freiraum. 18. Jahrgang, Heft Juni 2008, Seite 31-33. Wien.
- Didion, Joan -2005/ 2017- Das Jahr magischen Denkens. Berlin.
- Dörhöfer, Kerstin -1990- Feministische Ansätze gegen patriarchalische Strukturen in Architektur und Planung. in: Arbeitsber. des Fachber. Stadtplanung und Landschaftsplanung, Heft 86: Platz nehmen oder Raum greifen ? Standorte und Perspektiven feministischer Planung. S. 10-27. Kassel.
- Duras, Marguerite -1987/1988 – Das Haus. In: dies.: Das tägliche Leben. S. 50-72. Frankfurt/aM.
- Erikson, E.H. -1959/ 1973 –Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/ aM.
- Erikson, E.H. -1964/ 1971 –Einsicht und Verantwortung. Frankfurt/ aM.
- Freytag, Anette -2016 – Dieter Kienast – Stadt und Landschaft lesbar machen. Zürich.
- Gehlen, A. -1957 –Die Seele im technischen Zeitalter. Reinbek b. Hamburg.
- Gehlken, B. -2022 –Von der Mutter des Ackerbaus zum teuren Pflegefall. In: Notizbuch Nr.94 der Kasseler Schule, S. 191-216. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Ginzburg, C. -1979/1983 –Spurensicherung. In: ders.: Spurensicherung. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. München.
- Gorz, A. -1975/1977 – Ökologie und Politik – Beiträge zur Wachstums-Krise. Reinbek b. Hamburg.
- Gronemeyer, Marianne -1977- Denn sie wissen nicht, was sie wollen. In: Gronemeyer, H. und Bahr, H.E. (Hg.) Nachbarschaft im Neubaublock. S. 189-203. Weinheim und Basel.
- Habermas, J. -1962/1976 –Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied und Berlin.
- Hard, G. -1990- Hard-Ware. Notizbuch Nr.18 der Kasseler Schule. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hard, G. und Pirner, J. -1985- Stadtvegetation und Freiraumplanung: am Beispiel d. Osnabrücker Kinderspielplätze. OSG Materialien 7. Univ., Fachgebiet Geographie, Osnabrück.
- Harenburg, B. u. Wannags, I. -1991 – Von Haustür zu Haustür. In: Notizbuch Nr.23 der Kasseler Schule, S. 175-219. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Haug, W.F. -1972- Kritik der Warenästhetik. Frankfurt/ aM.
- Helbig, R. -1999- Hof und Haus. In: Notizbuch Nr.54 der Kasseler Schule. S. 87-96. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hetmann, F. -1983 – Bettina und Achim. Die Geschichte einer Liebe. Weinheim u. Basel.
- Huber, J. -1979 – Zwischen Supermarkt und Sozialstaat: Die neue Abhängigkeit des Bürgers. In Illich, I. u. a. Entmündigung durch Experten: 129 – 155. Reinbek b. Hamb.
- Hülbusch, I.M. -2008/ 2021- Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. / im Gespräch mit Doris Damyanovic und Antonia Roither. In: Notizbuch Nr.93 der Kasseler Schule. S. 8-20. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, K.H. -1991- Morphologie und Organisation. In: Notizbuch Nr.23 der Kasseler Schule. S. I-VIII. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

- Hülbusch, K.H. -1995/ 2002- Die Straße als Freiraum. In: Notizbuch Nr.59 der Kasseler Schule. S. 91-99. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, K.H. -2004- Vom Wohnweg zur Gasse. In: Notizbuch Nr.58 der Kasseler Schule. S. 188-190. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, K.H., Koch, J., Kreikenbaum, H. -1973/ 1994- Gutachten zur Freiraumplanung der Universität Bremen. In: Notizbuch Nr.33 der Kasseler Schule. S.169-281. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, K.H. und Schröder, H. -2022- Vom Grünland zur Amtsbrache. In: Notizbuch Nr.94 der Kasseler Schule. S. 7-16. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, K.H. und Vetter, Christine Anna. -1997- Kommentar zur Nachbereitung. In: Notizbuch Nr.48 der Kasseler Schule. S. 67-69. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Kaufmann, J.-C. -2005 / 2014- Kochende Leidenschaft. Konstanz-München.
- Klüger, Ruth 2008/2020 – unterwegs verloren. Münschen.
- Kuchenbuch, L. -1988/2013- Haus oder Hof? Zum Bezugsrahmen bäuerlichen Fortkommens im frühen Mittelalter. In: Notizbuch Nr.80 der Kasseler Schule. S. 147-157. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Kuhle, D. -2004- Prinzip und Regel, um den Sonderfall zu erschließen. In: Notizbuch Nr. 58 der Kasseler Schule. S. 165-168. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Lührs, H. -2023- Der Einzelne, Einzige, Vereinzelte. In: Notizbuch Nr. 95 der Kasseler Schule. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel. (siehe Symposiumsbeitrag 2020 in diesem Notizbuch)
- Lepik, A. und Strobl, H. - 2019 –Die Neue Heimat (1950-1982) Eine sozialdemokratische Utopie und ihre Bauten. Frankfurt / aM.
- Mak, G. -1996/ 2014 –Wie Gott verschwand aus Jorwerd. München.
- Marx, K. -1867/1969 -Das Kapital. MEW 23 und 24. Berlin.
- Mead, Margaret -1974- ‚Der Konflikt‘ der Generationen. Jugend ohne Vorbild. München.
- Mendes-Flor, P. -2019/ 2022 –Martin Buber. Ein Leben im Dialog. Berlin.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth -2008 – bei Böse-Vetter, H. -2017- in: Notizbuch Nr. 90 der Kasseler Schule, S. 4. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Peters, Chr. -2021 - Dorfroman. München.
- Protze, Käthe -2021 –Ermutigungen. In: Notizbuch Nr. 93 der Kasseler Schule. S. 7-17. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Protze, Käthe -1995 –Ohne Göd –ka Musi. Schriften der Cooperative Landschaft Heft 4. S.1-50. Wien.
- Protze, Käthe -1997 –Pfersiche am Wegesrand. In: Notizbuch Nr. 47 der Kasseler Schule. S. 4-6. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Reckwitz, A. -2017/ 2021 –Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin.
- Riesmann, D. -1950/ 1966 –Die einsame Masse. Reinbek bei Hamburg.
- Rumpf, P. -1979 – Besprechung zu ‚Innenhaus und Außenhaus – Umbauten und sozialer Raum‘. In: Bauwelt 75 (Heft 45) S.1923. Berlin.
- Rutschky, Katharina -1994/ 2011 –Die Geheimnisse des Wäscheschranks. In: dies.: Im Gegenteil. S. 76-121. Berlin.
- Sand, George -1846/ 1961 –Das Teufelsmoor. Frankfurt/ aM.
- Sauerwein, B. -2021 – Räume des Handelns. In: Notizbuch Nr. 93 der Kasseler Schule. S. 185-198. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Scharla, L. -2004 – Das Bremer Reihenhaus in Holz. Überlegungen zur Hauskunde. In: Notizbuch Nr. 58 der Kasseler Schule. S. 76-121. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.

- Schneider, Gerda -2007 –Die Handlungsfreiräume auf Hofwirtschaften in ländlichen Räumen werden durch die symbolische Ordnung der Mutter strukturiert. In: Notizbuch Nr. 75 der Kasseler Schule. S. 115-131. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Stephan, Cora -2021 –Lob des Normalen. München.
- Stolzenburg, H.J. -1996 –Über die Apostolik des Grünspans – Zur ‘Politik der Natur’. In: Notizbuch Nr. 40 der Kasseler Schule. S. 297-309. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Spitthöver, Maria -1989 –Frauen in städtischen Freiräumen. Köln.
- Sombart, W. -1922/ 1992 -Liebe, Luxus, Kapitalismus. Berlin.
- Struck, Karin -1975 – Die Mutter. Frankfurt/ aM.
- Taut, B. -1924 – Die neue Wohnung – Die Frau als Schöpferin. Leipzig.
- Troll, H. -2005 – Die Kommunalität des Freiraums. Neubrandenburger Landeskundige Skizzen. F.7. Hg.: LPG- Landschafts- und Freiraumplanung Neubrandenburg.
- Tucholsky, K. -1962/1991 – Ein Pyrenäenbuch. Reinbek b. Hamb.
- Ullrich, O. -1979 – Technik und Herrschaft. Frankfurt /aM.
- Veblen, Th. -1899 /2006 –Theorie der feinen Leute. Frankfurt/ aM.
- Walzer, M. -1983/ 2006 – Sphären der Geselligkeit. Frankfurt –New York.
- Weber-Kellermann, Ingeborg -1975 – Die deutsche Familie. Frankfurt/ aM.
- Wehler, H.-U. -1995 –Die Geburtsstunde des deutschen Kleinbürgertums. In: ders.: Die Gegenwart als Geschichte. S. 100-109. München.
- Werlhoff, Claudia von -1986 / bei I. M. Hülbusch -1987/1997, S. 77. „Ich gehe raus und bin doch zu Haus“ und andere Texte von Inge Meta Hülbusch. Notizbuch 47 der Kasseler Schule. Hg.: Arbeitsgem. Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Wolfe, T. -1981/ 1984 –Mit dem Bauhaus leben. Frankfurt /aM.
- Woolf, Virginia -1929/ 2001 – Ein eigenes Zimmer. (*Ein Zimmer für sich allein*). Frankfurt /aM.

Abbildungen / Quelle:

Gemeinfreie Werke „Wikimedia commons“:

- Abb. 1: Jean-Francois Millet. Erste Schritte, ca. 1858.
- Abb. 2: Georgios Jakobides. Erste Schritte (1. Version), 1889.
- Abb. 3: Vincent van Gogh. Erste Schritte (nach Millet), 1890.
- Abb. 4: Georgios Jakobides. Erste Schritte (2. Version), 1893.
- Abb. 5: Jean-Francois Millet – Ährenleserinnen, 1857

Copyright-Vermerke:

- Abb. 6: Pablo Picasso – Les jeux et la lecture, 1953.
© Succession Picasso / VG Bild-Kunst, Bonn, 2023